

300768  
1921/14



300.768



EX LIBRIS LUDOVICI KATONA







300768  
3

# Ethnologische Mitteilungen

## aus Ungarn.

Zugleich Anzeiger der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.

Begründet und herausgegeben von

**Prof. Dr. Anton Herrmann.**

Redigiert von

**Anton Herrmann und Ludwig Katona.**

II. Band.

1890—1892.

Budapest, 1892.

Selbstverlag des Herausgebers.

~~1877~~

300.768

Dem hochsinnigen Förderer

Prof. Dr. Johannes Hanke

in München

weilt diese geringen Blätter

Der Herausgeber.

Magyar Tudományos Akadémia  
Könyvtár 4229 55

MAY 1955  
MAGYAR TUDOMÁNYOS  
AKADÉMIA

## Inhaltsverzeichnis.

|   | Seite   |
|---|---------|
| <i>Baróti L.</i> , Deutsche Volksballaden aus Südungarn . . . . .   | 198     |
| <i>Czámber S.</i> , Zur Kritik der Editionen slovakischer Volksdichtungen . . . . .   | 18      |
| <i>Czink L.</i> , Italienische Sprüche und Lieder aus Fiume . . . . .   | 226     |
| <i>H. A.</i> , Paul Hunfalvy . . . . .  | 175     |
| — — Sprachmonopol . . . . .   | 184     |
| <i>Hoffmann-Wigand Maja</i> , Deutsche Volkspoese in Ungarn (Pancsova) . . . . .  | 207     |
| <i>Kaindl R. F.</i> , Baba-Jaudocha-Dokia . . . . .   | 222     |
| <i>Kálmány L.</i> , Kosmogonische Spuren in der magyarischen Volksüberlieferung. I. Die Schöpfung. II. Der Sündenfall . . . . . | 3, 139  |
| <i>Katona L.</i> , Recht und Unrecht. Ein magyarisches Märchen mit seinen Varianten und Parallelen . . . . .                    | 88, 159 |
| — — Ethnographie, Ethnologie, Folklore . . . . .  | 43, 244 |
| <i>Kiss Ar.</i> , Siebenbürgische Kinderspiele (deutsche) . . . . .   | 216     |
| <i>Klein S.</i> , Deutsche Wiegenlieder aus Dobsina . . . . .   | 262     |
| <i>Körösi Alex.</i> , Italienische Sprüche und Lieder aus Fiume . . . . .   | 226     |
| <i>Krauss F. S.</i> , Mensch und Bär. Eine bosnische Tiersage . . . . .   | 101     |
| — — Sveta Nedeljica . . . . .   | 242     |
| <i>Kuhár Fr. S.</i> , Albanesen in Slavonien . . . . .  | 25, 169 |
| <i>Kun Géza Graf</i> , Schatzgräber und Bergleute . . . . .   | 60      |
| — — Ueber uneigentliche Ausdrücke verschiedener Sprachen aus Ehrfurcht vor der Gottheit und vor den Machthabern . . . . .       | 80      |
| <i>Kúnos Ig.</i> , Türkische Gedankenlieder aus Ada-Kaleh . . . . .   | 51      |
| — — Türkisches Puppentheater (Karagöz-Spiel) . . . . .  | 148     |
| <i>Kurz S.</i> , Hochzeitssprüche der Hienzen . . . . .   | 211     |
| <i>Lázár B.</i> , Ueber den „Garabonczyás diák“ . . . . .   | 166     |
| <i>Lehoczky S.</i> , Deutsche Volkspoese in Ungarn (Bereger Comitát). . . . .   | 193     |
| <i>Leland Ch. G.</i> , Begrüßungsschreiben an die ethnographische Gesellschaft in Ungarn . . . . .                              | 2       |
| — — Die alten Folkloristen . . . . .  | 253     |
| <i>Mariencescu A.</i> , Baba Dokia, eine volksmythologische Gestalt der Rumänen . . . . .                                       | 12      |
| <i>Matirko B.</i> , Die Zipser Volkssage von Kasperek . . . . .   | 162     |
| <i>Meneszchean G.</i> , Ein chinesischer Brauch bei den Armeniern . . . . .   | 55      |
| <i>Munkácsi B.</i> , Kosmogonische Sagen der Wogulen (deutsch v. A. H.) . . . . .   | 63, 105 |
| I. Die Sage von der Entstehung der Erde . . . . .   | 78      |
| II. Die Sage von der Umgürtung der Erde . . . . .   | 109     |
| III. Das Lied von der Ueberschwemmung des Himmels und der Erde . . . . .  | 121     |
| IV. Die Sage von der heiligen Feuertlut. A. B. C. . . . .   | 125     |
| V. Heiliges Lied von der Herablassung der Erde aus dem Himmel . . . . .   | 255     |
| VI. Das Lied von der Erschaffung der Erde und des Himmels . . . . .   | 65      |
| <i>Pápai K.</i> , Unter Wogulen und Ostjaken . . . . .  | 103     |
| <i>Prohászka Fr.</i> , Historische Sagen aus dem Barscher Comitát. . . . .  | 11      |
| I. Die Kirche von St. Benedek. II. Die Katzenfähre . . . . .  | 58      |
| — — Trajan-Decebal-Sagen bei den Rumänen . . . . .  | 168     |
| — — Colonien der Spanier in Ungarn . . . . .  | 168     |

**MAGYAR**

TUDOMÁNYOS AKADÉMIA  
KÖNYVTÁRA

|   | Seite |
|---|-------|
| <i>Schwanfelder A.</i> , Deutsche Besprechungsformeln aus Südungarn . . . . .                                       | 97    |
| — — Deutsche Volkspoesie in Ungarn (Bresztovác) . . . . .   | 204   |
| <i>Strausz Ad.</i> , Fremd zu Hause (aus Ungarn ausgewanderte Bulgaren) . . . . .                                   | 21    |
| <i>Szongott Kr.</i> , Armenische Volksmärchen aus Siebenbürgen.   |       |
| Mutter, Sohn und Drache . . . . .   | 218   |
| <i>Veress Andr.</i> , Die Baba-Dokia-Sage und die mit ihr zusammenhängenden<br>Volksgebräuche in Rumänien . . . . . | 56    |
| <i>Vikár B.</i> , Ueber meine Studienreise in Finnland. . . . .   | 61    |
| <i>Weber S.</i> , Die Kleidung der Zipser Sachsen . . . . .   | 165   |
| <i>Wlislocki H.</i> , Wesen und Wirkungskreis der Zauberfrauen bei den<br>siebenbürgischen Zigeunern . . . . .      | 33    |
| — — Wanderzeichen der Zigeuner . . . . .  | 133   |
| — — Siebenbürgische Kinderspiele (sächsische) . . . . .   | 213   |

\* \* \*

|   |                  |
|---|------------------|
| <b>Magyarische Volkspoesien</b> (übersetzt von Handmann, Herrmann, Katona,<br>Weiss-Schrattenthal, Wlislocki) . . . . . | 88, 98, 185, 268 |
| Volkslied, bulgarisches (übersetzt von A. H.) . . . . .   | 190              |
| — — italienisches, fumaner (übersetzt von A. H.) . . . . .  | 191              |
| — — deutsches, aus Siebenbürgen . . . . .   | 189              |
| — — ruthenisches (übersetzt von A. H.) . . . . .  | 191              |
| Volkslieder der Spaniolen von Reich-Neuhaus (übersetzt von A. H.) . . . . .   | 192              |
| Aus dem Munde der Ofuer Schwaben von Josefine Weisz-Fináczy . . . . .   | 188              |
| Volksballaden, deutsche aus Ungarn (M. Wigand, E. Pratscher) . . . . .  | 94               |

\* \* \*

*Bücherbesprechungen.*

|   |     |
|---|-----|
| Paul Sebillot, Devinettes de la Haute-Bretagne ( <i>Krauss</i> ) . . . . .                          | 176 |
| M. Haberlandt, Der altindische Geist ( <i>Krauss</i> ) . . . . .                                    | 177 |
| Ethnologische Litteratur Ungarns ( <i>Wlislocki</i> ) . . . . .                                     | 178 |
| Fr. v. Hellwald, Ethnogr. Rösselsprünge ( <i>Wlislocki</i> ) . . . . .                              | 180 |
| Frd. v. Andrian, Der Höhenkultus ( <i>Wlislocki</i> ) . . . . .                                     | 180 |
| Wlislocki, Märchen und Sagen der Bukowinaer und Siebenbürger<br>Armenier ( <i>A. H.</i> ) . . . . . | 181 |
| Wlislocki, Volksglaube und rel. Brauch der Zigeuner ( <i>A. H.</i> ) . . . . .                      | 181 |
| Wlislocki, Die Ungarn und Szekler in Siebenbürgen ( <i>A. H.</i> ) . . . . .                        | 181 |
| Hunfalvy-Album ( <i>A. H.</i> ) . . . . .   | 181 |
| Strausz Ad., Bolgár népköltési gyűjtemény ( <i>A. H.</i> ) . . . . .                                | 182 |

*Splitter und Späne.* . . . . . 104, 264

Zu bemerken: Das 1. Heft dieses Bandes führt den besondern Titel: Anzeige der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns.



# ANZEIGER

DER GESELLSCHAFT FÜR DIE VÖLKERKUNDE UNGARNS.

REDIGIERT VON

ANTON HERRMANN

Secretär d. Gesellschaft f. d. Völkerkunde  
Ungarns.

LUDWIG KATONA

Schriftführer d. Gesellsch. f. d. Völkerkunde  
Ungarns.

## Mitteilung der Redaction.

Die „Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns“ ist aus den Bewegungen hervorgegangen, zu denen die unmittelbare Anregung die im Jahre 1887 gegründete Zeitschrift „Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn“ gegeben hat. Die statutenmässige Aufgabe der Gesellschaft ist: das Erforschen der jetzigen und einstigen Völker des ungarischen Staates und des historischen Ungarns, ferner auf Grund gegenseitigen Kennenlernens die Pflege der geschwisterlichen Eintracht und des Gefühles der Zusammengehörigkeit unter den im Vaterlande lebenden Völkern.

Die Gesellschaft, die ihre Tätigkeit im Herbst 1889 mit etwa 500 Mitgliedern begonnen, hält monatliche Vortragssitzungen und gibt als Amtsorgan (gegen den Jahresbeitrag von 3 fl.) die Monatschrift „Ethnographia“ heraus. (I. Jahrg. 1890. 31 Bogen, redigiert von Dr. Ladislaus Rethy; von 1891. an unter der Redaction der Gefertigten).

Um den Inhalt des Amtsorgans sowie diejenigen Verhandlungen der Gesellschaft, die ein allgemeineres Interesse beanspruchen dürfen, den Volksforschern auch weiterer Kreise zugänglich zu machen, haben wir die Herausgabe dieses Anzeigers beschlossen. Er erscheint monatlich (August u. September ausgenommen) wenigstens einen Bogen stark und wird an die *auswärtigen* Mitglieder der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns gratis abgegeben. Sonst kann der Anzeiger nur als regelmässiges Beiblatt der gleichfalls von den Gefertigten redigierten Monatschrift „Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn“ bezogen werden.

Die beiden Zeitschriften (jährlich wenigstens 30 Bogen) kosten zusammen 4 fl; für die Mitglieder der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns 2 fl; für die Mitglieder jedes andern Vereines für Völkerkunde 3 fl.

Alle Sendungen sind an Anton Herrmann, Budapest, I. Attila-utca 47 zu richten.

Budapest, am 20. Dezember 1890.

Prof. Dr. Anton Herrmann

Secretär der Ges. f. d. Völkerkunde Ungarns.

Prof. Dr. Ludwig Katona

Schriftführer d. Ges. f. d. Völkerkunde Ungarns.

## Aus dem Begrüssungsschreiben an die Gesellschaft.

Von Charles G. Leland.

(Vorgelesen in der Vortragsitzung am 7. Dezember 1889.)

Es macht mir ein ausserordentliches Vergnügen, dass ich — wenn auch nicht persönlich, so doch wenigstens brieflich — die Gründung der Ungarischen Folk-Lore-Gesellschaft begrüßen kann. Dass es nötig, ja sogar eine Pflicht ist, eine solche Gesellschaft zu gründen, davon war ich schon längst aus *zwei* Ursachen überzeugt. *Erstens* aus dem Grunde, weil kein Land in der ganzen Welt so reichen, verschiedenen und so interessanten Stoff für den Forscher bietet, als eben Ungarn. Im westlichen Europa existiert dieser Stoff meistens nur als ein trockener und todter Ueberrest vergangener Zeiten, — hier in Ungarn aber *lebt* er, und kann vom Forscher frisch und lebendig studiert werden. Dass Ungarn sich rühmen kann einen der besten Roman- und Novellendichter der Welt — nämlich Jókai — zu besitzen, findet seine Begründung schon darin, dass der ethnologische und ethnographische Stoff in der Verschiedenheit der Racen, in seinen wundervollsten Nuancen dem Dichter hier von allen Seiten in unzählbarer Abwechslung engegentritt. Wenn dies eben nicht der Fall wäre, so hätten Sie, meine Herren, wohl auf anderen Gebieten grosse Männer aufzuweisen, aber grosse Dichter vom Range eines Petöfi, Eötvös, Arany und Jókai wohl schwerlich.

Ein *zweiter* Grund für die Gründung dieser Gesellschaft ist der, dass Sie, Meine Herren, in den von Prof. Dr. Anton Herrmann redigierten „*Ethnologischen Mitteilungen*“ ein bahnbrechendes Folk-Lore-Journal besitzen, das — wie ich dies in Englands erstem Journal betont habe — das beste in Europa ist. Obgleich das Unternehmen noch jung ist, so ist sein Wert im Ausland doch schon anerkannt. Auf dem Gebiete der Archaeologie und Ethnologie steht Ungarn keinem Lande nach, indem es Männer wie Pulszky, Hunfalvy, Vámbéry, Török und manche andere aufweisen kann, die auch in dieser Richtung ihrem Volke zur Ehre gereichen. Und sehr charakteristisch und ehrend für dies Land ist auch der Umstand, dass es in der Person Sr. k. u. k. Hoheit des Erzherzogs Josef nicht nur auf sozialem und politischem, sondern auch auf strengwissenschaftlichem Gebiete einen berühmten Vertreter besitzt, der als erster Kenner der Zigeunersprache, zu den Forschern ersten Ranges gehört. Und diesen Titel hat er nicht geerbt, sondern durch Eigenfleiss erworben.

\*) Ethnographia, I., I. Heft. S. 38—41.

Mögen Sie, meine Herren, ja nicht denken, dass ich etwa als Praeses der englischen Zigeuner-Gesellschaft, der Gypsy-Lore-Society, ein solches Studium zu hoch anschlage. Vergessen Sie ja nicht, dass wir in erster Reihe Folkloristen sind und dass für uns die Entdeckung des Zigeunertums und dessen Erforschung eine wichtige und unerschöpfliche Quelle bildet. Es gibt freilich gelehrte Philister, die uns nur mitleidig belächeln und die Bohémiens der Wissenschaft, eine *colluvies gentium* nennen; aber wir müssen bedenken, dass Folk-Lore als Wissenschaft noch eine gar junge Erscheinung ist, und dass es noch genug Krämer auf dem Markte der Wissenschaft gibt, die noch nicht wissen, was für ein Artikel Folk-Lore ist. Die Folkloristik ist die allerletzte, aller tiefste und schönste Entwicklung der Geschichte. In meiner Jugend lernte man die Geschichte nur in monochromischen Skizzen, aber heute ist man schon bestrebt, nicht nur grosse *Männer*, sondern *Ideen* und bewegende Factoren in den Vordergrund der Geschichte zu rücken. Und hiebei ist eben der Folk-Lore berufen mitzuhelfen.

*Jacta est alea.* Wir haben den Anfang gemacht; jetzt heisst es nur vorwärts zu streben. Sie können, meine Herren, die schönsten Hoffnungen aus den vielen, sich Ihnen anbietenden Vorteilen schöpfen. Sie haben einen reichen Vorrat an Stoffen, ein vortreffliches Journal, viele grosse und strebsame Gelehrte, während Ihre Völkerschaften berufen sind, das schönste ethnologische Museum der Welt zu bilden, wobei Sie Alle vom edelsten Nationalgefühl begeistert sind, dem grosse Erfolge nie abgehen können. Und wenn die Gesellschaft ihre Pflicht erfüllt, so hat sie in grossem Masse Ungarns Cultur und die Kräftigung seines Staatslebens gefördert.

---

## Kosmogonische Spuren in der magyarischen Volksüberlieferung.

Von Ludwig Kálmány.

### I. Die Schöpfung.

(Vorgelesen in der Vortrags-Sitzung am 11. Januar 1890.)

Zweifelsohne spielte der Teufel (magyarisch: *ördög*) auch in den magyarischen Sagen ursprünglich eine *demiurgische* Rolle, die erst unter dem Einflusse des Christentums in eine *diabolische* übergieng. Schon

*Erman* und *Reguly* <sup>1)</sup> wiesen auf den *Örtik* der sprachverwandten Ostjaken hin, der als ein dem Hauptgotte befreundetes, helfendes Wesen, als Demiurg also, dargestellt wird. Wir können uns im Folgenden gar leicht davon überzeugen, dass der *Örtik* der Ostjaken nicht nur dem Laute nach, sondern auch betreff seiner demiurgischen Rolle dem magyarischen *Ördög*, dem türkisch-tatarischen *Ärtik* oder *Ärtik* und dem mongolischen *Erlüing*, *Erlük-Kahn* entspricht.

Als der wogulische Demiurg *Elm-pi* die Welt aus dem Wasser emporsteigen liess, begann dieselbe sich auf demselben rasch im Kreise herumzudrehen. Damit nun die Erde für die Menschen bewohnbar werde, so wurde sie von *Elm-pi* mit einem Gebirge, dem Ural befestigt. So erzählt die wogulische Sage, der wir die folgende magyarische (aus *Ságújfalu*) entgegenhalten: „Wo sich die Schleuse von Endrefalva befindet, dort wollte der Teufel die Welt absperren. Es gelang ihm auch zum guten Teile, aber den Knauf anzubringen, hatte er keine Zeit mehr, denn es erscholl der Hahnenruf und die Schleuse versank. Zur Ergänzung erzählte der Palovze von *Ságújfalu*, dass die Schleuse von Endrefalva quer durch die ganze Welt gezogen ist, das kam aber so: Gott sprach einmal zum Teufel: Er soll auch sein Reich haben, wenn er's von Morgen bis Abend abzusperren im Stande ist, dahin wird die Sonne nicht scheinen. Der Teufel aber konnte den (abschliessenden) Knauf nicht aufsetzen, der Hahn krächte, die Schleuse versank, der ganzen Länge nach ist noch ihre Spur sichtbar.“

In dieser magyarischen Sage ist der Ausdruck *tógát* (Schleuse, Schliesse, Verschluss) von besonderer Bedeutung, nachdem dies Wort in den magyarischen Chroniken in der Form *Togata* vorkommt und der Name eines Flusses ist, an dessen Ufern — den Chroniken gemäss — sich die Urheimat der Magyaren befunden haben soll. Nicht nur dem Laute nach, sondern auch seiner Bedeutung nach entspricht es dem vogulischen *tagat*, *täget* und dem ostjakischen *tangat* (stecken, stecken bleiben <sup>2)</sup>). Mit diesem Ausdrücke der Palovzen, nicht weniger mit der vogulisch-ostjakischen verwandten Bedeutung desselben, stimmt überein die Erklärung *Simon Kézai's* (circa 1282) und die der Wiener Chronik, des sogenannten „Codex pictus“ (circa 1358), der gemäss die *Togota* oder *Togata* „in unbewohnten morastigen Gegenden und zwi-

<sup>1)</sup> S. *Castrén*, Vorlesungen über die finnische Mythologie S. 216 und *Ipolyi*, Magyar Mythologia (magyar. Mythologie) S. 40.

<sup>2)</sup> *Hunfalvy*, Magyarországi ethnographiája (Ethnographie Ungarns) S. 285.

schen schneebedeckten Bergen fließt“; <sup>1)</sup> ein Fluss, der durch solche Gegenden fließt, verdient in der Tat den Namen eines abschliessenden, stecken bleibenden oder eines *tógáta*. Um diese magyarische Sage in ihrer ursprünglichen Gestalt kennen zu lernen, müssen wir all das von ihr abschälen, womit sie fremde Religion bekleidet hat. Die gemeinschaftliche Grundlage der wogulischen und auch der magyarischen Sage ist die Welterschaffung. *Elm-pi* erreicht sein Ziel, der Teufel nicht. Dass der Teufel grade dann fallen musste, als er das Ziel beinahe schon erreicht hatte, dass er sein Reich deshalb mit Bergen umgab, damit die Sonne nicht hineinscheine, dass er heute als ein Feind Gottes erscheint, das sind alles Züge, die im christlichen Diabolus sich vorfinden; aber das, dass sich der Teufel eine Welt erschafft, und zwar nicht in der Unterwelt, sondern hier auf der Erde, dass er gleich *Elm-pi* eine Gebirgsspitze besitzt, dass endlich die Schleuse (*tógát*) versinkt, gleich dem Berge *Elm-pi's*, das sind Züge, die wir im Christentum nicht, wohl aber in der wogulischen Sage antreffen.

Nach der Erschaffung der Erde verfertigt *Elm-pi* auf *Numi Tarom's* Rat aus Schnee einen Menschen, der jedoch in Stücke fällt. <sup>2)</sup> Ebenso erfolglos ist dies Beginnen für den magyarischen Demiurgen, den *Ördög*. Die Sage erzählt: „Als Gott den Menschen erschaffen hatte, sagte der Teufel, dass er sich auch einen erschaffen wolle. Gott sprach: ‚Also erschaffe ihn!‘ Der Teufel formte auch einen Menschen, und Gott sagte: ‚Mach' ihn also gehen!‘ — ‚Das kann ich nicht‘, versetzte der Teufel. Da sprach Gott: ‚Verleihe ihm eine Seele.‘ — ‚Das kann ich nicht ohne deine Hilfe,‘ versetzte der Teufel; Gott aber meinte: ‚Das thue ich nicht; dem Teufel gebe ich keine Seele!‘ Und daher kann der Teufel nicht mit der Seele schalten.“ (Majdan.) Der Einfluss des Christentums ist gleich am Anfang dieser Sage bemerkbar, wo Gott den Menschen erschaffen, während nach der Sage verwandter Völker der Demiurg sich damit abplagt. Dass der Teufel keine Seele habe, drücken die magyarischen Redensarten aus: „*Szögény az ördög, mert nincs neki lelke*.“ (Arm ist der Teufel, denn er hat keine Seele. [Szeged.] Wenn er also keine Seele hat, so ist er Demiurg, denn der christliche Diabolus ist ja selbst eine „böse Seele“ (*rossz lélek*), dem die Bösen angehören, daher die Redensart: „*Az ördögnek adta a lelkét*“ (Er gab dem Teufel seine Seele), oder „*Annak már*

<sup>1)</sup> Derselbe, Ugor vagy török-tatár eredetű-e a magyar nemzet? (Ist das magyarische Volk ugrischen oder türkisch-tatarischen Ursprungs). S. 22.

<sup>2)</sup> Derselbe, *Reguly hagyományai* (Reguly's Nachlass) I. 126.

az ördögé a lelke“ (Dessen Seele gehört schon dem Teufel) [Szeged]. Der wogulische *Elm-pi* verzweifelt nicht über die Erfolglosigkeit seiner Unternehmens, sondern bittet *Numi Tarom* um Hilfe, der ihm rät, er möge Erde mit Schnee mischen und daraus einen Menschen formen. Hiezu haben wir auch ein magyarisches Bruchstück: „Als der Teufel den Menschen geformt hatte, konnte er ihn nicht aufrichten; nachdem Gott ihn angehaucht hatte, sprach er: ‚Steh' auf, Elias!‘ Und er stand auf.“ (Tápé). Eine, wenn auch nicht auf die Erschaffung, so doch auf die Vermehrung der Menschen bezügliche magyarische Sage erzählt: ‚Gott segnete das erste Menschenpaar, damit es sich vermehrte, und liess dieserwegen auf das Gesäss des impotenten Adam vom Himmel glühende Kohlen herabfallen.‘ (Török-Kanizsa). Das Feuer entspricht hier der Seele. (In Magyar-Kanizsa legt der Teufel die Kohlen auf.)

Gehen wir weiter. Der wogulische *Elm-pi* formt den Menschen und macht ihn auch gehen, in der magyarischen Sage stösst Gott dreimal an die Sohlen Adams, worauf er sich rührte, dann aufrichtete und endlich gehen konnte. (Egyházaskér.) Auf gleiche Weise wird der vom Teufel erschaffene Elias durch Jesus erweckt. (Temesköz-Lőrinczfalva.) Auch die sibirisch-türkische Sage von der Teilnahme des Hundes an der Erschaffung des Menschen finden wir im Magyarischen wieder. „Als Gott den Adam erschaffen hatte, nahm er ihm ans der linken Seite eine Rippe heraus, und legte sie auf die Erde. Hierauf entfernte sich Gott, um Kot zu holen, womit er das Loch in Adam's Seite zustoßen wollte. Inzwischen raubte die Rippe der Hund, und wollte davon laufen, aber Gott schnitt ihm den Schwanz ab und formte daraus die Eva! Und so ist es denn auch: Ob du ein Geheimnis an die Zunge der Weiber bindest, oder an den Schwanz des Hundes — es bleibt sich gleich!“ (Majdán.) Hiebei wird freilich weniger auf die Erschaffung, als eben auf die specielle Erschaffung des Weibes aus einem Hundeschwanz Bezug genommen, um dadurch die Frauen lächerlich zu machen. Es wird auch erzählt, dass die Frauen desshalb so flöhig sind, weil sie aus einem Hundeschwanz erschaffen worden sind.<sup>1)</sup> Auch sagt das Sprichwort: „Das Weib ist unbeständig wie der Hundeschwanz.“ (Ságtűfalv.)

In einer anderen Variante wird erzählt, Gott habe den Hund beim leblosen Körper als Wächter zurückgelassen, während er selbst

<sup>1)</sup> *Barna Frd. A votjások pogány vallásáról* (Ueber die heidnische Religion der Wotjaken) S. 27.

um Kot gieng; da habe der Teufel (hier also Diabolus) eine solche Kälte entstehen lassen, die der Hund nicht im Stande war, zu ertragen. Der Teufel habe nun dem Hunde einen Pelz angeboten, wenn er ihm den Körper auf einen Augenblick überlasse. Der Hund nahm den Pelz, der Teufel aber spie den Körper an, und legte dadurch den Grund zu allen menschlichen Krankheiten.

Auch bei der Erschaffung der Tiere spielt der Teufel in den magyarischen Sagen eine Rolle. In zahlreichen Varianten wird erzählt: „Als Gott die Biene erschaffen hatte, sprach der Teufel: ‚Auch ich will mir ein solches Tierchen erschaffen!‘ — ‚Also erschaffe dir!‘ versetzte Gott. Der Teufel gieng von dannen und formte sich Bienen. Als er nun Gott rufen wollte, damit er sein Werk ansehe, sprach er zu den Bienen: ‚Hier bleib!‘ (ungar. *itt légy*). Da verwandelten sich alle von ihm erschaffenen Bienen in Fliegen (ungarisch *légy* = die Fliege) und flogen von dannen.“ (Csanád-Apácza). Als Erschaffer der Fliege wird auch unter gleichen Umständen Sct. Petrus erwähnt. Nach einer anderen Sage soll Lucifer statt Bienen blutsaugende Bremsen erschaffen haben. (Egyházás-Kér.) Nach christlicher Auffassung zerstört Gott die Werke des Diabolus und lässt ihn nicht zum Ziel gelangen. Eine Sage erzählt: „Als Gott die Welt erschaffen hatte, kam der Teufel zu ihm und sprach: er würde auch eine erschaffen. Fragte ihn der Herr: „Was schaffst du Teufel?“ Sprach dieser: „Fliegen, so gross, wie ein Pferd; wen sie stechen, der wird sterben!“ — „Nicht also,“ versetzte Gott, „ich selbst werde auch Fliegen erschaffen, aber nur so gross, dass sie die Schnitter nicht schlafen lassen.“ (Szeged-Gajgonya). Die Benennung der einzelnen Tiere soll von Adam, oder wie andere Sagen erzählen, von Noë herrühren. Als Verbreiterin der Fliegen, gilt Margaretha; daher heisst es im magyarischen Volksglauben: „Vor dem Margarethentage ist keine Fliege im Hause zu finden; an diesem Tage aber geht Margaretha herum und lässt aus ihrer Schürze in jede Küche eine Schaar Fliegen hienein schwärmen. Deshalb soll man an diesem Tage die Türen nicht offen halten.“ (Torontál-Monostor.) Eine andere Sage erzählt, dass eine alte Jungfrau stets über Langweile geklagt habe; da erschuf Gott ihr zuliebe die Fliegen und Flöhe, damit sie nun etwas zu tun habe. (Szeged-Madarász-tó). Auch die Laus soll der Teufel erschaffen haben: Gott hatte den Floh erschaffen, der Teufel bat, auch so etwas schaffen zu dürfen. „Nun schaff, wenn du kannst!“ sprach Gott. Der Teufel machte sich daran, konnte aber nur eine Laus zustande bringen. Und so ist es auch besser, denn wenn die Laus

auch so springen könnte, wie der Floh, wär's arg gefehlt. (Szeged-Királyhalom).

Auch als Lehrer der Menschen spielt der Teufel eine Rolle in der magyarischen Volksüberlieferung. Er soll die Menschen das Rauchen, Kartenspiel, Saufen gelehrt haben. Hier also tritt er wieder als Diabolus auf. In einer Sage aus Majdán lehrt er den Gebrauch der Schusswaffe und erscheint als Demiurg. Auch wird erzählt, der Teufel habe die Menschen das Mahlen gelehrt; er habe die erste Mühle gebaut, doch konnte er keinen Beutler verfertigen; diesen habe der Zigeuner gemacht. (Majdan). — An Stelle des Teufels in demiurgischer Rolle hat das Christentum in einigen magyarischen Sagen den heil. Petrus gesetzt, der, wie wir gesehen, auch die Fliege erschaffen hat. Er soll auch die Raizen (ung. *rác*) erschaffen haben. Als nämlich Gott — so erzählt die Sage — mit der Zeit alle Völker erschaffen hatte, blieb noch ein ungeformter Lehmhaufen zurück, aus dem ein Slovak hätte geformt werden sollen. Da bat der heilige Petrus, Gott möge ihm erlauben, dass er auch ein Volk erschaffe. Die Bitte wurde ihm gewährt und er begann nun den Lehm zu formen und anzubohren, wobei der Bohrer im Lehm den Ton: Rač, Rač, Rač! hören liess. „Also soll dies Volk Raizen heissen!“ rief geärgert der heil. Petrus, und seit dieser Zeit gibt es auch Raizen auf der Welt. (Egyházas-Kér.) — Nach einer Variante aus Szöreg geschah dies später. Als nämlich Petrus mit Christus bei Pressburg an der Donau wandelte, fiel ihm auf, dass Gott allerlei Völker habe auf Erden, nur keine Raizen. Christus erlaubte ihm welche zu schaffen. Er bohrte sich einen aus einem Deutschen, der am Donauufer grade seine Notdurft verrichtete. Auch die zahlreichen Windungen der Theiss werden im Volksglauben dem heil. Petrus zugeschrieben. Er soll nämlich mit einem blinden Pferd die Furche für das Theissbett gezogen haben. (Algyó). Nach einer Variante aus Magyar-Kanizsa soll es ein Esel gewesen sein, der nach Disteln suchend, den Pflug hin und her zerrte. Die Wirbel in der Theiss werden Christus zugeschrieben. Als er nämlich mit Petrus die Theiss aufwärts fuhr, hörte dieser die Schiffer wegen der Schwierigkeit der Fahrt gar oft fluchen. Da bat er Jesus, er möge bewirken, dass der Strom auf der einen Seite aufwärts, auf der anderen abwärts fliesse, damit dadurch die Fahrt erleichtert werde und die Schiffer nicht so viel fluchen sollten. Jesus gewährte seine Bitte, und die Folge davon war, dass nun die Schiffer bei erleichteter Fahrt erst recht Zeit hatten zum Fluchen. Da bat der heil. Petrus abermals Jesus, er möge den Strom



wieder so fließen lassen, wie früher. Auch dieser Bitte willfahrte Jesus, doch liess er im Strome Wirbel zurück, die auch heutigen Tages „das Wasser des heilig. Petrus“ (*Szent Péter vize*) heissen. (Szeged). Nach einer Variante aus Magyar-Kanizsa erscheint Petrus als Fischer und Fischer treten an Stelle der Schiffer. — Aehnlich erzählt man sich die Erschaffung der Knoten im Holze.<sup>1)</sup> Der heil. Petrus, mit Jesus auf Erden wandelnd, hörte die Zimmerleute fluchen. Da sprach er: „Siehe da, Herr, diese Leute haben eine gar leichte Arbeit und daher auch Zeit zum Fluchen! Wie könnte man dem abhelfen, damit sie mehr zu tun und weniger Zeit zum Fluchen haben?“ Der heil. Petrus hatte den Mund grade voll Kautabak und Jesus sprach zu ihm: „Speie auf diesen Balken! Gleich werden die Zimmerleute zu tun haben!“ Petrus spie auf das Holz und aus seinem Speichel sind die Knoten entstanden Seither fluchen die Zimmerleute dem heiligen Petrus.

Es gibt magyarische Volksüberlieferungen, in denen Sct. Peter bei der Schöpfung nur gegenwärtig ist, ohne daran Teil zu nehmen; höchstens fragt er nach dem Namen des Erschaffenen, wie z. B. in der Sage von der Erschaffung des Weizens:

„Als Gott die Welt, die Pflanzen und auch den Weizen erschaffen hatte, kam Sct. Petrus heran und fragte: „Was ist das für ein Gras, das den andern Gräsern gleicht?“ Gott antwortete: „Es soll Weizen heissen.“ Hiebei segnete er den Weizen; dieser abar sprach: „Man wird mich aber aussäen.“ — „Vermehre dich!“ erwiderte Gott. — „Ich werde Kälte und Hitze ertragen müssen!“ — „Vermehre dich!“ — „Ich werde in die Höhe schiessen!“ — „Vermehre dich!“ — „Die Sonne wird mich versengen!“ — „Vermehre dich!“ — „Meine Körner werden verdorren!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird meine Füsse abschneiden!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich binden und auf den Wagen werfen!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich durch Pferde zertreten lassen und in Säcke füllen!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich in der Mühle mahlen!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich sieben!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich kneten!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich backen!“ — „Vermehre dich!“ — „Man wird mich zweimal backen!“ — „Nimm ab!“ (Szöreg). — Zuweilen will Petrus, der Demiurgrolle entkleidet nicht erschaffen, sondern zerstören, wie in der folgende Sage vom

<sup>1)</sup> S. mein Werk: *Szeged népe* (Szegedin's Volk) II. 141.

Tabak: Als Petrus mit dem lieben Gott auf Erden wandelte, da gab es untern den andern Kräutern auch schon Tabak. Als sie unter Tabakpflanzen umhergingen, ward der Mantel Petrus' mit dem Samen ganz belegt; da sprach er zu Gott: „Mein Herr und Schöpfer! Verteile doch den Samen dieses Krautes! mein Gewand ist ganz damit belegt!“ Gott aber versetzte: „Lassen wir es nur, Petrus! das ist ein kostbares Kraut, davon wird ein grosser Teil der Welt leben!“ So ist dann der Tabak geblieben. (Temesköz-Lőrinczfalva).

Den heiligen Petrus als Demiurgen stellt uns auch die magyarische Redensart dar, die bei grosser Hitze angewendet wird: „Nicht vergeblich war ein strenger Winter; der heil. Petrus hat viel Holz fällen lassen, nun kann er auch tüchtig einheizen. (Torontál-Csóka).<sup>1)</sup> (*Nem hiába volt nagy tél; Szent Péter sok fát vágatott, ugyancsak rakott is a tűzre*). Hieraus ist ersichtlich, dass er dem Volksglauben gemäss Sorge für die Welt trägt, dieselbe regiert und dass die Witterung von ihm abhängt. Als Demiurg spielt dieser Heilige auch bei der Erschaffung der Plejaden (des Sternbildes: Gluckhenne) in der magyarischen Sage eine Rolle. Es heisst nämlich: Als Christus und Sct. Petrus auf Erden wandelten, erblickte der Heilige eine Henne und fragte Jesus: „Was ist das?“ — „Eine Henne,“ antwortete der Herr. „Sollen wir sie nicht mit in den Himmel nehmen?“ — „Nimm sie!“ versetzte Jesus. Und Petrus nahm die Henne mit sich in den Himmel und liess sie brüten. Nun sieht man sie oft am Himmel mit ihren Küchlein scharren (Szöreg).

Mit der Himmelfahrt Christi ist in einer magyarischen (palócz) Sage die Entstehung der Berge verbunden. Es wird nämlich erzählt: Als Christus sich in den Himmel erhob, folgte ihm die Erde nach; als er aber „Amen!“ sprach, blieb sie zurück und so entstanden die Berge, so entstand auch der Karancs-Gipfel, auf dem die Engel dann eine Kirche erbauten. (Ságtűfalu). Kosmogonische Spuren und zwar mohamedanische, finden wir auch im magyarischen Rätsel. Als Gott den Adam aus Lehm geformt hatte, lehnte er ihn an einen Zaun, damit er an der Sonne trockne; wer hat aber den Zaun gemacht? — Der Islam lehrt, dass Gott den Menschen aus schwarzer Erde geformt und diese Form vierzig Jahre lang an der Sonne habe trocknen lassen.

<sup>1)</sup> Vgl. hiezu das siebenbürgisch-sächsische Kinderlied, das die Kinder, den Schneemann umtanzend, zu singen pflegen.

Es scheint, als ob durch das zweimalige Formen des ersten Menschen der Demiurg im Volksglauben unsere Zukunft gleichsam vorausbestimmt habe, und uns schon damals an das Leid, an den Kampf ums Dasein habe gewöhnen wollen.

## Die Armenier in Ungarn. <sup>1)</sup>

Von Dr. Ladislaus Réthy.

Unter denjenigen fremden Völkerschaften, die in Ungarn eine neue Heimat fanden, sind in erster Reihe die *Armenier* zu erwähnen, die — obwohl sie die alte Benennung ihres Volkes beibehalten haben — mit der magyarischen Nation so sehr verschmolzen sind, dass sie deren integrierenden Teil bilden, und von jeher an Freud und Leid derselben Teil nahmen. Die Armenier sind den Magyaren schon in ihrer an der Wolga gelegenen Urheimat bekannt gewesen, da man in den erwähnten Gegenden armenische Denkmäler constatirt hat, und es ist höchst wahrscheinlich, dass sie die Magyaren auf ihrem Zuge nach Mitteleuropa als Handwerker und Händler begleitet haben mögen. Kézai erwähnt in seiner Chronik, dass unter den fremden Familien auch armenische zu finden sind und in der Arpaden-Zeit soll ein Teil der Bevölkerung von Gran armenisch gewesen sein (Armenii Strigonii. Czinár 20). In späterer Zeit kommt in den Chroniken der Name „Armenier“ (ungarisch: Örmény) auch als Familienname häufig vor. So hat z. B. im Jahre 1415 zu Ofen ein Bürger, namens Jakob sein Haus einem gewissen Martin, einem „Armenier“ (Armenus) für 600 fl. (nach heutigen Gelde circa 10,800 fl.) verkauft. Im Jahre 1432 finden wir unter den Vorstehern der Stadt Pest einen gewissen Aegidius Örmény als Geschworenen, und am Hof Mathias Hunyady's diente ein Stefan Ermény als Burgkapitän. <sup>2)</sup> Armenier als Adelige werden in den Listen der Adelligen gar oft angeführt, so in den Archiven des Karlsburger Domkapitels und des Kolosmonostorer Convent's; und auch heutzutage gibt es ungarische Magnaten armenischer Abstammung, z. B. die Grafen *Kardosonyi* de Beodra.

<sup>1)</sup> *Ethnographia* I. 4. Hft. S. 197—202. Ein Kapitel aus des Verfassers demnächst zu erscheinendem, grösseren Werke: *Magyar Társadalom* (die ungarische Gesellschaft).

<sup>2)</sup> *F. Salamon*, Budapest története (= Geschichte der Stadt Budapest).

Was die spätere armenische Einwanderung im Mittelalter anbelangt, so lässt sich dieselbe nur annähernd datieren. Einem aus dem Jahre 1453 stammenden Briefe des Graner Erzbischofs Nicolaus zufolge bestand zu Talmesch, in der Nähe des Rotenturm-Passes (Siebenbürgen) ein armenisches Bistum, als dessen Bischof ein gewisser Martin erwähnt wird: *Venerabilis in Christo Pater frater Martinus praedicta gratia Episcopus Armenorum de Tulmachy noster suffraganeus.* <sup>1)</sup> Die Talmescher Armenier wanderten aus der Walachei in Siebenbürgen ein und zwar aus Arges, wo — nach dem Berichte des rumänischen Geschichtsforschers Hasdeu sich eine armenische Niederlassung befunden haben soll. Die Armenier in den siebenbürgischen Städten: Szamosujvar, Elisabethstadt u. s. w. sind zur Zeit des siebenbürgischen Fürsten Michael Apaffy im Jahre 1684 eingewandert.

Auf dem Gebiete des Handels sowohl, als auch der Politik, Literatur und Wissenschaft haben einzelne ungarischen Armenier von jeher eine hervorragende Stelle eingenommen. <sup>2)</sup> Die armenische Sprache wird nur von der älteren Generation als Conversationssprache gebraucht, in den Schulen aber nur beim Religionsunterricht.

### Baba Dokia. <sup>1)</sup>

(Eine volksmythologische Gestalt der Rumänen.)

Von Dr. Athanasius E. Marienescu.

— Vorgelesen in der Vortrags-Sitzung am 15 Februar 1890. —

#### I.

#### *Festtag.*

Der 1. März gr. K. ist für die Frauen der rumänischen Landleute ein Festtag, den sie zu Ehren der Baba Dokia einhalten. An

<sup>1)</sup> *Jos. Car. Eder*, *Exercitationes Diplomaticae*. Fol. Lat. 2242 im Archiv des ungarischen National-Museums.

<sup>2)</sup> Die hervorragendsten Vertreter sind namentlich angeführt: „*Ethnographia*“ I. Hft. 4. S. 199 ff. Im Anhang zu Dr. Ladislaus Réthy's obigem Aufsatz teilt Christoph Szongott ein Neujahrslied der siebenbürgischen Armenier im Originaltext und in ungarischer Uebersetzung nebst Melodie mit. Dies Lied verfasste 1836 der Szamosujvárer Professor Zacharias Gábrus, der unter dem Titel: „*Zánázán adánávor kirkh*“ seine gesammelten Gedichte im Manuscript hinterliess.

<sup>1)</sup> *Ethnographia*, I. 3. Hft. S. 137—144.

diesem Tage wird keine Arbeit vorgenommen, damit Baba Dokia die Saaten nicht abfrieren mache. Die 12 folgenden Tage sind auch der Baba Dokia geweiht und werden „Babele“ oder „Zilele babelor“ d. h. „Alte Frauen“ oder „Tage der alten Frauen“ genannt. Die Witterung dieser Tage ist sehr wechselfull; bald schneit es, bald regnet es, bald scheint die Sonne; und manchmal zieht sich dies wechselfulle Wetter bis in den April hinein, und diese auf die 12 ersten Märtztag folgende Zeit heisst: „*imprumutäri*“ oder „*zilele imprumutate*“ d. h. „das Ausleihen“ oder „die ausgeliehenen Tage.“

## II.

*Der Baba Dokia-Mythos.*

Baba Dokia hatte einen Sohn, namens Nikodim, der sich verhehelichte; aber Baba Dokia lebte mit ihrer Schwiegertochter auf so schlechtem Fusse, dass ihr Sohn seine Frau vor seiner Mutter kaum genug schützen konnte. Einmal gab Baba Dokia ihrer Schwiegertochter schwarze Wolle und schickte sie an den Bach, damit sie dort dieselbe so lange wasche, bis sie weiss werde. Die Schwiegertochter gieng an den Bach und wusch die schwarze Wolle so lange, bis die Haut sich von ihren Fingern ablöste und ihr Blut das Wasser des Baches ganz rot färbte; aber die Wolle blieb noch immer schwarz, und da begann die Schwiegertochter bitterlich zu weinen. Christus sah dies, verwandelte sich in einen Menschen und kam mit Sct. Peter an den Bach und fragte die Schwiegertochter: „Warum weinst du?“ Hierauf erzählte ihm die Schwiegertochter die Umtriebe ihrer Schwiegermutter. Christus tröstete sie und eiferte sie an, die schwarze Wolle zu waschen; hierauf band er aus Schneelilien einen Strauss, den er ihr gab, indem er sie aufforderte, bei ihrer Heimkehr von diesen Blumen auch ihrer Schwiegermutter zu geben, — und hierauf entfernte sich Christus mit St. Peter

Die Schwiegertochter steckte die Blumen in ihr Haar und wusch die schwarze Wolle bis Sonnenuntergang; dann gieng sie nach Hause, wo sie zu ihrer grössten Freude bemerkte, dass die Wolle ganz weiss geworden sei. Als aber Baba Dokia die weisse Wolle sah, zürnte sie gar sehr, weil sie nun ihre Schwiegertochter nicht sekieren konnte; — als sie nun gar die Blumen im Haare ihrer Schwiegertochter erblickte, da verdächtigte sie dieselbe, indem sie ihr vorwarf, dass sie die Blumen von ihrem Buhlen erhalten habe. Die Schwiegertochter

erklärte ihr nun, dass ihr die Blumen „*Martzișor*“ gegeben habe und überreichte auch einige derselben, worauf diese den *Martzișor* zu höheren begann.

Baba Dokia glaubte, als sie die Blumen sah, dass es schon Frühling sei und dachte daran, mit ihren Schafen und Ziegen hinauf ins Gebirge auf die Weide zu ziehen, wesshalb sie ihrem Sohne auftrug, die Tonnen und Milchgefäße herzustellen. Sie sprach: „Gehen wir auf den Berg, denn die Weide grünt schon. — nimm deine Flöte mit; du wirst auf der Flöte spielen, ich aber werde tanzen.“ Der Sohn erklärte ihr vergeblich, dass ja der Februar kaum vergangen, dass noch der „*Martzișor*“ zurück sei und sie solle sich nicht so beeilen; aber Baba Dokia höhnte abermals den „*Martzișor*“ und zog 12 Ledermäntel an, und machte sich mit ihrem Sohne und ihrer Herde auf den Weg. Bei ihrem Aufbruch strahlte die Sonne, als sie aber oben auf dem Berge waren, regnete und schneite es und kalt blies der Wind. Baba Dokia's oberster Ledermantel wurde nass und überzog sich mit Eis, und da er ihr nun lästig war, so warf sie ihn weg und schritt weiter den Berg hinan, um für ihre Schafe und Ziegen einen Weideplatz zu suchen; — aber das Wetter blieb veränderlich, so dass Baba Dokia jeden Tag einen Ledermantel wegwarf, und nach 12 Tagen keinen mehr hatte. Die Kälte liess indessen nicht nach und dauerte auch in den „geliehenen“ Tagen fort. Baba Dokia's Sohn erstarrte auf dem Berge und von seinem Munde und Barte hieng ein Eiszapfen herab, den seine Mutter für die Flöte hielt und also zu ihm sprach: „Ich kann die Kälte kaum ertragen und du bläsest noch immer die Flöte!“ Der Sohn schwieg, — *es blies nur der Wind*. Da erschien *Martzișor* und fragte höhnisch die alte Frau: „Nun, wie gefällt dir der Frühling, und warum tanzt du denn nicht beim Flötenspiel deines Sohnes? Nichtwahr, deine Schwiegertochter fror nicht, als du sie den ganzen Tag über die schwarze Wolle weiss waschen liesest?“ Hierauf verschwand *Martzișor*. Baba Dokia und ihr Sohn, so wie auch ihre ganze Herde erfroren und wurden dann zu Stein. In Steine verwandelt kann man sie auch noch heute auf dem Semenik-Berge sehen. Den Füßen Baba Dokia's entsprang eine Quelle, die auch heute noch fliesst. *Martzișor* brachte die Baba Dokia um, weil sie ihn gehöhnt hatte, doch dies hätte sie nicht getan, wenn die „geliehenen Tage“ nicht gewesen wären \*)

\*) Varianten dieses Mythos erhielt ich von den Lehrern: Elia Jana in Rakasdia, Costa Ungurian in Szászabánya, Joh. Orza in Român (Ciklova), Jak. Ocean

## III.

*Erläuterungen und Vergleiche mit der römischen Mythologie.*

Den Namen *Dokia* brachte man mit dem Namen *Dacia* in Verbindung, aber unrichtig; denn *Dokia* ist die verkürzte Form des Namens *Eudokia*, die als Heilige in der gr. or. Kirche am 1. März gefeiert wird. Die Frauen der rumänischen Landleute feiern die *Baba Dokia* auch am 1. März, damit sie den Saaten nicht schade. Also repräsentiert *Baba Dokia* die Kälte und hat Einfluss auf das Frühlingswetter, wesshalb sie in die Reihe der Dämonen oder Göttinnen der Kälte und des Ackerbaues zu reihen ist. Ihr alter mythologischer Name ist durch einen christlichen Namen einer Heiligen ersetzt worden. Die auf alte heidnische Götter bezüglichen Mythen und heidnische Festgebräuche werden auch heute gewöhnlich zu der Zeit begangen, in welcher sie auch im heidnischen Altertum gefeiert werden; aber durch den Einfluss der christlichen Religion wird die dem alten Feiertage entsprechende Zeit gar oft mit dem in dieselbe Zeit fallenden Tage und Namen eines christlichen Heiligen in Verbindung gebracht; respective wird der christliche Heilige zu einer heidnischen, mythologischen Gestalt, wie in gegenwärtigem Falle, wo aus der heil. *Eudokia* die Göttin *Dokia* entstanden ist. Beim rumänischen Volke ist dies kein einzeln dastehender Fall.

Untersuchen wir nun die heidnischen Elemente im *Dokia*-Mythus und vergleichen wir dieselben mit der römischen Mythologie; vor allem betrachten wir den *Martzişor*. *Baba Dokia*'s Schwiegertochter sagte, dass sie die Blumen vom *Martzişor* erhalten habe, worauf *Dokia* ihn verhöhnt; *Martzişor* erscheint der *Baba Dokia* und verhöhnt sie auch. Hieraus ergibt sich, dass beide Wesen einander feindlich gesinnt sind. Den Monat März nennt das rumänische Volk *Martie*, oder auch *Martzişor*, in welchem letzterem Worte „*şor*“ eine Deminutiv-Endung ist; daher *Martzişor* „kleinen März,“ „Märzchen“ bedeutet. Demzufolge repräsentiert *Martzişor* den jungen März, den Gott Mars und den Monat März.

Mars war der älteste italische und römische Nationalgott, der Gott des Frühlings und der schaffenden Kraft der Natur, weshalb auch sein Fest am 1. März gefeiert wurde. Wen aber repräsentiert *Baba Dokia*'s Schwiegertochter. Der Mythos kennt ihren Namen zwar nicht,

in Petrilova, ferner vom Pfarrer Georg Pokrean in Resicza, dem Gefangenhauseufseher G. Prugác in Oraviczánya und dem Theologen N. Apostolescu. Vgl. *Schott*, Walachische Märchen S. 113.

aber *die* Blumen von Christus erhält und von ihrer Schwiegermutter eines Liebesverhältnisses verdächtigt wird, steht nicht mit Christus, sondern mit Martzișor in einem Verhältnis. Die römischen Mamuralien-Feste werden im Monate März begangen, wobei von den Jungfrauen eben auch Anna Perenna, die mit dem jungen Mars ein Liebesverhältnis hatte, gefeiert wurde (S. *Preller*, Röm. Mythologie S. 316). Ovid (*Fast. Lib. III. 523*) erzählt nun, dass das Fest der Anna Perenna an den Iden des März in dem an der Tiber gelegenen Haine der Göttin begangen wurde; in Lavinium wurde dies Fest am Numicius-Flusse abgehalten und auch im Monat März, wenn eben die Quellen zu fließen beginnen. \*) *Preller* (S. 306) leitet den Namen Anna aus dem griechischen *ene* (alt) und *nea* (neu) ab, was den neuen und alten Mond bedeuten soll, gibt aber zu, dass er auch von Anna-amnis perennis d. i. „ewig fließend“ herrühren könne. Ich schliesse mich letzterer Erklärung an, doch leite ich den Namen Anna vom keltischen *an* oder *ean* = Wasser, Fluss ab. Anio und Anien (*en* ist die keltische Deminutiv-Endung) war der Name eines Baches, der in die Tiber mündete. Also bedeutet *Anna* Wasser, Fluss; in *Perenna* ist *enna* ebenfalls Anna, das *per* entstammt dem *bar*, was „Berg“ bedeutet, demgemäss der Name vordoppelt worden ist. \*\*) *Anna Perenna* ist also die Repräsentantin des Wassers, der Quelle und als solche die Geliebte des die schaffende Kraft der Natur darstellenden „Mars.“ Im *Baba Dokia-Mythus* gibt Christus die Blumen der Schwiegertochter, die aber *Baba Dokia* erzählt, dass sie dieselben vom *Martzișor* erhalten habe; somit vertritt hier Christus den *Martzișor*. Bei *Schott* (*Walachische Märchen* S. 117) erscheint vor der *Baba Dokia* statt dem *Martzișor* der „Frühling“ (*Prima vara*); woraus eben ersichtlich ist, dass *Martzișor*, Christus und der Frühling ein und dieselbe Rolle spielen.

In diesem Mythos spielt *Baba Dokia* die Hauptrolle. Als sie die Blumen erblickte, dachte sie, es sei schon Lenz und rüstet sich zur Abfahrt, weshalb sie 12 Ledermäntel sich umhängt. Sie musste von dannen, denn sie repräsentierte das alte Jahr und den Winter. In der

\*) Ein ähnliches Fest wurde auch in Athen abgehalten (S. *Preller*, griech. Myth. I. S. 616).

\*\*) Aus dem keltischen *an*, *ean* leite ich auch noch die folgenden Flussnamen ab: *Aenus* oder *Oenus* (heute: Inn); *Anisus* (heute: Ens). Von den heute gebräuchlichen Flussnamen gehören hierher: *Ain*, ein Bach, der in die Rhone mündet; *Ahna* oder *Ane*, der sich in die Fulda ergiesst.



römischen Mythologie finden wir auch eine der Baba Dokia ähnliche Gestalt. Am Tage vor dem 15. März wurden in Rom die Mamuralien, oder das Fest des Mamurius Veturius begangen. An diesem Tage wurde ein in Felle gehüllter Mann, der den Mamurius Veturius darstellte, mit weissen Stöcken aus der Stadt hinaus getrieben. Dieser Mamurius Veturius ist eben der „alte Mars,“ das alte Jahr. In wie viel Felle diese Gestalt gehüllt war, erwähnen die lateinischen Schriftsteller nicht. Den Mamurius Veturius hielt man aber für den Schmied, der zu dem vom Himmel gefallenen Schild (ancilia) noch 11 gleiche verfertigt haben soll; also für denjenigen, den die 12 Salier, die bei der im März abgehaltenen Feierlichkeit mit 12 ancilia herumtanzenden Marspriester in ihren Gesängen erwähnten; dass aber die 12 Salier und 12 ancilia sich auf die vom König Numa eingesetzten 12 Monate des Jahres bezogen, ist bewiesen. Hieraus können wir folgern; dass die in 12 Ledermäntel gehüllte, alte Dokia dem alten Mamurius entspricht; dass die 12 Ledermäntel den 12 ancilia und den 12 Monaten des alten Jahres entsprechen.

Der Schauplatz des Mythos ist der Berg Senienik, im Krassó-Szörényer Comitat; nach Schott aber ein gegen Almás sich hinziehender Berg, während die Lehrer Orza und Ocean ihn als in der Gegend von Karánsebes befindlich sagen. Nach der Mitteilung Georg Asaki's (Culegeri de poesii, Jási 1854 S. 212) knüpft sich der Mythos auch an den Berg Pion in der Moldau; Dionisius Miron (Columna lui Trajan 1880. Nr. 4) erwähnt, dass das Steinbild der Dokia sich auf dem Čehlen, einem dem Pion benachbarten Berge befinde. Baba Dokia's Sohn repräsentiert ungefähr den Wind, was sich aus Dokia's Worten ergibt: „Ich kann die Kälte kaum ertragen und du bläsest noch immer die Flöte!“ Sie hielt das Sausen des Windes für Flöten-töne. Der Sohn gieng mit der Mutter auf den Berg; der Winter nahm also seinen Sohn, den Wind mit sich. Durch das viele Waschen schält sich die Haut von den Händen der Schwiegertochter, und das Blut färbt das Wasser; das Eis, die Haut des Baches löst sich, Anna Perenna's Blut, d. i. das Wasser des Baches fließt. Die schwarze Wolle ist das Sinnbild des Winters, der Dunkelheit; durchs Waschen wird sie weiss, sie wird zum Sinnbild des Lichtes.

Zur Kritik der Editionen slovakischer Volksdichtungen. <sup>1)</sup>

Von Dr. Samuel Czambel.

(Vorgelesen in der Vortrags-Sitzung 11. am Januar 1890.)

Es ist eine bekannte Sache, dass die Slovaken einen grossen Reichtum an Liedern, Märchen und volkstümlichen Erzählungen besitzen, die für den Folkloristen um so interessanter sind, weil sie sowohl der Form, als auch dem Inhalte nach wesentlich von der Volksdichtung der übrigen Slaven abweichen. Wol dem Einflusse ungarischer Volksdichtung ist es zuzuschreiben, dass die slovakische Volkspoesie den anderen slavischen gegenüber eine Sonderstellung einnimmt, wovon man sich selbst bei flüchtiger Vergleichung gar leicht überzeugen kann. *Johann Kollár*, slovakischer Pfarrer zu Budapest, später Professor an der Universität zu Wien, war der erste, der auf den grossen Schatz slovakischer Volksdichtung hinwies, indem er in zwei dicken Bänden unter dem Titel „*Národnie Zpiewanky*“ (Ofen, 1835) die erste slovakische Volksliedersammlung herausgab, die allgemeine Verwunderung in den gelehrten Kreisen hervorrief. 1866 gab die „Kisfaludy-Gesellschaft“ eine Auswal aus dieser Sammlung heraus, die das beste und nur echt volkstümliche enthält; denn *Kollár* nahm in diese seine „Sammlung“ auch solche Sachen auf, die mit der slovakischen Volksdichtung gar nichts zu schaffen haben, sondern eigene oder fremde, auffällig tendentiös gehaltene Verseleien sind. Vom ethnographischen, sowohl, als auch vom philologischen Standpunkt sind *Kollár's* Sammlungen höchst unzuverlässig. Sein ganzes Leben hindurch schwärmte er von der čecho-slovakischen Spracheinheit und um auch durch diese seine „Sammlung“ die durch ihn vertretene Ansicht: dass nämlich das Slovakische nur ein Dialekt der böhmischen Sprache sei, zu erhärten, „verčechisierte“er Sprache und Geist der von ihm mitgeteilten Lieder. Er erreichte auch sein Ziel, denn auf Grund seiner vielfach angestaunten Sammlung erklärten die namhaftesten Slavisten die slovakische Sprache für einen blossen Dialekt der böhmischen, welche Ansicht bis auf den heutigen Tag ihre Vertreter in Fachkreisen findet. Viele der von *Kollár* mitgeteilten Lieder sind bloss schwache Uebersetzungen magyarischer Volkspoesien, so z. B. ist auch das historische Lied der Magyaren: „*Szilágyi und Hajmás*“ in einem schwachen Abklatsch unter dem Titel „*Michal Siladi a Wáclaw Hadmasi*“ <sup>1)</sup> (I 45—52) in

<sup>1)</sup> *Ethnographia* I. 3. Hft. S. 131—137.<sup>2)</sup> *S. Herrmann's* Beiträge zur Vergleichung der Volkspoesie (im I. Bd. der „Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn“ S. 64.)

Kollár's Sammlung aufgenommen. Interessant ist das: „Die Verherrlichung der Slovaken“ (*Chvála Slováku*) betitelt Lied, das auch als Volkslied gelten soll. Ich will hier nur einen Teil desselben in genauer Uebersetzung mittheilen:

„Unsere slovakische Nation ist uralt.  
Denn schon zu *Homer's* Zeiten lebten Slovaken.  
*Homer* aber lebte zu *Moses' Zeit*,  
Also viele hundert Jahre vor Jesu Ankunft.

An Alter übertrifft also das slovakische Volk  
Alle lebenden Nationen;  
Vor den Slovaken blühten wol viele Nationen,  
Aber keine hielt sich so lange aufrecht.

Die Slovaken leben in Europa in grossen Massen,  
Dreiviertel davon nehmen sie ein;  
Nur im vierten Viertel wohnen andere,  
Zum Beispiel: Deutsche, Franzosen, Italiener!

Was sind die Mähren, Cechen, Ruthenen,  
Polen, Kroaten? Sie sind alle Slovaken.  
(*Wsecko jsou jsou Slováci!*)“ usw.

Wer das slovakische Volk kennt, der wird jeden bedauern, der *Kollár's* Sammlung als Quelle benützt. Ein Licht auf *Kollár's* Denkweise wirft übrigens auch einer seiner Briefe an *Saffarik*, der neulich in der böhmischen Zeitschrift „*Maticza*“ abgedruckt worden ist und in welchem es unter anderm heisst: „Mein Buch ist kein Evangelium, und das will ich auch nicht, dass alles wahr sei, was es enthält.“

Die in neuerer Zeit herausgegebenen slovakischen Volksliedersammlungen sind vom ethnographischen Standpunkt schon brauchbar, aber der Philologe kann auch von diesen nur mit der grössten Vorsicht nutzbringend Gebrauch machen. Die vom Verein „*Slavia*“ 1879 in Prag herausgegebene Sammlung „*Pisně slovenské*“ leidet auch an dem Fehler, dass sie die Aussprache des Volkes mangelhaft wiedergibt. Es wäre sehr zu bedauern, wenn jemand der diesbezüglichen Erklärung der Herausgeber Glauben schenken würde, dass alle in dieser Sammlung edierten Lieder der Aussprache nach aufgezeichnet worden sind, so wie dieselben in dieser oder jener Gegend gesprochen

werden; und dieserwegen wurden überall die Eigentümlichkeiten der Dialekte genau hervorgehoben. „(Všetchny písně ve sbírce podané psány jsou foneticky, tak jako vyslovují se v tom neb onom kraji; proto písně šetřeno všude zvládností dialektických.“)

Sehen wir einige Beispiele. In den Volksliedern aus dem Zólyomer Comitát kommen daselbst nie gebrauchte Worte vor, wie *svázané, do-vm* (im 81. Lied) statt: *zviazanie, doviem*. In einem Liede (Nr. 271.) aus derselben Gegend lesen wir die daselbst ungebräuchlichen Wörter: *míleho, iného* statt: *míliho, inho* (= *druhiho!*), oder: *susedov, z vol-ladov, po polnoci, hlavka* statt: *susedou, z vohladou, po pounoci, hľávka* usw.

Ich gehe nun auf die Sammlungen slovakischer Volksmärchen über. Die erste derartige Sammlung erschien im Jahre 1845 zu Leutschau unter dem Titel „*Slovenskje Povesti, usporjadau a vidau Janko Ramavski.*“ Der Herausgeber sieht in ihnen „die sonderbare Erscheinung des ureigentümlichen slavischen Geistes“ und nennt sie „die Vorboten der Zukunft der Slovaken.“

1858—1861 veröffentlichten in Schemnitz *A. H. Skultéty* und *P. Dobšinský* in 6 Bänden eine Sammlung slovakischer Volksmärchen. Beide Sammlungen sind wertvoll, indem sich die Herausgeber eben bemüht haben, alles so wiederzugeben, wie es im Munde des Volkes lebt. Das Gegenteil davon gilt von der neuesten Sammlung slovakischer Volksmärchen, die *Dobšinský* 1880—1883 in Turócz-Szent-Márton veröffentlicht hat. Der Herausgeber hat seine Aufgabe ganz und gar verkannt. Er hat nicht nur den Inhalt der Märchen „verschönert“, sondern auch die Sprache derselben „verfeinert“, ihr eine „originellere“, slavische Nuance verliehen. So setzt er z. B. das reflexive Wörtchen „sa“ nach russischem (nicht aber slovakischem) Gebrauch neben das Verbum. Eine Phrase wie: „*Boli raz traja synovia u jednoho otca*“ klingt ganz russisch; der Slovake sagt: „*mal raz jedon otec troch synov*“; und slavische Wörter wie: *ostrorelci, nivy, znamä, kabonila (čelo), rúno* (= *vlná*), *okriat, hrud* (= *prsá*), *krdl'ovič, krdlic, kňazovič, kňazič, záhybel', dvorünin* usw. sind dem slovakischen Volke unbekannt, ebenso die Monat-Namen: *Sečeň, Brezeň* usw. (II. 40—49).

Was nun den Inhalt dieser Märchensammlung anbelangt, so hat der Herausgeber z. B. beim Märchen „*L'ubka a Kovavlád*“ (II. sošit), die Mystification bis zum Aeussersten getrieben, indem er eine ganze slovakische Mythologie geschaffen. Ein deutsches Märchen erzählt er slovakisch, aber so, dass er die im Volke lebenden, aus dem Deut-

schen herübergenommenen Wörter, wie: *permónik* = Bergmann durch: *L'udik*, *hastrman* = Wassermann durch: *Vodnik* usw. ersetzt. Auch eine ausführliche Studie über die slovakische Märchendichtung hat *Paul Dobšinský* unter dem Titel: „*Úvahy o slovenských povest'ach*“ (Tur. Sv. Martin 1871) verbrochen; auch hier gönnt er seiner Phantasie einen weiten Spielraum. — Nach dem Vorhergehenden ist es einleuchtend, dass von den Editionen slovakischer Volksdichtungen sowol der Ethnograph, als auch der Philologe leider nur mit der grössten Vorsicht nutzbringend Gebrauch machen kann. <sup>1)</sup>

### Fremde zu Hause. <sup>2)</sup>

— Ueber die aus Ungarn ausgewanderten Bulgaren. —

(Vorgelesen in der Vortrag-Sitzung am 22. März 1890.)

Von *Adolf Strausz*.

Verhältnismässig kennen nur wenige die ungarischen Bulgaren, die ein ethnographisch wichtiges Inselchen in der Umgebung von Temesvár bilden. Noch weniger sind die bulgarischen Ungarn bekannt, die man in der Gegend von Sistova antreffen kann. Nicht in grossen Massen, wie z. B. die Serben, sondern nur in kleinen Truppen oder gar nur einzeln wanderten die Bulgaren bei uns ein. So ist ihr Hauptsitz — Vinga — 1722, 1723 und 1724 bevölkert worden. Zwar wanderten um diese Zeit gar viele Bulgaren aus dem Tuna-Vilajet, dem nördlichen und westlichen Teile des heutigen Bulgariens, aus, aber die Hauptmasse derselben zog in die Walachei. Ich habe nicht die Absicht, hier eine Geschichte der bulgarischen Einwanderung nach Ungarn zu geben und will nur die Hauptorte anführen, wo Bulgaren wohnen: Vinga, Bessenyó, Lukácsfalva, Módos, Lovin, Bodrog, Dvorin, Ittvarnok, Zmrzsova, Teregova, Baráczháza, Ivanova, Rsdna und in den sieben krašovaner Dörfern. Ihre Gesamtzahl beträgt ungefähr 20—25 Tausend. Die sieben krašovaner Dörfer habe ich deshalb besonders erwähnt, weil ihre Bewohner sich von ethnologischem Standpunkt betrachtet, wesentlich von den übrigen Bulgaren unterscheiden

<sup>1)</sup> Vgl. *Ladislav Csopey's* Aufsatz: „Sammlung ruthenischer Volkslieder“ (im I. Bd. der „Ethnol. Mitteilungen aus Ungarn“ S. 49), wo derselben Klage Ausdruck verliehen wird.

<sup>2)</sup> *Ethnographia*, I. 4. Heft. S. 187—193.

Während jene ihre Nationalität mehr oder weniger rein bewahrt haben, konnten diese dem Einflusse der benachbarten fremden Völkerschaften nicht widerstehen. Sie wurden zwar nicht, gleich ihren in Siebenbürgen in Alvincz und Déva wohnenden Landsleuten zum grössten Teil rumänisiert, aber man kann sie keinesfalls mehr für rechte Bulgaren halten. Ich will an dieser Stelle vielmehr der bulgarischen Ungarn, d. i. der aus Ungarn in das befreite Fürstentum zurückgewanderten Bulgaren gedenken, die also heimkehrten, um in der Heimat — fremd zu sein.

Als Alexander von Battenberg auf Grund des Berliner Vertrages den bulgarischen Fürstenthron bestieg, überschätzte das bulgarische Volk im ersten Freiheitsrausche seine Kraft viel zu sehr und wollte sich mit einem Schlage auf das Niveau westeuropäischer Cultur erheben. Gar bald aber sahen sie ein, dass sie in ihrem eigenen Kreise keine „Fachleute“ besäßen und wandten sich daher um solche an ausländische Regierungen. Im Handumdrehen war das kleine Land mit „Fachmännern“ jeder Art und Sorte überschwemmt, von denen jeder irgend einen himmelanstrebenden, betäubenden Plan und sinnverrückende Memoranden mit sich brachte. Wie der Sturmwind, der den Mist vor sich hertreibt, stoben aus aller Herren Ländern die Schwindler, Vagabunden und Abenteurer in das befreite Bulgarien. Gar bald sahen nun die Bulgaren ein, dass sie wahrlich aus dem Regen in die Traufe geraten seien. Da erscholl auf einmal die Parole: „Die ungarischen Bulgaren!“ Diese sind reicher und gebildeter als wir; wozu brauchen wir die Fremden.

Ein gewisser Decoff, der aus Ungarn gebürtig ist, überreichte der Regierung in dieser Angelegenheit ein sinnbestrickendes Memorandum, auf Grund dessen die Zurückwanderung der ungarischen Bulgaren in Scene gesetzt wurde. Decoff wurde mit Orden, Aemtern und Würden überhäuft, aber Bulgaren kamen nur in spärlicher Anzahl, obwol die Regierung auf Grund des von Decoff überreichten Memorandums der irrigen Meinung war, dass in Ungarn wenigstens 100,000 Bulgaren wohnen. Infolge der spärlichen Zurückwanderung sank auch gar bald Decoff's Stern. Als ich bei Gelegenheit der Vorarbeiten zur Budapestener Landesausstellung nach Bulgarien entsendet wurde, um die dortige Regierung für die Errichtung eines bulgarischen Pavillons zu gewinnen, und auch Decoff besuchte, war er schon ein „abgemachter“ Mann. — Doch sehen wir das Loos der aus Ungarn zurückgewanderten Bulgaren an. Das, was ihnen Decoff und seine Agenten verspro-

chen hatten, fanden sie nicht im geringsten vor. Obwol die Regierung ihr gegebenes Versprechen in jeder Beziehung einlöste, so fühlten sie sich in ihrer Heimat fremd und verlassen. Denn das bulgarische Volk, dessen Sprache von türkischen und russischen Elementen zersetzt ist, verstand nur mit schwerer Mühe die Sprache seiner zurückgewanderten Brüder, die sich obendrein noch zur *römisch-katholischen* Religion bekannten. Zänkereien, Schlägereien und Gehässigkeiten aller Art waren an der Tagesordnung, so dass die zurückgewanderten Bulgaren beim österreichisch-ungarischen Consul, Kviatkovsky Beschwerde führten, der selbst ein sehr bigotter Katholik, sich ihrer Sache annahm und bei Sr. Majestät eine Unterstützung von 2000 fl. erwirkte. Für dieses Hilfgeld kaufte der Consul eine Unmasse von Bibeln und Gebetbüchern ein, die er unter die zurückgewanderten Bulgaren verteilte. So dachte er in seinem Religionseifer dem Uebelstande abgeholfen zu haben. —

Ich hatte selbst Gelegenheit den grossen Unterschied wahrzunehmen, der zwischen der Sprache der ungarischen und der Süd-Bulgaren herrscht. Als ich nämlich bei der Regierung in Sofia wegen der Budapester Ausstellung Verhandlungen pflog, übernahm der mir von der ungarischen Regierung zugetheilte Dolmetsch Michael Karagyena das Amt, den bulgarischen Minister des Aeussern in feierlicher Rede zu begrüssen und unser Ansuchen ihm vorzulegen. Karagyena hielt nun die Rede, von der — wie uns später der Minister in französischer Sprache gestand, er sozusagen *kein Wort verstanden hatte*. Die Sprache nämlich, in der Karagyena seine Rede gehalten hatte, war die reine bulgarische, die alte Volkssprache, die die Bulgaren vor 160 Jahren gebrauchten. Seither ist die Sprache der Südbulgaren — wie schon bemerkt — von türkischen und russischen Elementen ganz zersetzt. Auch der schriftliche Verkehr ist sehr erschwert, weil die ungarischen Bulgaren die cyrillischen Buchstaben nicht kennen und nur die lateinischen gebrauchen. Unter solchen Umständen ist es also kein Wunder, dass mir die aus Ungarn zurückgewanderten Bulgaren klagten: Wir sind im Glauben an unsere bulgarische Abkunft nach Bulgarien heimgekehrt, und sind nun Fremde — in der Heimat!

## Notizen.

In diesem ersten Hefte des Anzeigers geben wir auf 1½ Bogen die Auszüge einiger Aufsätze aus den ersten Heften des I. Jahrganges der „Ethnographia“ und anderer Verhandlungen der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns. Wir werden uns bestreben, die Mitteilungen über die wichtigsten bisherigen Verhandlungen der Gesellschaft in den nächsten Heften des Anzeigers zum Abschluss zu bringen, um dann über die currenten Angelegenheiten eingehend und unverzögert berichten zu können. Über wichtige Vorträge des I. Vereinsjahres die sich auf Entstehung und Geschichte der Gesellschaft beziehen, werden wir im 2. u. 3. Hefte referieren. Herrn Dr. Heinrich v. Wliskoeki, derzeit Professor in Zombor, sagen wir hiemit Dank für seine Mitwirkung bei der Herstellung des Anzeigers. — Die Red.

Die auswärtigen Mitglieder der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns werden ersucht, ihre Jahresbeiträge an den Cassier der Gesellschaft, Dr. S. Borovszky, (Budapest, Palast der Ung. Akademie der Wissenschaften) gelangen zu lassen. Für die Mitgliedstaxe von 3 fl. erhalten sie das Amtsorgan der Gesellschaft („Ethnographia“, 10 Hefte à 3 Bogen) und als Gratis-Beigabe diesen Anzeiger. Der Anzeiger wird auch der Monatsschrift „Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn“ beigegeben, welche an die Mitglieder d. Gesellsch. f. d. Völk. Ungarns um den halben Preis, jährlich 2 fl. abgegeben wird. (Andere Zeitschriften für Volkskunde von gleichen Umfange kosten das fünffache). Für jährlich 5 fl. werden also alle drei Zeitschriften, wenigstens 60 Bogen, geliefert. An Porto ins Ausland ist ein Aufschlag von Mark 1 zu berechnen.

Beiträge für das Amtsorgan der Ges. f. d. Völk. U., welche auf Ungarn Bezügliches enthalten, werden erbeten und können in welcher Sprache immer an die Redaction (Budapest, I. Attila-utca 47.) geschickt werden.

Der Inhalt des Anzeigers darf bei genauer Angabe der Quelle beliebig reproduciert werden. — Die Red.

Inhalt der „Ethnographia.“ II. Jahrgang. I. Heft. Januar 1891. (3½ Bogen). Mitteilung der Redaction. — Dr. At. Marienescu, Die Opfer in der rumänischen Volksmythologie. — Dr. L. Katona, Parallelen zu magyarischen Märgen, I. — Anton Herrmann, Turistik u. Ethnographie. — A. Kovács, Alte Bienenregeln. — A. Herrmann, Über die Dislocation des ethnographischen Museums. — Die Frage der Gesellschaft f. d. Völk. Ungarns und des ethnogr. Museums im ung. Reichstage (Otto Herman's Rede). — Ämtliches: Telegramm des Erzherzogs Josef. Verfügungen des Ministeriums für Kultus u. Unterricht. Schreiben des serbischen Metropolitan G. Brankovics. Sitzungsprotokoll — Volkspoetische Überlieferungen: Dr. B. Munkácsi (B. Vikar) Gebet der Wogulen. Karl Pápai, Abschied vom Jungfernkranz. Adolf Strauss, Bulgarisches Volkslied. — L. Kálmány, Magyar. Besprechungsformeln. — Litteratur: Jones Kropf, The folk-tales of the Magyars, bespr. von L. Katona. G. Istvánffy, Märgen der Palovcen, bespr. v. L. K. Sbornik, bulgarisches Sammelwerk, bespr. v. A. Strauss Kirchhoff. — Leutemann, Bildor aus dem Leben der Menschenrassen. — Inländische Zeitschriften — Ausländische Zeitschriften. — Verschiedene Mitteilungen. — Auf dem Umschlag: Vereinsnachrichten.

## Inhalt des Anzeigers I. Jahrgang I. Heft.

|  |     |
|--|-----|
| Mitteilung der Redaction.  | 1.  |
| Charles G. Leland, Begrüssungsschreiben an die Gesellschaft.                 | 2.  |
| Ludwig Kálmány, Kosmogonische Spuren in der magyarischen Volksüberlieferung. | 3.  |
| Dr. Lad. Réthy, Die Armenier in Ungarn.                                      | 11. |
| Dr. A. Marienescu, Baba Dokia, eine volksmythologische Gestalt der Rumänen.  | 12. |
| Dr. S. Czambel, Zur Kritik der Editionen slovakischer Volksdichtungen.       | 18. |
| Adolf Strauss, Fremd zu Hause. (Aus Ungarn ausgewanderte Bulgaren)           | 21. |
| Notizen.   | 24. |



## ETHNOLOGISCHE MITTHELUNGEN AUS UNGARN

ZUGLEICH

ANZEIGER DER GESELLSCHAFT FÜR DIE VÖLKERKUNDE UNGARNS.

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. ANTON HERRMANN.

REDIGIERT VON

ANTON HERRMANN

Secretär d. Gesellschaft f. d. Völkerkunde  
Ungarns.

LUDWIG KATONA

Schriftführer d. Gesellsch. f. d. Völkerkunde  
Ungarns.Albanesen in Slavonien. <sup>1)</sup>

Von Prof. Fr. S. Kuhač.

usser Serben und Kroaten finden wir in Slavonien auch deutsche und magyarische Ansiedlungen, und auch eine albanische Colonie. Die Mitglieder der letzteren nennen sich *Klementiner*, sind seit 1737—38 in Slavonien und wohnen in den Ortschaften Hrtkovei und Nikince unweit der Stadt Mitrovica in Syrmien.

Diese Klementiner erhielten ihren Stamm bis etwa zum Jahre 1848 rein und unvermischt; sie heirateten nur unter einander, und ein klementinisches Mädchen, das die Hand einem Fremden gereicht hätte, würde die eigene Familie aufs ärgste beleidigt haben. Heutzutage sind die Klementiner nicht mehr so skrupulös und machen keine Einwendung, wenn ein klementinischer Jüngling ein kroatisches oder magyarisches Mädchen heiratet, weil sie wissen, dass sich diese recht bald albanisieren. Gegen die Wahl eines deutschen oder serbischen Mädchens lehnt sich jedoch die Familie auf, weil sie aus Erfahrung wissen, dass bei einer solchen Verbindung der Klementiner bald verloren geht. So haben sich z. B. jene Klementiner, die nach Pančova übersiedelten und dort Serbinnen heirateten, in kurzer Zeit serbisiert. Ein klementinisches Mädchen jedoch darf auch heute noch keinen Fremden heiraten. Die Mädchen heiraten gewöhnlich mit 14—15 Jahren, die Jünglinge mit 17—18 Jahren, so lange dies nämlich noch erlaubt war.

<sup>1)</sup> Wir beginnen die Veröffentlichung dieses Aufsatzes mit der zweiten, mehr folkloristischen Hälfte und lassen darauf den ersten, mehr historischen Teil folgen.  
Red.

Die alte Nationaltracht der syrmischen Klementiner glich jener der heutigen Albanesen, Neugriechen, Bergschotten, oder der alten Römer. Die Männer haben die alte Tracht schon längst aufgegeben, selbst bei festlichen Gelegenheiten kleiden sie sich nicht anders als das kroatische Volk, aber vor etwa fünfzig Jahren trugen sie bei Festlichkeiten noch ihre alte Nationaltracht. Das weibliche Geschlecht behielt indess von der alten Tracht noch einiges bei. <sup>1)</sup>

Der Oberrock (dolama) des klementinischen Kriegers war aus rotem Tuche gemacht und sehr eng, die Weste weiss mit blauem Unterfutter. Rock und Weste wurden offen getragen, und waren mit glänzenden Metallknöpfen völlig besät. Der Kragen und die Aufschläge der Dolama waren vielfach und künstlich ausgenäht. Das Hemd (chemisa), das mehr einem Weiber-Unterrocke als einem Manneshemde ähnlich sah, war in Falten gebügelt, und reichte bis an die Kniee. Um die Lenden hatte er zwei Gürtel: einen breiten Untergürtel (pus-tat) aus roter Wolle und einen schmalen Obergürtel (breš) aus Leder.

Die Strümpfe waren aus Wolle und gestreift. Als Kopfbedeckung hatte er eine rote Kappe, wie solche die Likaner tragen. Seine Bewaffnung bestand aus einer Handkeule (buzdovan), die er in der rechten Hand trug, und mit der er fürchterliche Hiebe austeilte, einem langen reich verziertem Gewehre (sarkija), das auf der Schulter hieng, einem Säbel an der Seite und einem Handschar (handzar) und mehrere Pistolen im Gürtel. — Die einstige Kleidung der Weiber war farbiger und hunter als die Federn des Pfaues oder des Spechtes, wie Stjepan Marjanovič sagt, der die Tracht der Klementiner in No. 9. der Zeitschrift „Danica Ilirska“ vom Jahre 1839 ausführlich beschrieb. Das Oberkleid (lij me-tuff) war aus schönem roten Tuche mit Fransen, Pelzwerk und Stickereien geziert. Die Aermel reichten nur bis zu den Ellbogen, hatten einen dreifachen puffartigen Aufputz und kleine Schellen oder grosse Glasperlen. Das Hemd mit langen Aermeln reichte bis zu den Fussknöcheln, war aber so enge, dass die Klementinerin nur ganz kleine Schritte machen konnte, weshalb die Kroaten den Klementiner Mädchen den Schmeichelnamen „prepelice“ (Wachteln) beilegte. Beim Absteigen von einem Wagen musste die Klementinerin des engen Hemdes wegen mit geschlossenen Füßen herabspringen.

Wie unser Initiale zeigt, <sup>2)</sup> tragen die Klementinerinnen jetzt kein langes Hemd mehr, sondern einen Rock (fut-gunj), der von ausnehmend schöner weisser Leinwand gemacht, künstlich ausgenäht und mit Schlingereien versehen ist. Dass die Schlingereien mehr zur Geltung kommen, wird unter dieselben ein rotseidenes Band gegeben.

<sup>1)</sup> Vrgl. das Werk Bretons «Illyrique et Dalmatie» auf Befehl Napoleons I., als er Dalmatien und einen Theil Kroatiens occupierte, verfasste, im Jahre 1816 in deutscher Uebersetzung in Pesth erschienen.

<sup>2)</sup> Das Portrait der Klementinerin Dolja (Dominika) Nikič, eines hübschen Mädchens aus Hrtkovei, gezeichnet von V. Bellošics, nach einer Photographie, welche der Schreiber dieses durch die Vermittlung des Gemeindevorstandes Herrn Anton Količ erhielt.

Das Leibchen ist mit Perlen, Münzen und sonstigem Klirrwerk derart geschmückt, dass sich das Herannahen mehrerer Klementinerinnen so anhört, als käme ein Schlitten mit Schabracken-Röllern angefahren. Statt der Schürze tragen die Klementinerinnen zwei kleine, meist schwarze Seidentücher, das vordere nennen sie „pokcina“, das rückwärtige „kerkadena“. Um die Taille haben sie einen zwei- oder auch dreifachen Gürtel, der mit goldenen, silbernen oder gläsernen Flittern geziert ist. Die Mädchen tragen am obersten (ledernen) Gürtel einen an einem Mettalkettchen hängenden Schlüssel, die Frauen ein Klappmesserchen. Die wollenen Strümpfe (čarab gjatana) sind bei Mädchen bunt gefleckt, bei Frauen gestreift, die ausgeschnittenen Schuhe entweder aus Wolle gestrickt (skurtana) oder aus Leder (kpuc). Als Kopfbedeckung tragen sie ein kleines rotes Kappchen (kunora'n kapie), von dem ein weisser Schleier auf den Rücken fällt. Die Kopfbedeckung der Bräute ist eine hohe Haube, geschmückt mit künstlichen Blumen, Bändchen, Fransen, Quastchen u. d. gl., unter der die in zwei Zöpfe geflochtenen Haare herabwallen. Diese Brauthaube, oder richtiger gesagt Brauthut (chessule) wird nicht albanischen sondern kroatischen Ursprungs sein, da solche Kopfbedeckungen auch die Kroatinnen um Agram, Oedenburg und auch die Lausitzer Serbinnen tragen.

Die Hochzeitsgebräuche der symrischen Klementiner sind folgende. Sobald das Mädchen das dreizehnte Jahr zurückgelegt hat, wird um dessen Hand geworben. Sagt es zu, so wird bald darauf die Verlobung, nach einem Jahr aber die Hochzeit (dasmor) gefeiert. Während des Brautjahres wird die Ausstattung des Mädchens besorgt, und dasselbe in der Hauswirtschaft unterwiesen. Beim Trauungszug zur Kirche wird grosser Pomp entwickelt, die Hochzeit selbst aber zwei Tage hindurch gefeiert. Nach der Trauung wird im Elternhause der Braut gespeist und gezecht. Abends wird die Braut in das Haus des Bräutigams gebracht. Sobald sie den Wagen des Beistandes (kuparem, kumtr) bestiegen hat, darf sie sich zum Zeichen der Treue nicht mehr umsehen, und würde man ihr was immer zurufen. Um zu erproben, wie fest die Braut in Erfüllung dieses Gebrauches ist, wird hinter ihr geschossen, um Hilfe gerufen, oder es reitet ein junger Bursche in grösster Eile dem Wagen zu mit der Kunde, in dem Hause ihrer Eltern sei Feuer ausgebrochen oder sonst ein Unglück geschehen. Wenn die Braut, die stehend im Wagen fahren muss, im Hause des Bräutigams angelangt ist, wird ihr ein männliches Kind in die Arme geworfen, das sie einigemal herzlich küsst, und dann zurückgibt. Hierauf tritt ein Mann des Hauses zu und bittet den Beistand, die Braut vom Wagen herabheben zu dürfen. Der kumtr antwortet, dass er dies sehr gerne gestatten wolle, allein da nichts auf dieser Welt umsonst ist, insbesondere aber jede Ehre teuer bezahlt werden müsse, so verlange auch er für die Gewährung dieser Ehre einen Dukaten. Nun wird dem Beistand begreiflich gemacht, dass sein Preis viel zu hoch sei, bekommt ja doch ein Klementiner Soldat für die Ehre den Heldentod sterben zu können vom Kaiser täglich nur fünf Kreuzer. Nach vielem

Handeln und Hin- und Herreden stellt sich der Beistand beleidigt, befiehlt dem Kutscher im barschen Tone umzukehren und aus dem Hause zu fahren, die Umgebenden versichernd, dass er für solch einen herzlichen Schatz, wie es die Braut ist, anderwärts sogar mehr als einen Dukaten bekommen werde. Der Kutscher schickt sich nun an, den Befehl auszuführen, aber in dem Momente stürzt ein Mann aus der Küche hervor und droht, mit einem brennenden Stück Holze, das er in der Hand hält, den Wagen anzuzünden, wenn sich dieser vom Fleck rühren würde. Ueberrascht erhebt sich der kumtr und spricht zur Menge: „Nicht deshalb, weil ich mich vor dem Feuer fürchte, denn ein Klementiner kennt keine Furcht, begnüge ich mich mit dem mir zuletzt angebotenen Lösegelde, nämlich mit einem Kronenthaler von der grossen Kaiserin Maria Theresia, die unserem Stamme grosse Wohlthaten erwies und deren Name unter uns stets gefeiert sei: sondern weil ich ein guter Mann bin, wie es unser Held und Altvater Klement war, dessen Andenken geheiligt sei.“ Nachdem auf diese Weise der Handel geschlossen und der Kronthaler überreicht wurde, springt die Braut vom Wagen. Einer der Hochzeitgäste fängt sie im Fluge auf, und geleitet sie zum Eingange des Wohnhauses. Dort erwartet die Braut eine ältere Frau, die ihr eine Flasche Wein, einen Laib Brot und eine Düte Salz überreicht. Die Braut nimmt die Gaben in Empfang, trägt sie mit feierlicher Miene in das Wohnzimmer und legt sie auf den Tisch. Gleich darauf wird die Braut von derselben alten Frau in die Küche geführt, wo sie ihr die Feuerschaufel darreicht. Die Braut ergreift dieselbe, stiert damit im Herdfeuer und spricht: „So viel Funken sprühen, so viel Glück und Segen sei dem Hause beschieden.“

Nach dieser Ceremonie setzt man sich zu dem bereits aufgetragenen Nachtmahle und thut demselben „die gebührende Ehre“ an. Am Schlusse wird der kroatische Reigen „Kolo“ getanzet, der gewöhnlich bis nach Mitternacht dauert. Bei dieser Gelegenheit muss sich der Brautführer bemühen, die Braut dem Beistande zu stehlen und sie ins Brautgemach zu bringen. Da der kumtr mit Falkenaugen auf die Braut Acht gibt und jeden Versuch, sie zu entführen, nach Möglichkeit vereitelt, sucht einer der Hochzeitgäste die Aufmerksamkeit des Beistandes von der Braut dadurch abzulenken, dass er etwas Wichtiges erzählt, auf den kumtr eine Lobrede hält oder irgend ein Kunststück producirt. Gelingt ihm seine Aufgabe nicht, so werden auf einen Wink sämmtliche Lichter im Zimmer ausgeblasen oder sonst ein Schabernak ausgeführt.

Am folgenden Morgen wird die Braut durch einen Gewehrschuss, der vor ihrer Kammer abgefeuert wird, aus dem Schlafe geweckt. Erschrocken öffnet dieselbe die Türe und fragt, was geschehen sei, ob Türken herannahen, oder ob Diebe oder Wölfe verfolgt werden. „Nichts von dem, liebes Bräutchen,“ antworten die vor der Türe versammelten Weiber, sondern die Gäste (welche natürlicherweise die ganze Nacht hindurch zechten) wünschen dich zu sehen, und da sind

wir gekommen dir beim Ankleiden behilflich zu sein. „Das ist schön und lieb von Euch, meine Gefährtinnen“ — erwidert die Braut und heisst die Weiber eintreten. Bald darauf steht die Braut wieder im festlichen Anzuge da, begibt sich zu den Gästen, küsst dieselben der Reihe nach, und fordert sie zum Waschen des Gesichtes auf.

Gegen Mittag bewegt sich der ganze Zug, begleitet von einem Dudelsackbläser in das Haus des Oberswat (Hochzeitsvater, Bräutigams-Begleiter), woselbst die Braut Schmucksachen und Kuchen erwarten und wo auch zu Mittag gespeist wird. Nach dem Mahle beschenkt die Braut sämtliche Gäste mit feingearbeiteten Hand- oder Taschentüchern, Bändern, künstlichen Blumen u. d. gl., wofür sie von jedem Anwesenden einiges Geld bekommt. Gegen Abend wird Kolo getanz, der abermals bis Mitternacht dauert. Derjenige, der den Reigen mit der Braut eröffnen will, muss für diese Ehre beim kumtr einen Dukaten erlegen. Auch die späteren Tänzer, welche mit der Braut tanzen, müssen etwas bezahlen.

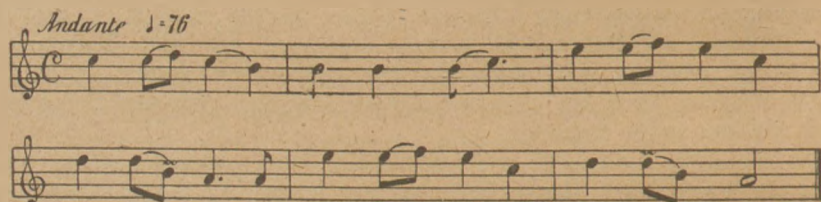
Nachdem man sich voll getrunken und todmüde getanz hat, wird die Braut nach Hause begleitet und hiemit die Hochzeitsfeier geschlossen.

Am dritten Tage wird die Braut von dem Weibe des Hausoberhauptes in die Wirtschaft eingeführt und mit ihrem Wirkungskreise bekannt gemacht. In den klementinischen so wie in vielen kroatischen Bauernhäusern leben nämlich mehrere Familien in Gemeinschaft, wobei jedes Mitglied eine bestimmte Aufgabe hat. So hat sich einer blos um die Pferde zu kümmern, der andere blos um das Hornvieh, Schafe oder Schweine, der eine hat die Aufsicht über den Getreideboden, der andere über den Weinkeller u. s. w. Und so ist die Arbeit auch unter die weiblichen Mitglieder der Hauscommune verteilt.

Von sonstigen Gebräuchen oder abergläubischen Vorschriften, welche bei den Klementinern streng befolgt werden, seien folgende erwähnt: 1) Am Freitag darf nicht gesponnen werden. 2) Nach Sonnenuntergang darf keine Milch aus dem Hause gegeben, kein Essig aus dem Fasse gehoben werden. 3) Am Tage, an welchem Getreide gesät wird, trage man kein Brot aus dem Hause. 4) Nur am Dienstag und Freitag angesetzter Essig wird sauer. 5) Die am Freitag angebauten Gurken werden bitter. 6) In der Palmwoche und an jenen Tagen, welche im Kalender das Zeichen der Jungfrau haben, darf gar nichts gesät oder angebaut werden, weil die betreffenden Pflanzen blos Blüten, aber keine Früchte bringen. 7) In der Osterwoche angebaute Erdäpfel werden wässerig. 8) An jenem Tage der Woche, auf welchen das Fest Johannes Enthauptung fällt, darf nicht geackert werden. Fällt also das Johannedfest z. B. auf einen Mittwoch, so ist jeder Mittwoch des ganzen Jahres Ackerfeiertag. Desgleichen darf auch an den ersten sieben Donnerstagen nach dem Gründonnerstage nicht geackert werden, u. s. w.

Dichterisch und musikalisch sind die Klementiner bei weitem nicht so begabt wie die Kroaten oder Magyaren. Die Klementiner hal-

ten gleich den Spaniern mehr auf Tanz als auf Gesang. Es wird zwar behauptet, dass die Klementiner in ihren Liedern den Held Skenderbeg feiern, allein ich konnte keinen einzigen Klementiner finden, der ein solches Lied gekannt hätte. Die nachstehenden fünf Lieder hatte ich nur mit schwerer Mühe aus ihnen herausgebracht: die Melodien mögen albanischen Ursprunges sein, die Texte jedoch sind einfache Uebersetzungen oder Nachahmungen kroatischer Volkslieder. Dieselben sangen mir Martin und Marko Jvanić; die Texte verdolmetschten mir kroatisch die Herrn Anton Kolić und Marko Pepčić. Den kroatischen Text hinweglassend, gebe ich hier eine deutsche Uebersetzung derselben.



Iš i tuš gjon e gjat,  
 No te fušo gjon e gjat  
 Iš i pemo kubilite,  
 Nar at pem kubilit  
 Iš i štrat štruamit,  
 Nat štrat štruamit  
 Derdjej joj varuamit,  
 Bedeo e ki bergjat,  
 Bedroj i za zot vet:  
 Cou ti, o zot, zoti em!  
 Veno komen en skalj,  
 Pseti vart pr šalj,  
 Anit škojim en zeziñt ton.  
 Dno ljošim na foš kojim,  
 En deksim na vajtojin:  
 Omat tona per gjiž mon,  
 Motrat tona per djašt vjet,  
 Vašat tona per djašt dit:  
 Tri dit per mal štim,  
 E kiuren diton mu martua.

War ein Feld lang und breit,  
 Auf dem Felde lang und breit  
 War ein Zwetschken-Obstbaum;  
 Unter diesem Zwetschkenbaum  
 War ein Bett gebettet,  
 Auf dem Bett gebettet  
 Lag ein Verwundeter;  
 Ein Pferd hatte er neben sich,  
 Das Pferd sprach zu seinem Herrn:  
 Steh' auf, o Herr, mein Herr!  
 Gib den Fuss in den Steigbügel,  
 Lehne die Wunde an den Sattel,  
 Und gehen wir in unser Land.  
 Wenn wir erkranken, wird man uns heilen,  
 Wenn wir sterben, wird man uns besingen:  
 Unsere Mutter für immer,  
 Unsere Schwester sechs Jahre lang,  
 Unsere Weiber durch sechs Tage:  
 Drei Tage für die Trauer,  
 Drei Tage vor der Heirat.

Jekt kontk po va faljim,  
 Ksaj sorfs čpo digojin.

Dieses Lied widme ich  
 Der Gesellschaft, die da zuhört.

Auf dieselbe Melodie wird gesungen:

Dijeli e saroj malj,  
 Kopilji četi fjaln,  
 Se ton Bosna jo robit;

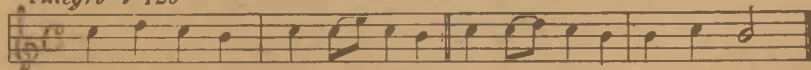
Die Sonne beschien den Berg,  
 Ein Held brachte die Kunde,  
 Ganz Bosnien sei geplündert;

Kur knš nuk na pet,  
 Por dñ vaša čit ne bar.  
 Jora e ljejt̃ djal o zohn,  
 Tjetra e ljejt̃ vaiz ne zohn.  
 Djaljit ja čitne Radić,  
 Vaiz ja čitne Janozensen.  
 Kur erz redi mu martua,  
 Čiti fjaljen Radići,  
 Me mar Janozensen,  
 Bljot dasmor e kuparen.  
 Kur jon nis šal pruv,  
 Gjit bedevat jo ljodruan,  
 E i Janozenses moji forti.  
 E irah keč Radićit,  
 E dzuar djidèn,  
 Ma djuajt bedev,  
 Bedevi i perćiti,  
 E e gjoji Janozensen.  
 Jana kje vaša e žvet,  
 Kur kuj nuk i ftoji,  
 Dzuar pamuk e zuh gjakun  
 Dzuar mtaš e ljivi varen.

Niemand blieb daselbst,  
 Nur zwei schwang're Weiber.  
 Eines gebar einen ruhmreichen Sohn,  
 Das andere ein ruhmvolles Mädchen.  
 Der Knabe erhielt den Namen Hilarius,  
 Das Mädchen den Namen Agnes.  
 Als die Zeit der Verheiratung kam,  
 Gab Hilarius das Wort,  
 Die Agnes zu nehmen,  
 Lud Hochzeitgäste und den Beistand.  
 Als sie auf der Reise waren,  
 Tanzten alle Pferde,  
 Das der Agnes aber am meisten.  
 Da kam Neid über Hilarius,  
 Er schwang die Lanze,  
 Um zu schlagen die Stute,  
 Aber die Stute wich aus.  
 Und er traf die Agnes.  
 Agnes ein rechtschaffenes Mädchen  
 Sagte niemandem etwas,  
 Nahm Baumwolle und stillte das Blut,  
 Nahm ein Seidentuch und verband die  
 Wunde.

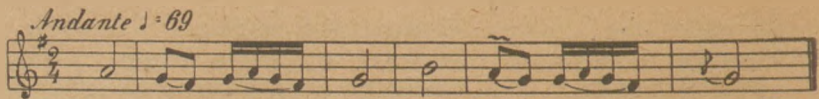
Dualj nona para dasmorme,  
 E vo nona Janozenses:  
 More, Jano, vajza eme,  
 Počem je voj̃t keč?  
 A tka ora uva e ljark?  
 A tka ora šujta e pak?  
 Kur jon škua gjiv dasmort,  
 Janozenseja o dek.  
 E nebi oma djalje vet:  
 „Oj ti Radić djalji em,  
 Po ti pse e vrave Janozensen?  
 Bedevit pljast šalj pruv,  
 E tu tpljast gjarpni.“

Da kam die Mutter vor den Hochzeitszug,  
 Und die Mutter sprach zu Agnes:  
 Weh mir, Agnes, mein Kind,  
 Warum bist du so gebrochen?  
 Hat dich der lange Weg ermüdet?  
 Oder die kleine Wunde dich ermattet?  
 Als die Hochzeitgäste fort waren,  
 War Agnes eine Leiche.  
 Die Mutter fluchte ihrem Sohn:  
 „O Hilarius, mein Sohn,  
 Warum erschlugst du Agnes?  
 Es berste dir auf der Reise das Pferd,  
 Und dich zerreisse die Schlange!“

*Allegro 1/20*

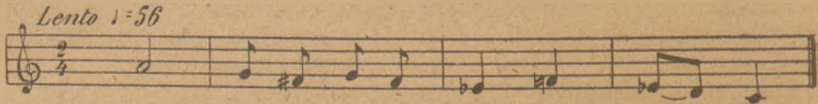
Ej, Bukara, čis kje prome,  
 Čimo skelje prom en kom,  
 E mi dzuar a to gjom,  
 Nar at hijet ta saj son,  
 Nar at revet a saj hon,  
 Tu e puv, tu e gron!

O, du Schöne, von gestern abends,  
 Die mir den Fuss hat eingeklemmt,  
 Und mich hat gebracht zum seufzen,  
 In der Kühle jenes Schattens,  
 In dem Schatten jenes Mondes,  
 Die mich küsste und mich biss!



Ej! rakije, rozolije!  
 „ ljumi usö éi to pije;  
 „ ut mar éсно barko  
 „ tim mer éitne boljt.

O! du Branntwein, du Rosoli,  
 Wohl mir, der ich dich trinke;  
 Dich giess ich in den Schlund,  
 Du wirfst mich in den Kot.



Hej! dimo zoto per sum moh te, O! Gott hilf uns viele Jahre.  
 „ medjiz soko me vlaznije, Der Genossenschaft und den Brüdern,  
 „ hejo medjiz miće kumtri! Den Freunden und Gevattern!

Auf meine Frage, ob die syrmischen Klementiner die schönen albanesischen Waffentänze tanzen können, erhielt ich die Antwort, dass ihnen ihre Alten von diesen Nationaltänzen wol erzählt hatten, aber dass kein einziger Klementiner dieselben tanzen könne. „Wozu auch“, fiel Marko Ivanić ins Wort, „da es unmöglich einen schöneren Tanz geben könne, als der kroatische Kolo!“ — Bei diesem von Ivanić und seinen Landsleuten so sehr geschätzten Kolo singen jedoch die Klementiner nicht, wie die Kroaten und Serben, sondern der Dudelsackbläser schreitet den inneren Raum des Kreises ab, bleibt bald bei diesem, bald bei jenem Tänzer oder Tänzerin stehen, und bläst ihm oder ihr ein Stückchen Melodie ins Ohr. Mir fiel dieser gesangslose Tanz auf, und ich erkundigte mich deshalb um den Grund dieses Schweigens. Da sagte man mir, dass dies der gemischten Bevölkerung wegen geschehe. So lange nämlich in Hrtkovei und Nikince blos Klementiner und Kroaten wohnten, wurde beim Kolo, den man im Gemeindewirtshause gemeinschaftlich tanzte, jederzeit gesungen, u. z. entweder in klementinischer oder in kroatischer Sprache; als jedoch Schwaben und Magyaren einwanderten, welche keine der beiden Sprachen verstanden, gab es beim Kolo fast jedesmal Schlägereien und blutige Köpfe, weil diese dachten (wahrscheinlich nicht ohne Grund), man mache sich über sie lustig. Um derartigen Zwistigkeiten auszuweichen, wurde beschlossen beim gemeinschaftlichen Sonntagstanz nicht mehr zu singen. Und so tanzen nun Klementiner, Kroaten, Schwaben, Magyaran und Zigeuner in stummer Eintracht mit einander, und freuen sich des Lebens

Agram, am 10. Juni 1890.

(Schluss folgt.)



## Wesen und Wirkungskreis der Zauberfrauen bei den siebenbürgischen Zigeunern.

Von Dr. Heinrich v. Wlislöcki.

Man hat bisher die Zigeuner und unter diesen besonders die Wanderzigeuner zumeist als jedes religiösen Gefühles bare Horden dargestellt, indem man dabei nur die auf das Christentum bezüglichen, verschwommenen Begriffe derselben in Betracht zog, ohne dabei die in den verschiedensten Richtungen hinwuchernden heidnischen Schösslinge des uralten indischen Religionsstammes zu beobachten. Als solches uraltes Überlebsel sind auch die sogenannten „Zauberfrauen“ (*čovdji*) oder „guten Frauen“ (*láče romňi, gule romňi*) anzusehen, die gleichsam der letzte Nachhall altindischen Priestertums sind.

Meistens aufs Geratewohl hin wird von den Beobachtern der Zigeuner nur erwähnt, dass „die alten Weiber bei dem Zigeunervolke Gegenstand besonderer Ehrfurcht sind,“ ohne dabei den Kern dieser, selbst Culturvölkern sozusagen ganz und gar abgehenden, in ihrer Art höchst eigentümlichen Sitte zu erforschen. Die Stellung des Weibes überhaupt ist bei den Zigeunern dem Manne gegenüber eine unabhängige. Als Besitzerin zigeunerischen Heimwesens, in das eben der Mann hineinheiratet, wobei er sogar seinen Beinamen, nämlich den Namen seiner Genossenschaft (*gakkija*) aufgeben und den Namen der Genossenschaft seiner Frau annehmen muss, kurz, mehr oder weniger die Geburtsbände löst, steht das Zigeunerweib dem Gatten gegenüber ganz unabhängig da, der in den meisten Fällen die Ehe als eine Art *Sinecure* zu betrachten gewohnt ist. Diese Stellung der Zigeunerfrau erweist sich für die ethnologische Forschung durchgängig als die ergebnisreichste, für ethnische Lehren sowol, als auch für mystische Verwirrung. Die Einzelstellung der „Zauberfrauen“ hat sich in mancher Beziehung mehr oder weniger als eine Sonderstellung auf das gesamte weibliche Geschlecht dem männlichen gegenüber übertragen.

Ich habe schon an einem anderen Orte erwähnt, <sup>1)</sup> dass dem Glauben der Zigeuner gemäss es Frauen gibt, die im Besitze übernatürlicher Kräfte und Eigenschaften sind, welche sie teils auf übernatürlichem Wege erworben, teils aber ererbt haben. So bringt das siebente Mädchen einer durch keine Knaben unterbrochenen Kinderreihe Eigenschaften mit sich auf die Welt, die anderen Sterblichen abgehen, so z. B. sieht es Dinge (vergrabene Schätze, die Seelen Verstorbener u. dgl.), die andern unsichtbar sind. Die meisten Zauberfrauen wurden noch in ihrer zartesten Jugend von ihren Müttern in der Heil- und Zauberkunst unterrichtet und erben von ihnen zugleich den Ruf und das Ansehen. Nur ihre *eigenen* Töchter können die Zauberfrauen in

<sup>1)</sup> Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn I. Bd. S. 51: „Zauber- und Besprechungsformeln der transsilvanischen und südungarischen Zigeuner“ (auch als Sonderabdruck erschienen in Herrmann's „Publicationen d. ethn. Mitteilungen aus Ungarn“ Hft II.

ihrer Kunst unterrichten, nachdem dieselben die Anlagen dazu durch Blutvererbung mit sich auf die Welt bringen, also eine praedestinierte Zauberkraft schon a priori besitzen, die aber nur dann zum vollen Ausbruch kommt, sich zur Tätigkeit entfaltet, wenn das betreffende Weib selbst wenigstens schon drei Töchter zur Welt gebracht hat. Stirbt die Mutter, eine Schwester oder eine Tochter der „Zauberfrau“, so muss sie das Wasser aus dem Napfe trinken, den man nach eingetretenem Tode zu den Füßen der Leiche aufzustellen pflegt, damit „sich die Seele des Verblichenen darin bade.“ Trinkt sie es nicht, so nimmt die Todte ihre Weisheit mit und sie hat aufgehört zur Gilde der Zauberfrauen zu gehören; daher die Redensart: *pijel sár čoválji* (er trinkt wie eine Zauberfrau, d. h. er muss trinken, ob er will oder nicht). Um ihre „Weisheit“, „Zauberkraft“ (*čováljiben*) zu bewahren, steckt sie auch ein angebranntes Stückchen von den Kleidern der Verblichenen zu sich, die eben — nach altem Gebrauche — gleich nach der Leichenbestattung verbrannt werden. Mit diesem Fetzen räuchert sie sich dann in der nächstfolgenden Johannismacht oder Neujahrsnacht auf irgend einem Kreuzwege, um die noch immer herumflatternde Seele der Verblichenen zu bannen. Aus eben diesem Grunde muss sie neun Tage hindurch jedesmal zu Mittag das Grab der Verblichenen besuchen und Mohnkörner auf den Weg bis zum Grabe fallen lassen, damit die ihr nachfolgende Seele dieselben auflese und keine Zeit habe, sie in ihrer Zauberkraft zu schwächen. Während dieser Zeit muss sie sich auch des Beischlafs enthalten, damit sie nicht etwa geschwängert, ein todes Kind zur Welt bringe, aus dem ein *Locholitšo* (dämonisches Wesen) werden würde, das seine Eltern zu Tode quälen könnte. Gut ist es auch das Brustbein (als Sitz des Lebens) der Verblichenen mit einem Tuchlappen zu reiben und denselben die neun folgenden Tage am blossen Leibe zu tragen, dann ihn aber auf dem Grabe zu verbrennen. Die dadurch entstandene Asche gilt für ein wichtiges Mittel bei Liebesangelegenheiten. Wer davon genossen, kann von der Person, die es ihm eingegeben, nimmer lassen. Häufige Schluckungen nach Verlauf der erwähnten neun Tage deuten an, dass die Zauberkraft der betreffenden Frau ungeschwächt, ja im Gegenteil gestärkt und vermehrt sich in ihr befinde. Um die Stammgenossen zu dieser Meinung zu bewegen, greifen die Zauberfrauen bei solchen Gelegenheiten freilich zu mancherlei künstlichen Mitteln, um recht arge und häufige Schluckungen hervorzubringen.

Ausser diesen „erbgesessenen“ Zauberfrauen gibt es auch solche, die ihre Kunst nicht durch Blutvererbung erlangt, sondern von den *Nivaši*-(Wassergeistern) oder *Pchuvuš*-Leuten (unterirdische Wesen) erlernt haben, indem sie mit denselben geschlechtlichen Umgang pflegen. Der Act selbst geschieht ohne Wissen des Weibes, das erwachend erst die mit ihr vorgenommene Veränderung wahrnimmt und nur dadurch zum Schweigen gebracht wird, dass sie eben der *Nivaši* oder *Pchuvuš* in den geheimen Künsten unterrichtet. Tut er es nicht oder schreit das Weib um Hilfe, so ist er verloren, denn er verliert auf einige

Stunden seine Kraft — post coitum triste omne animal — und ist nicht im Stande sich von der Stelle zu rühren, so dass er leicht erschlagen werden kann. Ein weiter Spielraum für Betrug und Schwindel ist hierbei selbstverständlich geöffnet. Ich kannte z. B. eine wunderschöne siebzehnjährige Zigeunermaid, die bereits drei uneheliche Kinder hatte, deren Väter jedem anderen, aber nur nicht dem Zigeunervolke angehörten. Sie war deshalb die Zielscheibe des Spottes, ja selbst der Verachtung ausgesetzt und mit dem Schimpfworte *parne lubñi* (weisse Metzge) benannt. Ich sagte ihr oft und oft: sie möge der Truppe den Rücken kehren und sich irgendwo niederlassen, um so diesen fortwährenden Gehässigkeiten zu entgehen. Bei einer solchen Gelegenheit antwortete sie mir: „*Me ná dža, avava jeka čoválji. Dikh tu akor mán piránen roma*“ (Ich gehe nicht, ich werde eine Zauberfrau. Sieh dann, (wie) mich die Leute lieben). Sie bat mich nun, der Truppe mitzuteilen, dass ich die nächste Nacht im Dorfe zubringen wolle. Ich tat es, worauf sie mich ersuchte, die Nacht über mich in der Nähe der Zelte versteckt zu halten und von Ferne und unbemerkt den kommenden Skandal anzusehen. In der Nacht nun erwachte die Horde auf ein ohrzerreissendes Geschrei. Alle rannten zum Zelte der *parne lubñi*, die am ganzen Leibe zitternd den Stammgenossen erklärte, ein *Nivaši* habe sie besucht, und *dabei auf die am Boden sichtbaren zahlreichen Hufspuren* hinwies. Hierauf wari sie sich auf den Boden, murmelte Zaubersprüche und verfiel scheinbar in Verzückungen. Am nächsten Morgen wurde mir der nächtliche Vorfall mitgeteilt. Als ich die Leute frug: woher sie es wissen, dass auch in der Tat ein *Nivaši* die *parne lubñi* besucht habe, meinten sie: sie hätte es ihnen bewiesen und ich dürfe sie nicht mehr *parne lubñi* nennen, sonst könnte es mir schlecht ergehen. Wie sie den näheren Beweis für die Richtigkeit ihrer Angabe führte, unterlasse ich hier zu erwähnen; kurz und gut, von dieser Zeit an genießt sie ein grosses Ansehen unter ihren Stammgenossen und ist als Zauberfrau auch bei der siebenbürgischen Landbevölkerung berühmt. Sie heisst *Ileana Darej*.

Solche Zauberfrauen, die ihre Kunst von einem *Pchuvuš* oder gar von einem *Nivaši* erhalten haben, werden von den Stammgenossen besonders gefürchtet, denn man glaubt, dass sie infolge ihres Umgangs mit dem *Pchuvuš* oder *Nivaši* eine *Schlange* im Leibe hätten, die den, der eine solche Zauberfrau beleidigt, zu Grunde richten kann. Um den Schwindel zu vervollständigen, trinken auf solche Weise zu Zauberfrauen gewordene Weiber die nächstfolgenden neun Tage hindurch *Pferdemilch*, um sich — wie es heisst — dadurch vor einer Wiederholung des Besuches seitens des *Nivaši* oder *Pchuvuš* zu schützen, ihn also von sich abzuwehren. Wird nun eine Zauberfrau alt und gebrechlich, so bereitet sie sich zur Fahrt ins „*Todtenreich*“ vor, indem sie sich die Nägel wachsen lässt. Es heisst nämlich im Volksglauben, dass eine Zauberfrau gar schwer ins „*Todtenreich*“ gelangen, und sich nur mit ihren langen Nägeln an den Felsenwänden festhalten kann, die sie eben erklimmen muss, um ins Jenseits zu gelangen. Stirbt ein Weib, das

durch Umgang mit einem *Nivaši* oder *Pchuvuš* Zauberfrau geworden ist, so fährt ein *Blitz* ins Wasser, der von den *Nivaši*-Leuten aufgefangen wird.

Bei der Betrachtung der Zauberfrauen letzterwähnter Art müssen wir — um zum mythologischen Kern dringen zu können — die *Schlange*, den *Blitz* und die *Pferd-milch* besonders hervorheben.

Wie erwähnt, sollen Zauberfrauen nach gepflogenen Umgange mit *Nivaši* Leuten eine Schlange im Leibe haben; ferner heisst es, dass beim Tode einer solchen Zauberfrau ein Blitz ins Wasser (also in die Wohnung der Wassergeister) fährt, der vom „Allsamenbaum“ \*), der am Himmel „blüht“ und alle Kräuter der Welt trägt, kommend den *Nivaši*-Leuten Heilkräuter mitbringt, auf deren Gebrauch sie dann die Weiber, mit denen sie Umgang gelogen, lehren und dieselben dadurch zu Zauberfrauen machen. Der die Heilkräuter enthaltende und von dem *Nivaši* aufgefangene *Blitz* wird also infolge geschlechtlichen Umgangs als *Schlange* in den Leib der Zauberfrau übertragen, ihr gleichsam die Zauberkunst eingepfht. Dass sich dieser, gegenwärtig zu reinem Schwindel herabgesunkene Glauben aus den sogenannten Naturmythen entwickelt hat, unterliegt kaum einem Zweifel. \*\*) Geben wir weiter. *Ileana Darej* zeigte ihren Stammgenossen die Hufspuren in ihrem Zelte, als Beweis dafür, dass sie in der Tat ein *Nivaši* besucht habe. Dem Volksglauben der Zigeuner gemäss haben die Wassergeister, die *Nivaši*, Pferdefüsse und um diese Wesen von sich ferne zu halten, trinkt die Zauberfrau neun Tage lang Pferdemilch. Hier finden wir also einen Nachhall der indogermanischen Naturmythe vom Donnerross, den rossgestaltigen Kentauren (den *Cheiron* an der Spitze), und von den indischen *Açvina*. Hierbei müssen wir besonders zwei Mythen in Betracht ziehen: die eine, nach der Poseidon und Demeter-Erinnyis mit einander als Rosse buhlen und die Despoina und den Arion erzeugen; die andere, nach der Kronos mit der Philyra so den *Cheiron* zeugt; — diesen beiden entspricht der indische Mythos von der Vermählung des Vivasvat und der Saranyu in Pferdegestalt. Aus letzterer Verbindung entstammen „die himmlischen Heilärzte“, das Zwillingsspaar der *Açvina*, welche davon „die Stutensöhne“ heissen; nach dem griechischen Mythos entstammt der Buhlschaft des Kronos mit der Philyra der „rossgestaltige“ Kentaur *Cheiron*, der hilfreiche „mythische Arzt“ der Griechen, bei dem auch der Name des Tausendgüldenkrautes „Kentaurion“ noch speciell auf die ursprüngliche Art seiner angeblichen ärztlichen Tätigkeit in ihrer Beziehung zu „heilbringenden Kräutern“ hinweist. \*\*\*)

\*) Vgl. meine Sammlung: „Märchen und Sagen der transsilvanischen Zigeuner“ (Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung).

\*\*) Vgl. W. Schwartz Die rossgestaltigen Himmelsärzte bei Indern und Griechen (in der Zeitschrift für Ethnologie, Berlin 1888, V. Hft. S. 222.) Vgl. auch sein grundlegendes Werk: „Ursprung der Mythologie“ S. 43. und *Schroeder*, Indiens Literatur und Cultur. Leipzig 1887 S. 377.

\*\*\*) Vgl. W. Schwartz a. a. O. S. 228.

Zu berücksichtigen sind noch die zigeunerischen Redensarten, die bei einem Gewitter angewendet werden: *Romñi lel Nivaši* (Der Nivaši heiratet) oder: *Pujen Nivašā* (Die Nivaši begatten sich, vgl. die feurige Geburt des Asklepios.) Wie die phantasievolle Vorstellung der indogermanischen Urzeit den himmlischen Helfern eine rossartige Gestalt verleiht, um dann mit dem Fortschritt der Cultur, in mehr historisch werdender Zeit aus ihnen den indischen, menschlich göttlichen Dhanvantari oder den griechischen Asklepios zu schaffen, so spielt sich diese Wandlung im zigeunerischen Volksglauben gleichsam vor unseren Augen ab, indem der Blitz vom Allsamenbaum dem rossfüssigen *Nivaši* die Heilkräuter (Heilkraft) bringt, dieser durch geschlechtlichen Umgang diese Eigenschaft zu heilen in Gestalt einer Schlange (als Sinnbild des Blitzes) auf eine irdische Frau überträgt, somit gleichsam einen Kreis schliesst, der mit dem Blitz beginnt und mit dem Blitz abschliesst. Wenn also im indogermanischen Mythos aus schöpferischem Reiz eine Anregung zur Umgestaltung jener himmlischen Helfer in mehr menschliche Wesen beginnt und zwar einem Notwendigkeitsdrange zur Befriedigung eines bei der Gebrechlichkeit der Menschen gefühlten Bedürfnisses nach Heilkünstlern folgend, — so sehen wir auch im zigeunerischen Volksglauben diese dem Himmel (dem Allsamenbaum) entstammende Heilkraft notwendigerweise auf irdische, für den primitiven Menschen handgreifliche Wesen übertragen. Und dies sind für die Zigeuner eben die Zauberfrauen, und den Glauben an sie und ihre Heilkraft beseelt auch nur der Wunsch nach Heilung, das sehnde Hoffen auf ein übelbefreiendes Erlösungswort, das bei jedem Volke, sowol bei Naturstämmen, als auch bei Culturträgern, zu jeder Zeit die religiösen Ideale mehr oder weniger deutlich durchklingt. Wie der ganze mythische Bau dieses Glaubens bei den Zigeunern ursprünglich geformt war, können wir aus den jetzigen Trümmern nicht erschliessen; so viel aber ist gewiss, dass es zunächst der körperliche Schmerz war, der seine Helfer verlangte und den Grund zu den phantasievollen Gebilden dieses Mythos legte.

So treten denn auch die Zauberfrauen der Zigeuner in erster Reihe als Helfer und zwar als Heilkünstler auf, sowol für Mensch, als auch für Tiere. Sie können die Zauberformeln, durch welche der *Misech* (das Schlechte, der Krankheitsdämon) aus dem Körper des Siechenden vertrieben werden kann; sie haben die Macht und Kraft die Seele der Menschen zu „binden und zu lösen“, Liebe und Hass zu entfachen und zu vernichten; und wie die physischen Angriffe, wissen also die Zauberfrauen auch psychische Störungen zu bekämpfen. Sie haben also noch immer dieselbe Rolle, die bei Naturvölkern die Priester hatten *vor der Trennung* der Seelsorge von der leiblichen. Im Bewusstsein überirdischer Begabung oder im zuversichtlichen Vertrauen auf die helfende Kraft überirdischer Wesen wird durch Kenntnis zauberkräftiger Formeln und Kräuter geheilt.

Wie bei der Heilung von Krankheiten, seien dieselben nun physische oder psychische Angriffe, — muss die Zauberfrau auch in an-

deren Kenntnissen ihr Können beweisen, um wirksame Talismane und Fetische dem Volke verteilen zu können. Selbst für die täglichen Lebensbedürfnisse muss sie ihre Macht bekunden, indem sie die Zukunft voraussagt, das Unglück abweist, überhaupt durch zauberkräftige Mittel das Gelingen eines Unternehmens befördert. Nicht nur die Todten zu bannen, sondern auch die Witterung zu regeln, muss die Zauberfrau verstehen, um ihre Verbindung mit überirdischen Wesen darzulegen. Ihre Rolle entspricht im Grossen und Ganzen der der Priester primitiver Völker.

## Recht und Unrecht.

Ein magyarisches Märchen mit seinen Varianten und Parallelen.

Übersetzt und verglichen von *Dr. L. Katona*.

Es gieng einmal ein Mann seines Weges. Am Kreuzwege traf er einen zweiten Mann; sie sagen sich gegenseitig guten Tag, dann fragt der eine den andern: Wer bist du, Kamerad? — Sagt darauf der andere: Ich bin der Träger der *Wahrheit*. Und wer bist denn du, Freund? — Ich bin die Falschheit und der Träger der *Falschheit*. — Nun, entgegnet darauf die Wahrheit, dann passen wir schlecht zusammen. — Warum sollten wir nicht passen? versetzt die Falschheit. Kann man doch mit der Falschheit besser auskommen als mit der Wahrheit. — Das will ich nicht glauben, meint die Wahrheit. Ist doch der falsche Mensch und eine falsche Seele stets in Ängsten. — Das sollst du nicht glauben, entgegnet der Falsche, denn der Unlautere hat weniger zu fürchten als der Redliche. — Da streiten nun die beiden über diese Frage solange herum, bis sie recht hart an einander gerieten. Doch meinte endlich der Falsche, es wäre des unnützen Streites genug und weit besser, wenn sie sich nach einem Nachtlager umsehn würden, ehe es noch ganz finster geworden. Damit giengen sie auch weiter, beide in derselben Richtung, wo sie eine Stadt in der Nähe wahrnahmen. Ehe sie aber noch die Stadt erreichen konnten, wurde es späte Nacht, so dass der Träger der Wahrheit zum Falschen gewendet meinte, das beste, was sie nunmehr tun könnten, wäre hier auf dem Wege, unterm Kreuze zu übernachten, da sie zu so später Nachtzeit in der Stadt kein Obdach finden dürften. Dem Falschen war auch dies recht. Meinetwegen, so sprach er, können wir wo immer übernachten und sei es in der tiefsten Hölle, denn ich fürchte mich vor gar nichts auf dieser Welt! Nun giengen sie richtig unter das Kreuz am Wegesrande und legten sich zum Schlafen. — Warte nur, dachte der Falsche bei sich, du wirst es bald zu wissen bekommen, wer von uns beiden recht gehabt? Schlafe nur schön ruhig, ich werde dich schon lehren, dass dir die Lust vom Wahrheitstragen vergeht! Nachdem sie noch eine Weile geplaudert, fiel der Gerechte bald in einen

tiefen Schlaf. Nun denkt der Falsche, die Zeit seiner Rache sei gekommen. Er nimmt sein Taschenmesser hervor und sticht damit dem Schlafenden beide Augen aus. Nun kannst du gehn und mit deiner Wahrheit den Weg suchen, solange du willst — spottete seines Opfers der Falsche. Der Wahrhaftige aber entgegnete ruhig, dass er auch geblendet nur der Wahrheit nachhängen und sie nimmer aufgeben werde. Hierauf wurde er vom Träger der Falschheit verlassen. Wahrheit lag nun mit ausgeronnenen Augen unterm Kreuze und dachte darüber nach, was er fortan beginnen solle? Er gieng von dannen, doch wie soll er sich ohne Führer von der Stelle rühren? Ich bleibe noch eine Weile hier sitzen, so meinte er schliesslich, — und warte getrost, da ich weiss, dass Gott den gerechten Menschen nicht verlässt — Da sassen zur selben Stunde drei Raben auf dem Kreuze, die gerade aus ihrem Schlafe erwachten. Schläfst du noch, Kamerad? fragt der erste Rabe den anderen. Ich habe schon längst ausgeschlafen, entgegnet der andere. Nun denn, so spricht der erste, wenn du nicht mehr schlafen kannst, so könnten wir uns die Langweile der Nacht mit Gesprächen über den Weltlauf verkürzen. Was sollen wir aber besprechen? fragt der andere. Die nächste Stadt hier vor uns, meint der erste. Du weisst doch von der tiefen Trauer, die dort herrscht, und von der grossen Wassernot, der Ursache dieser Trauer? — Und wie leicht wäre es ihnen dort in der Stadt, der Not ein Ende zu machen, — versetzt der zweite Rabe Wenn sie nur wüssten, wie es aufzufangen! Vielleicht dass du darum weisst? — fragt weiter der erste. Wie sollt' ich es nicht wissen, entgegnet der zweite. In der Mitte jener Stadt, auf dem mit Steinen gepflasterten Hauptplatze ist ein grosser viereckiger Stein. Nur diesen brauchten sie zu heben und darunter ein wenig zu graben, so hätten sie eine Quelle, die ihnen Wasser im Überflusse spenden könnte. — Das hört der arme Blinde unterm Kreuze mit an, — doch spricht darauf der andere Rabe: Nun will auch ich ein Märlein sagen. Zehn Schritte von diesem Kreuze befindet sich ein Brunnen, von dem niemand was weiss; und doch ist sein Wasser so heilkräftig, dass der Blinde sich damit nur ein einzigesmal die Augen zu waschen hat, wenn er sein gesundes Gesicht znrückerhalten will. Da will zum Schlusse auch der dritte Rabe was Neues erzählen. Des Königs Tochter, so spricht er, ist bereits seit drei Jahren todeskrank. Kein Arzt der Welt kann ihr helfen. Und doch ist nichts leichter als ihr Übel zu heilen, wenn man nur um das Mittel wüsste! Vor drei Jahren war nämlich das Mädchen bei der Communion. Nachhause gekehrt, war es ihr übel und sie musste sich übergeben. Die heil. Hostie kam dabei auf die Erde zu fallen, und eine Kröte, die unterm Bette verkrochen war, schnappte dieselbe auf und hält sie noch heute im Munde verborgen. Wenn man nun diese Hostie dem Tiere entreissen und sie der Königstochter eingeben würde, so wäre diese im selben Augenblicke genesen. — Das Gespräch der Raben wurde aber, wie gesagt, vom Blinden mitangehört.

Bei Tagesanbruch flogen die Raben davon. Der arme Blinde aber

zerbrach sich den Kopf darüber, wie er den Brunnen finden könnte, von dem der zweite Vogel gesprochen hatte und der ihm nach seiner Überzeugung das Gesicht wiedergeben könnte. Das Kreuz will er auch nicht verlassen, in der Furcht, es nicht mehr finden zu können. Da fällt ihm auf einmal ein, dass er sich ausziehn, seine Kleidungsstücke zu einem zehn Schritt langen Leitseil zusammenbinden und das eine Ende desselben ans Kreuz geknüpft, am andern sich festhaltend, den Brunnen aufsuchen wird. Gedacht, getan! Nachdem er den Brunnen in der besagten Entfernung richtig angetroffen, wusch er sich in demselben und — sieh da! er sah wieder eben so gut wie vor seiner Blendung. Man kann sich seine Freude denken. Nun weiss ich, so sprach er bei sich, dass die Raben die Wahrheit geredet. Damit kleidete er sich an, und gieng in die Stadt. Da sieht er die Einwohner in der grössten Bestürzung; der eine passt nach dieser, der andere nach jener Seite auf. Was lauert ihr so ungeduldig, und worauf wartet ihr denn mit solcher Sehnsucht? so fragt er die Bürger, die er in den Gassen antrifft — Wir warten auf ein Wasserfass, — wird ihm zur Antwort, — denn nicht einmal zum Waschen haben wir das nötige Wasser. — Und könnt ihr denn keinen Brunnen graben? so fragt weiter der Fremde. — Der könnte sich bei uns ein schweres Geld verdienen, entgegenen die Städter, der uns einen Brunnen graben könnte. Doch haben sich schon manche bei uns damit versucht, ohne auch nur auf einen Tropfen Wasser zu stossen. — Was würdet ihr guten Leute mir wol geben, wenn ich euch einen Brunnen graben würde? fragt der Wahrhaftige. — O, Freund! Du könntest kaum so viel fordern, dass wir es dir nicht gerne gäben, wenn du wirklich einen zu graben vermöchtest! — Ihr sollt keine weitere Sorge haben, meint der Fremdling, und damit lässt er sich nach dem Stadthause bringen, wo der Stadthauptmann ihn sofort ins Verhör nimmt. Wer bist du? so fragt ihn der gestrenge Herr. — Ich bin nur ein armer Wanderer, doch rechtschaffenen und milden Herzens, erwidert ihm der Träger der Wahrheit. — Und was ist hier dein Begehren? — Ich will euch einen Brunnen graben, denn ich sehe, dass ihr kein Wasser habet, und in Folge dessen die grösste Not leidet. — Freund, sagt hierauf der Hauptmann, wenn du die Wahrheit sprichst und uns wirklich Wasser verschaffen kannst, so warst du die längste Zeit ein armer Teufel. — Seid getrost, wenn ich einmal sage, dass eurer Not abgeholfen werden soll; gebet mir nur einige Männer zur Aushilfe, die mir beim Graben beistehn sollen. — Du sollst so viele haben als du nur benötigst, versetzt der Hauptmann. — Zehn Männer dürft' ich wohl brauchen, sagt der Wahrhaftige, um mit der Arbeit rascher fertig zu werden. — Und wenn du deren hundert fordern würdest, so wären sie dir sofort zur Hand, wenn du nur einmal begonnen. Wo willst du aber den Brunnen graben? — In der Mitte eures Hauptplatzes sollt ihr ihn haben, meint der gute Mann, damit ihn ein jeder gleich weit und gleich nahe habe. — Das wäre gerade das Rechte, wenn du ihn auf besagter Stelle graben könntest! — Wenn ich euch einmal mein Wort gege-



ben, meint der arme Fremdling, so könnt ihr euch darauf verlassen. Damit geht er auf den Platz und sucht die Stelle mit dem viereckigen Steine auf. Kaum war dieser emporgehoben, als bereits nach einigen Spatenhieben das Wasser in einem starken Stral hervorquoll und in alle Richtungen zu rinnen begann. Nun könnt ihr — so spricht der Wahrhaftige zu den Bürgern — Kanäle für eine jede Gasse graben und ihr werdet fortan das Wasser nicht mehr für teures Geld kaufen müssen. Sein Rat wurde auch sofort befolgt, und das Wasser rann ganz lustig in allen Gassen der Stadt, wo eitel Freude über den reichen Segen herrschte. Der Hauptmann liess nun den armen Mann zu sich bestellen, und fragte ihn, was er für seinen guten Dienst fordere? Ihr möget nur geben, was euch beliebt, — war die Antwort des Wahrhaftigen. Nun, da hast du diesen Strumpf voll Geldes; dies sei dein Lohn; und mit der Bedingung, dass du das Geld nur auf rechtem Wege verausgabest, sollst du von mir immer einen neuen bekommen, so oft er leer geworden. Der arme Mann steckt den Strumpf zu sich, und nachdem er sich beim Hauptmann schön bedankt, zieht er seines Weges. — Nun, so denkt der Wahrhaftige bei sich, jetzt werd' ich noch die Königstochter auffinden, von der mein dritter Rabe gesprochen. Vielleicht wird auch dieser Spruch sich bewähren.

Am Königshofe angekommen, spricht er beim Hofmeister vor, der ihn nach seinem Begehren fragt. Ich möchte die Tochter des Königs besuchen, antwortet der Fremde. Und wozu das? fragt ihn der Hofmeister weiter. — Ich habe gehört, dass sie krank sein soll, und ich möchte sie heilen. Sagt darauf der Hm.: Ja Freund, das meinst du, gieng so leicht! Waren doch andere und berühmtere Leute, die ersten Ärzte der Welt vor dir mit demselben Vorhaben da, und konnten alle miteinander nichts ausrichten. — Doch hat man sie darum nicht gehenkt, wenn ich fragen darf? — Da kannst du ohne Sorge sein, entgegnet der Hofmeister, kein Haar wurde ihnen gekrümmt, und man hat ihnen noch den doppelten Lohn ihrer Mühe ausbezahlt. — Nun, dann werden sie wol auch mich nicht henken, zumal ich gar keine Belohnung heische sondern, recht gern mit dem zufrieden bin, was man mir nach Belieben der königlichen Eltern zu spenden für gut finden wird. — Wolan denn, so spricht der Hofmeister, — hab' ich doch mehr als einmal gehört, dass mancher Bauer mehr weiss, als viele von den studierten Herrn. Damit giengen sie zum König hinein. Der Hofmeister meldet der Majestät, es wäre ein Mann vor der Türe, der sich anheischig macht, die Königstochter zu kurieren. Dem König wäre keine Nachricht willkommener gewesen, auch wurde der Fremde sofort hereinbestellt. — Was bist du denn? guter Mann, so fragt ihn der König. — Ich bin nur ein armer Wanderer, Herr, doch ohne Falschheit und guten Herzens. — Was ist deines Kommens Zweck? — Ich möchte mit Ew. Majestät gnädiger Erlaubnis Ihre Tochter heilen. — Wie sollte ich dies nicht erlauben? entgegnet der König, — wenn du es nur fertig bringen könntest! Kostet mich doch diese Krankheit meiner Tochter mehr als eine Million! — Nun dann,

Majestät und gnädiger Vater, — sagt der arme Mann, — dann möge man mich zur Prinzessin hinein führen; mit Gottes Hilfe hoffe ich sie zu heilen. — Man führt den armen Mann sofort zur Königstochter. Er sieht die Kranke an, die schon so trocken und ausgezehrt im Bette aussah, wie das Bild des heil. Johannes in *Suczawa*. Der Fremdling schickt nun die Hoffräulein aus dem Zimmer, und als sie fort waren, hob er unter dem Bette eine Diele auf, fand unter derselben die von den Raben besagte Kröte, und in deren Maule die Hostie. Kaum hatte die Königstochter die Hostie verschluckt, so reckte und streckte sie sich im Bette, dass ihr alle Glieder krachten, und wollte gleich aufstehn. Dies musste sie aber für eine Weile noch bleiben lassen, da sie von der Krankheit sehr entkräftet war. Dann verlangte sie aber sofort etwas zu essen, was ihr auch ohne Aufschub gewährt wurde; und sie ass mit einem Appetit, der den König in grösstes Staunen versetzte. Nachdem sie etwas zu sich genommen, war sie schon soweit gestärkt, dass sie im Bette sitzen konnte. Auch sagte sie, dass ihr eigentlich gar nichts mehr fehle, nur dass sie noch zu schwach sei, um gehn zu können. Der König meinte, dies wäre kein so grosses Übel mehr, dass sich durch kräftige Nahrung nicht bald beseitigen liesse. Darauf führte er den armen Mann mit sich, und fragte ihn, was er wol für seinen Dienst fordere? Dieser gab zur Antwort, man möge ihm geben, was man eben will, ihm sei alles recht. Da gab ihm der König einen Strumpf voll Geldes, und sagte: er möge nur das Geld ruhig und unbekümmert ausgeben, und wenn es alle wäre, so kann er wann immer bei ihm vorsprechen; für den Fall, dass seine Tochter ihre Gesundheit wirklich wiedererlangt, soll er für seine Lebenszeit reichlich versorgt sein. — Der Fremde gieng mit bestem Danke aus dem Hause des Königs und zog weiter.

Draussen vor dem Stadttore trifft er mit dem Falschen zusammen, der ihn seines Augenlichtes beraubt hatte. Sie erkannten einander sofort, und nach gegenseitiger Begrüssung hub der Wahrhaftige zum Falschen gewendet an: Nun, siehst du, dass ich dennoch recht gehabt, und dass du falsche Seele mir umsonst die Augen ausgestochen, da ich heute eben so gut sehe wie ehemals. Was hast du aber unterdessen mit deiner Falschheit gewonnen? Ich habe mir unterdessen diese zwei Strümpfe voll Geldes verdient. — Und wie denn? fragte ihn der Falsche. Da berichtet nun der Wahrhaftige den ganzen Hergang von dem Gespräche der Raben und das Weitere. — Warte nur, denkt sich der Falsche, wenn ich zum Kreuze gehe und den Raben erzähle, wie du ihrem Gespräche gelauscht, werden sie es dir schon heimzahlen. So tat er auch, und traf die drei Vögel gerade zur Zeit, wo sie aus ihrem Schlafe erwachend, ein Gespräch anknüpfen wollten. Sagt der eine zum andern: Höre, mein Kamerad, neulich sprachen wir da über so manches, und wurden dabei belauscht, wie ich daraus entnehme dass man in der nahen Stadt bereits keine Not mehr am Wasser leidet. Jetzt wollen wir vorsichtig sein und schweigen, denn es könnte uns wieder ein unwillkommener Horcher

aufpassen. Daraufhin fliegt einer von den Raben vom Kreuze herab, und bemerkt unter demselben einen Menschen. Holla! Kameraden, so ruft er, da ist der Schuft, der uns neulich belauscht hat und jetzt wieder aushorchen möchte! Damit werfen sich die drei Raben wütend auf den Falschen, zersausen und zerfetzen ihn in so viele tausend kleine Stücke, dass man heute überall, wo man nur hinblickt, nichts als Falsches und Falschheit sieht. Wer es nicht glauben will, der kann sich davon überzeugen, wenn er nur die Augen aufmacht; überall wird ihm die Falschheit in der Welt entgegentreten. <sup>X</sup>

(Aufgezeichnet von Dominik Zsidó in Hertelendyfalva aus dem Munde von Csángó-Magyaren die aus der Bukowina in den 80-er Jahren nach Südingarn repatriiert worden sind. Herr Zsidó, königl. Zollamtscontroller in Pancsova, hat sich als Betrauer der Regierungscommission erhebliche Verdienste um die südingarischen Csángó-Ansiedlungen erworben, und auf Anregung des Herausgebers dieser Zeitschrift die günstige Gelegenheit zur Aufzeichnung wertvollen folkloristischen Materials fleissig benutzt, das er den Ethnol. Mitt. zur Verfügung zu stellen die Güte hatte.)

(Schluss folgt.)

## Ethnographie. Ethnologie. Folklore. \*)

Von L. Katona.

(Auszug aus einem Vortrage, gehalten in der Sitzung der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns am 11. Januar 1890.)

Es ist eine in der Geschichte der Wissenschaften sich oftmals wiederholende, sozusagen reguläre Erscheinung, — weil sie zugleich eine Folge des natürlichen Ganges der Entwicklung des menschlichen Geistes ist, — dass neue Wissenschaftszweige gezwungen sind eine Zeit lang um ihre Existenz zu kämpfen. Oder, da es — nach der sehr richtigen Bemerkung von Wundt, — neue Wissenschaftsfächer im strengsten Sinne des Wortes nicht gibt, so können wir berechtigterweise nur sagen, dass die neuen Richtungen der wissenschaftlichen Untersuchung so lange als Schösslinge eines ältern Stammes treiben und wachsen, bis sie genügende Kraft und Lebensfähigkeit erlangt haben, um sich, von ihrem Stamme getrennt, selbständig fortzuentwickeln, und dann oft wieder Stämme für neue Schösslinge abzugeben.

So sehen wir, dass — teils schon im vorigen Jahrhunderte, teils erst in diesem — die verschiedenen *Philologien* sich eine selbständige Existenz erobert haben. Und ehe diese Lehrsysteme auch nur halbwegs dazu gekommen sind, das auszubauen, wozu ihre in mancher Hinsicht verfehlten, weil auf einer incohaerenten Grundlage aufgeführten Baugerüste dienen sollten, — geraten sie bereits auf zwei verschiedenen Seiten in Grenzstreitigkeiten: auf der einen Seite mit der von

\*) S. Ethnographia, I. S. 69. ff.

Emma Weber!

x Buch der Jugend Berlin 1895. 99. l.

ihnen sich mehr und mehr loslösenden und immer selbstständiger werdenden *Sprachwissenschaft*, auf der anderen Seite mit der *Ethnologie*. Die letztere entwickelte sich anfangs in einem engeren wechselseitigen Verhältnisse mit der Geographie und Geschichtskunde, und trat dann auf halbem Wege zu der aus der Anatomie und Biologie erwachsenen *Anthropologie* in nähere Beziehung. So schwankte sie an der Grenze der Naturwissenschaften im engeren Sinne, und der sogenannten Geisteswissenschaften, und neigte sich bald der einen, bald der andern Seite zu, je nachdem ihre jeweiligen Pfleger der einen oder der andern Schule angehörten.

Die Frage über die Zugehörigkeit der Ethnologie, über ihren eigentlichen Gegenstand und damit im Zusammenhange die Frage über die von ihr zu befolgende Methode ist umso verwickelter, je grösser die Meinungsverschiedenheiten sind über die Aufgabe und das Gebiet jener Disciplinen, welche mit der selbst noch fraglichen Ethnologie theils eng benachbart sind, theils sogar den gleichen Gegenstand behandeln. Über Begriff und Zweck der Philologie hat von Wolff angefangen bis Gröber jeder wirklich beachtenswerte Philologe, den wir darüber befragen, seine eigene Meinung. Es ist wieder eine Bemerkung Wundts, dass die Sprachforscher über das Verhältniss ihres Gegenstandes zu den übrigen Gegenständen der historischen Forschung durchaus nicht im Klaren seien, so unzweifelhaft bestimmt auch der Gegenstand ihrer Untersuchungen erscheinen möge (Schuchardt \*) glaubt, dass die Sprachwissenschaft überhaupt zu keinem scharf umrissenen und unzweideutigen Begriffe von ihrer Stellung im Kreise der übrigen Wissenschaften gelangen könne, ehe sie sich von den Namen der „Philologie“ befreit, der seiner Meinung nach die Verwirrung nur vergrössert.

Wenngleich nun bezüglich ihres Gegenstandes die Anthropologie wenigstens in derselben glücklichen Lage ist, wie die Sprachwissenschaft, insoweit an dieselbe keine Zweifel heranreichen können. — so sind schon darüber, ob die Gesamtheit der an diesem Gegenstande beobachtbaren Erscheinungen, oder nur ein Teil derselben in ihr Forschungsgebiet gehöre, Meinungsverschiedenheiten möglich, und in Wirklichkeit auch vorhanden; sowie auch darüber, wie weit diese Wissenschaft den Menschen auf dem Wege seiner historischen Entwicklung zu verfolgen habe. Hier stossen wir also schon wieder auf Controversen, welche jene bezüglich der Ethnologie von uns aufgeworfenen Fragen immer mehr verwickeln.

Unseren auf eine Lösung dieser Fragen abzielenden Bestrebungen verspricht nur *ein* Versuch Erfolg. Er besteht darin, dass wir einerseits von dem gegenseitigen Verhältnisse ausgehen, welche zwischen den Gegenständen der Disciplin und den Arten der Betrachtung derselben besteht, andererseits von den Merkmalen des allgemeinen Begriffes der Wissenschaft, und so die Stelle der Ethnologie in

\*) H. Schuchardt, *Über die Lautgesetze*, Berlin 1885. S. 37.

dem Systeme der Wissenschaften zu bezeichnen trachten, wenn aus den eben angeführten Gesichtspunkten ihr Recht, als eine selbstständige Wissenschaft zu gelten, überhaupt erweislich ist.

Wir wollen aber keineswegs in den bei der Definition von Wissenschaftszweigen oft begangenen Fehler verfallen, und werden uns deshalb wol hüten, den Begriff der Ethnologie einfach aus dem *Namen* derselben abzuleiten, so wie das ja mit der Philologie schon zu öfteren Malen geschehen ist. \*) Wir werden das aber im gegenwärtigen Falle auch schon deshalb nicht tun, weil das den Gegenstand unserer Disciplin bezeichnende Wort, nämlich *ethnos*, selbst zu jenen Worten von Zeit zu Zeit und beinahe von Volk zu Volk wechselnden Sinnes und daher fortwährend schwankender Deutung gehört, und unsere Definition somit auf sehr schlüpfrigem Boden sich befände, wenn wir dieselbe auf dieser Basis aufbauen würden. Nichtsdestoweniger dürfen wir bei der Feststellung dieses Begriffes den historischen Standpunkt neben dem rein logischen nicht vollständig ausser Acht lassen. Und zwar deshalb nicht, weil, so wechselnd wir auch den Begriff dieses Wortes im Laufe der Zeiten finden, wir dennoch sicherlich auf die Spur eines gemeinsamen Merkmales stossen werden, das sich gleichsam wie ein roter Faden durch all die wechselnden Bedeutungen hindurchzieht, und das uns ein wertvoller Führer auf unserem weiteren Wege sein kann. Das griechische Wort *ἔθνος* führt — nach der annehmbarsten Etymologie desselben — nach Wegnahme des darin klar erkennbaren Suffixes *νος* zu der Wurzel *ἔθ* (das ältere *σθεθ*, die wir auch in den Worten *ἔθος*, *ἡθ-ος* (Sitte, Gewohnheit), *ἡθαιος* (traut), *ἔθ-ωθ-α* (hin gewohnt), *ἔθ-ἰ-ω* (gewöhne) leicht wiedererkennen. Diese Wurzel gehört gemäss den Zusammenstellungen von Curtius (Grundzüge der griech. Etymologie 251, 4. Auflage) in dieselbe Familie mit den folgenden Worten: sanskrit *svadhâ* (Wille, Kraft, *anu svadhâ-m* nach Gewohnheit) gotisch *sid-u-s*, althochdeutsch *sit-u* (Sitte), gotisch *sidôn* (üben), ferner lateinisch *sue-sc-o*, *sue-tu-s*, *consue-tu-do*; das Sanskritwort *sva-dhâ* weist aber nach der Annahme von Kuhn (Zeitschr. II, 134 u. ff.) auf die Grundbedeutung „eigenes Tun,“ durch eine Zerlegung in seine Elemente *sva* (= griech. *ἑ*, lat. *se*) + *dha* (= griech. *θε*, deutsch *tu-n*). Curtius, der diese Hypothese Kuhn's acceptiert, und deren beste Bekräftigung in jenen lateinischen Worten findet, die hieher gehören und ohne Zuhilfenahme einer anderen Wurzel, direct von dem Pronomen *sui-s* abgeleitet werden können, — sagt im Zusammenhange mit der obigen etymologischen Zusammenstellung: „Wie könnte die Sitte treffender bezeichnet werden, denn als eigenes Tun, eigenes Halten eines Volkes?“ Das griechische *ἔθνος* entspricht demgemäss dem Worte *Sitte* nicht nur der Bedeutung nach, sondern stammt auch von derselben Wurzel, oder — um genauer zu sprechen — von denselben zwei Wurzeln, wie das deutsche Wort, und auf dieser Ba-

\*) Vgl. z. B. die Bestimmung des Begriffes der Philologie als „die Wissenschaft vom *λόγος*“ bei Gröber. (Grundr. d. roman. Philol. I, 146. S.)

sis können wir auch als ursprüngliche Bedeutung des Wortes ἔθνος: „eine Anzahl von Menschen mit denselben Lebensgewohnheiten und einer Sitte“ annehmen. Jedenfalls ergibt sich aus diesem Worte ein tieferer und in unserer weiteren Betrachtung noch in Rechnung zu ziehender Begriff, der den wesentlichen Merkmalen des Begriffes *Volk* viel näher kömmt, als das lateinische *populus* und *plebs* und das alt-slavische *pluku* (*turba, populus*), und *pleme* (*tribus*), zu welcher Familie auch das deutsche Wort *Volk*. (althochdeutsch *fol, fole*) gehört, und als deren Basis bloß die Vorstellung „Menge, Viele“ dient. (S. Curtius l. c. 277.). Die griechischen Worte *λαός, δῆμος* bedeuten ebenfalls „*Volk*“, und ist die Verwandtschaft des ersteren mit dem Worte „*Leute*“ (ahd. *liut, populus, pl. liuti, Leute*) und dem alt-slavischen *ljudi* in die Augen fallend, über die Grundbedeutung der Wurzel herrscht jedoch bisher Dunkel. (S. Curtius l. c. 364.) Bezüglich des Wortes *δῆμος* dürften die beiden, sich nahe berührenden Meinungen von Hugo Weber (*Etymologische Untersuchungen, Halle 1861. I. 8.*) und Pietet (*Les Origines Indoeuropéennes ou les Aryas primitifs. Paris 1859, 1863; II. 390.*) dennoch nicht ganz zu verwerfen sein, wenn auch Curtius (l. c. 231.) sie für falsch hält, hauptsächlich wegen des häufigen Gebrauches dieses Wortes bei Homer mit der Bedeutung „*Land, „Continent*“ (also „*das Zusammenhängende*“); denn mit dieser Bedeutung steht die auf die ursprüngliche Vorstellung „*der enger Zusammengehörenden*“ zurückführende Etymologie des Wortes *δῆμος* durchaus in keinem unversöhnlichem Widerspruche. Wenn das griechische Wort *ἔθνος* auf eine der bedeutsamsten Folgen des Zusammenlebens hinweist, so weist auch das in seiner Herleitung ganz klare lat. *gens* und *natio*, auf den allerursprünglichsten Grund des Zusammenhaltens eines Volkes, nämlich auf die gemeinsame Abstammung. (Ebenso das gleichbedeutende magyarische Wort *nemzet*, welches offenbar nach dem Muster eines dieser beiden Worte, wahrscheinlich nach dem des ersteren gebildet ist.) Wenn wir schliesslich an das ungarische Wort *nép* erinnern, und uns einstweilen, in Ermangelung einer plausibleren, der Etymologie von Budenz anschliessen (*Magyar-ugor összehasonlító szótár 402.*), so sehen wir in der Bedeutung desselben: „*homines utriusque sexus*“ = Menschen beiderlei Geschlechtes, — durchaus keinen charakteristischeren Zug, als in den lat. Worten *plebs* und *populus*.

Aus unserer bisherigen Untersuchung können wir soviel ersehen, dass in den einzelnen, charakteristischere Züge zeigenden Fällen zu meist die Vorstellungen des „*Zusammengehörens*“, der „*gemeinsamen Abstammung*“, der „*gemeinsamen Lebensgewohnheiten*“, der „*gleichen Sitten*“ jene sind, welche auf einer gewissermassen schon entwickelteren Kulturstufe als die bezeichnenden Merkmale des Begriffes „*Volk*“, oder besser gesagt der „*Zugehörigkeit zum Verbands eines Volkes*“ betrachtet werden; während die für eine niederere Stufe zeugenden Benennungen noch keine Spur einer eingehenderen Analyse zeigen, sondern nur auf die Vorstellung der „*Menge*“, „*Masse*“, hinweisen, indem hier diese, eines jeden präciseren Merkmales entbehrende Vorstel-

lung noch genügend erscheint zur Bezeichnung desselben Begriffes, oder gar eines noch weiteren Begriffes, entsprechend der unbestimmteren Begrenzung des Ausdruckes.

Bevor wir an die genauere Feststellung des Begriffes „Volk“, und auf Basis desselben an eine regelrechte Definition der Aufgabe und des Forschungsgebietes der Ethnologie herangehen, wollen wir wenigstens in Kürze jene vereinzelt Versuche betrachten, die bis in die neueste Zeit getan wurden, um den noch dämmerigen Begriff des Volkstums zum Gegenstande wissenschaftlicher Untersuchung zu machen, und im Anschluss an diesen Rückblick wollen wir des Weiteren auf jene bereits zielbewusstere und systematischere Bewegung in den letzten Decennien unseres Jahrhunderts hinweisen, die sich zur Bezeichnung ihres Untersuchungsobjectes und zugleich mit Betonung ihrer, von mancher Seite noch immer bestrittenen Berechtigung zu selbständiger Existenz, bald des Namens der *Ethnographie*, oder der *Ethnologie*, bald auch des englischen, in jüngster Zeit gemeingiltig gewordenen Wortes *folklore* bedient.

Die beiden kultiviertesten Völker des Altertumes, die Griechen und die Römer, denen doch hinreichende Gelegenheit geboten war, solche Völker beobachten zu können, die von ihnen an Stammescharacter, Sprache, Lebensgewohnheiten und Sitten verschieden waren, haben auf diesem Gebiete eine merkwürdige und höchst bedauernswerte Gleichgiltigkeit gezeigt. Als lobenswerte Ausnahme kann allenfalls nur Herodot erwähnt werden, dessen IV. Buch — neben der im 10-ten Abschnitte der Genesis enthaltenen semitischen (?) Tradition, und den hierher gehörigen einzelnen Daten der aegyptischen und assyrisch-babylonischen Denkmäler, ferner neben den wenigen zerstreuten Bemerkungen des Ktesias, Hippokrates, Aristoteles, und aus späterer Zeit des Vitruv, Strabo, Julius Caesar und Tacitus, — das Wertvollste ist, was das Altertum uns an ethnographischen Daten aufbewahrt hat. Bis zu den letzten zwei Jahrhunderten des Mittelalters kam man trotz der Kreuzzüge diesbezüglich nicht viel weiter über das hinaus, was man aus den zumeist missverstandenen, oder überhaupt unverständenen Angaben des biblischen Völkerstammbaumes herausbuchstabieren konnte. Plan Carpin (um die Mitte des XIII-ten Jahrhunderts) und ein wenig später Marco Polo brachten überraschende Nachrichten von dem mongolischen Stamme und dessen eigentümlicher Civilisation nach Westeuropa. Doch machte erst die grosse Bewegung der Kirchenreformation, Hand in Hand mit der Wiedererweckung der Wissenschaften und Künste und in ihrem Gefolge die gesellschaftliche und ökonomische Umwälzung, welche die Entdeckungen und Erfindungen hervorriefen, — in dem so plötzlich erweiterten Gesichtskreise unter anderem auch eine von neuen Gesichtspunkten ausgehende Untersuchung des Menschen und Menschlichen möglich.

Beim Wühlen nach alten Münzen und Meilensteinen stösst der Spaten hie und da auf riesige Knochen und Petrefacte; anfangs hält man die seltsamen Funde natürlich für Reliquien der biblischen Rie-

senvölker Gog und Magog, oder gar für launenhafte Naturspiele: aber was verschlägt es? . . . dem kindlichen Irrtume folgt die allmählig auf-dämmernde Ahnung des Richtigeren, und hierauf die Erkenntnis der Wahrheit. Aus der freiwilligen Berührung der Archaeologie mit den Naturwissenschaften entwickelt sich die Palaeontologie, die dem Forscher auch in das Dunkel der vorgeschichtlichen Zeiten hinein einen Leit-faden bietet, und die Vergangenheit der Menschheit weit zurück, bis in Zeiten, in welche die Gedenkbücher und Traditionen unseres Ge-schlechtes nicht mehr reichen, aus der Rinde der Erde herausbuch-stabiert. Die im Dienste der Medizin erst nur verborgen, dann aber immer freier sich entwickelnde Anatomie enthüllt den wunderbaren Organismus des menschlichen Leibes und findet auch die Fäden, ver-mittelst welcher der Mensch mit den Wesen niederer Gattung in ein verwandtschaftliches Verhältnis zu bringen ist. Die Anthropologie im Verei-ne mit der innerhalb der Geographie sich heranbildenden Ethnographie gelangte endlich zu den ersten Versuchen einer Einteilung unserer Art in Rassen. (Blumenbach: *De generis humani varietate nativa*. Göttingen 1776.). Auch die Sprachwissenschaft, die es in der Zwischenzeit in dem Lehrsysteme der Philologie zu einer gewissen Selbständigkeit gebracht hatte, trägt dazu bei, jenes Gewölke zu verteilen, welches die Urzeit des Geisteslebens der Menschheit bedeckt. Der sich immer mehr vertiefenden geschichtsphilosophischen Auffassung kömmt auch die der französischen Revolution folgende Reaction zu Gute; den auf den, als Übergangsstufe wol notwendigen, aber seichten und sterilen Rationa-lismus folgt als ebenso notwendiger Rückschlag der Romanticismus, der bei den auf ihre nationale Selbstständigkeit eifersüchtig gewordenen Völkern ein wärmeres Interesse für ihre eigene Vergangenheit erweckt, dem die Wertschätzung ihres ursprünglichen Charakters und das Bestreben folgt, die Entwicklung dieses Charakters aufzuklären und zu verstehen.

In der Romantik wurzelt auch jenes allgemeinere Interesse für die älteren und neueren Äusserungen des Volksgeistes, welches in Deutsch-land hauptsächlich mit den Namen der Brüder *Grimm*, („Kinder und Hausmärchen“ I. 1812, II. 1815, III. 1822. „Deutsche Sagen“ 1816—1818. „Deutsche Rechtsaltertümer“ 1828. „Deutsche Mythologie“ 1835.), — in England aber mit dem mächtigen Einfluss *Walter Scott's* auf den Zeitgeist eng verflochten ist. („Minstrelsy of the Scottish Border“ 1802—3.). Den Brüdern *Grimm* gieng *Herder* voran („Stimmen der Völker in Liedern“ mit dem ursprünglichen Titel „Volkslieder“ 1778—79.), während *Scott* in *Percy* einen Vorgänger hatte, der in seinen „Reliques of Ancient English Poetry“ (1765.) zum eigentlichen Führer und Wegweiser für alle bald nachfolgenden Sammler und Ordner der „popular antiquities“ wurde. Es ist wol wahr, dass dieses Interesse anfangs und auch später noch ziemlich lange grösstenteils ein rein belletristisches war, und sich besten Falles in philologischem Geiste äusserte. Deshalb zeigte sich anfangs zumeist nur in dem Sam-meln der mündlichen Volkstradition eine erfreuliche Geschäftigkeit, doch



war man vorläufig noch weit davon entfernt, die eigentlichen Quellen des Volksglaubens an richtiger Stelle zu suchen und die Bedeutung seiner Überreste nach Gebühr zu würdigen. Kein Wunder, wenn der litterarische und der romantisch angehauchte philologische Diletantismus sich eine erstaunliche Menge von Fehlschlüssen zu Schulden kommen lässt, und besonders in der Verwertung der Märchen und Sagen für die Reconstruction der verwitterten Mythensysteme sowol der alten wie der neueren Völker einen beinahe noch grösseren Aufwand dichterischer Phantasie, als gediegener und von keiner Voreingenommenheit bestochener Gelehrsamkeit geleistet hat. Hiezu kömmt noch die auf etymologische Kunstgriffe gestützte mythologische Theorie der Romantiker in der Sprachwissenschaft, wie ich sie alle nennen möchte, die bei der grossen Gefälligkeit und allgemeinen Beliebtheit ihrer Mythendeutungen nur zu oft den augenfälligen Fehler begehn, dass sie in ihren geistreichen Erklärungen mit ihrer eigenen dichterischen Divination und manchmal sogar mit den unbewussten Folgerungsdispositionen ihrer wissenschaftlichen Bildung den mythenbildenden Urmenschen aufs verschwenderischeste bedenken. (Adalbert Kuhn, F. L. W. Schwartz, Max Müller, Georg Cox, A. Gubernatis u. s. w.) Die Richtigstellung dieses Irrtumes verdanken wir zum Teile *Benfey* und den mit wahrem Ameisenfleisse arbeitenden Forschern, die seiner Initiative gefolgt sind. (Felix Liebrecht, Reinhold Köhler, H. Oesterley, D. Comparetti, A. Wesselofsky, E. Cosquin, u. s. w.) Diese haben die Wanderung und den gegenseitigen Austausch der mündlichen Volksüberlieferung von Schritt zu Schritt verfolgt, und haben in ihren mühseligen und eine ausserordentliche Sachkenntnis erfordernden Werken nachgewiesen, dass die meisten als mythologische Quellen ausgebeuteten Märchen, ja selbst ein gut Teil der localisierten Sagen aus der Litteratur solcher Völker übernommen sind, die eine vollständig andere Weltanschauung haben oder hatten, — und oft nicht einmal aus der volkstümlichen, sondern geradezu aus der *Kunstlitteratur* dieser Völker. Diese Sagen sind also in der Überlieferung des Volkes, das sie aufgenommen hat, ein Material ohne jeden organischen Zusammenhang, und können solchermassen kaum zur Aufklärung der Vorstellungen des Volksglaubens beitragen. Andererseits brachte das, aus den sich immer mehrenden Tatsachen der Anthropologie und Ethnologie geschöpfte Raisonement, bezüglich der Erforschung der volkstümlichen Überlieferungen jene bessere Einsicht, die — nicht eben ganz zufällig — ebendort die Wendung zum Besseren inauguriert, wo die schon erwähnte einseitige Mythenerklärung ihre grössten Triumphe gefeiert hatte. In England bildete sich die sogenannte *anthropologische* Schule, (E. B. Taylor, A. Lang. u. s. w.), welche hauptsächlich durch die Propaganda der mit ihr auf gleicher Basis stehenden Londoner Folk-Lore Society den Stab ihrer Getreuen angeworben hat. Von dieser Gesellschaft gieng auch der erste Versuch aus, die gesammten traditionistischen Forschungen in ein übersichtliches und möglichst einheitliches System zusammenzufassen. Diesem Versuche leistete auch das schon

erwähnte Wort *folklore* gute Dienste, indem es ermöglichte, unter einem bequemerem Terminus all das zu gruppieren, was bisher unter dem lange schwankenden Begriffe und dem nach Belieben dehnbaren Namen der „volkstümlichen Altertümer“ gesammelt wurde. Dieser Terminus verdient, wegen der wichtigen Rolle, die er in der Geschichte der Ethnologie spielt, ein wenig eingehender besprochen zu werden.

Sein Schöpfer ist *W. J. Thoms*, der in einem am 22-ten August 1846 im Londoner „Athenaeum“ abgedruckten, mit dem Pseudonym *Ambrose Merton* gezeichneten Artikel die Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen („Popular Antiquities, Popular Literature“) urgiert. Dort empfiehlt er das Wort *Folklore* (oder *Folk-Lore*, wie es ihm folgend die meisten Engländer auch heute noch schreiben) als zusammenfassenden Namen für alle jene Gegenstände, welche — als wie immer geartete Äusserungen des Volksgeistes, und als in welcher Beziehung immer charakteristische Erscheinungen des Volkslebens — zu dem Materiale der Ethnologie gehören, ohne dass in ihnen das ungemein weite Forschungsgebiet derselben vollständig abgegrenzt wäre. Dem genannten Correspondenten des englischen Wochenblattes sind die beiden oben erwähnten, einander ergänzenden Ausdrücke ungefähr gleichwertig mit der neuen Benennung; um aber den Begriffskreis des empfohlenen neuen Wortes genauer zu präzisieren, zählt er die zum Inventar des Folklore gehörigen Gegenstände nach folgenden Kategorien auf: Gewohnheiten, Überlieferungen, Sitten, Aberglauben, Volkslieder, Sprichwörter (manners, customs, observances, superstitions, ballads, proverbs). Er berührt also nur einen Teil jener Gegenstände, die wir nach dem in der wissenschaftlichen Welt allgemein acceptierten und sozusagen internationalen Übereinkommen unter diesem Ausdrucke zusammenfassen. Ich sage „international“, weil das vor ungefähr einem halben Jahrhunderte in den Spalten des „Athenaeum“ aufgetauchte Wort bald darauf gemeingiltig und auch beinahe überall heimisch wurde, wo man dem Studium des Volkslebens Wichtigkeit beilegte, und dessen unaufschiebbare Dringlichkeit und Notwendigkeit einsah.

Das Wort *Folklore* ist eine regelrichtig gebildete Zusammensetzung aus den angelsächsischen Worten *folk* (gens, Leute) und *lore* (science, savoir, doctrine; Lehre, Kunde, Kenntnis.) Nebst seiner Kürze und Weiterbildungsfähigkeit haben dem Worte besonders die folgenden Hauptvorteile zur weiten Verbreitung verholfen. Einerseits lässt sich dieser Terminus anderen Sprachen sehr leicht anpassen, andererseits weicht das Wort *lore* in einer charakteristischen Bedeutungsnuance ab von den Worten *science* und *literature*, welche verwandte Bezeichnungen sind. Das Wort *lore* hebt eben mit präziser Kürze jenen Unterschied hervor, welcher die Kenntnis und die Weltansicht eines Volkes gegenüber der im eigentlichen Sinne des Wortes genommenen Wissenschaft, in einer eigentümlichen und auf den ersten Blick auffallenden Weise qualifiziert, so wie es auf anderer Seite die vorwiegend in der mündlichen Überlieferung lebende Volksdichtung, die nur mit Vorbehalt Litteratur genannt werden kann, der Kunstlitteratur gegenüberstellt.

Wenn wir die Unterscheidung auf dieser Basis weiter führen, so können wir in dem Worte *lore* des weiteren noch eine sehr geeignete Bezeichnung sehen für alle jene Äusserungen des Volksgeistes, welche in Folge der Vererbung gleichsam instinctmässig geworden sind, und eben deshalb in dem Entwicklungsgange des Seelenlebens unseres Geschlechtes einstmals einen allgemeinen, heute aber nur mehr einen teils schon überwundenen Zustand und eine überschrittene Daseinsstufe darstellen, gegenüber jener Denk-, Fühl- und Handlungsweise, welche auch heute nur Eigentum einer sich geistig stark hervorhebenden und sehr weit vorgeschrittenen Minorität ist, und selbst bei dieser Minorität noch fortwährend mit Gedanken, Gefühlen und Neigungen einer älteren Entwicklungsstufe durchsetzt erscheint.

Der *Folklore* muss also, wie wir dieses schon gesagt haben, mit der, weiter unten detaillierten Gesamtheit seiner Gegenstände in die Ethnologie eingefügt werden. Diese beiden Begriffe sind also durchaus nicht gleichwertig, wie man etwa — durch das Zusammentreffen des Wortes *folk* (und noch mehr des formell vollkommen entsprechenden, aber begrifflich ein wenig abweichendem deutschen *Volk*) mit dem griechischen *ethnos* und des Wortes *lore* (Lehre) mit dem griechischen *logia* verleitet — glauben könnte. Das deutsche Wort *Volkskunde*, mit welchem bald das eine bald das andere bezeichnet wird, bezeichnet richtigerweise nur das Erstere, das Zweite können wir nur mit den Worten: *Kunde vom Volke* (und nicht *Kunde des Volkes*) übersetzen, welches nach der Analogie solcher Zusammensetzungen wie: *Erdkunde*, *Pflanzenkunde* u. s. w., gebildet ist. Am zweckmässigsten erscheint es, wenn wir die ausserordentliche Materialmenge, welche zum Ganzen der Kunde vom Volke gehört, und die körperlichen so wie die seelischen Eigentümlichkeiten des Volkes, alle Äusserungen des Volksgeistes und sämtliche formelle und materielle Erscheinungen des Volkslebens umfasst, unter den hiemit schon umschriebenen Begriff der *Ethnologie* verweisen, und aus dieser Materialmenge in den engeren Kreis des *Folklore* (*Volkskunde* im engeren Sinne) nur jene Gestaltungen und Emanationen der Volksseele aufnehmen, die an die *Überlieferung* als an ihre Lebensvoraussetzung geknüpft sind, und zwar wesentlich und in erster Linie nur an die *mündliche* Überlieferung.

(Schluss folgt.)

## Türkische „Gedankenlieder“ aus Ada-Kale.

Von Dr. Ignaz Kúnos.

Eine der reichsten Abteilungen der türkischen Volkspoesie ist die der *Gedanken-* oder *Máni-Lieder*. Diese Lieder bestehen aus vier Zeilen und geben zumeist einen auf die Liebe Bezug habenden Gedanken wieder. *Máni* heisst „Bedeutung“ und *máni atmak* „máni

werfen“ heisst ungefähr soviel, wie seiner Angebeteten ein bedeutungsvolles Wort zuwerfen; es geschieht dies selten direct, sondern fast stets im Vorbeigehen oder Vorüberfahren. Jedes *Máni* enthält auch ein *nijet*, eine Prophezeiung, und ernstlich Verliebte glauben an das ihnen zugeworfene *nijet* als ein kräftiges Amulet.

Der Tag, an dem die meisten *Máni* geworfen werden, ist der erste Frühlingstag, *Hidrellez*, der ja auch bei den orientalischen Christen als heiliger Georgstag in grossen Ehren steht. Obwol diese Sitte von den Türken verspottet und missbilligt wird, verfehlen trotzdem die türkischen Frauen nicht, sich am Vorabende des *Hidrellez* in dem geräumigen Hofe eines Hauses in einem der Stadtviertel zusammenzufinden, um hier, vor männlichen Augen geschützt, aus *Máni*-Liedern ihre Zukunft zu erforschen. Zu diesem Behufe wirft jede anwesende Frau irgend ein Pfand, einen Ring, einen Handschmuck oder dergleichen in einen grossen Topf, der dann fest verbunden und unter einem Rosenstrauch vergraben wird, nicht ohne vorher mit roten Tüchern oder Bändern umwunden zu werden, da die rote Farbe bei Heiratsangelegenheiten glückverheissend ist. In Anatolien werden die Liebespfänder anstatt in einem Topf auch in einem Backofen versteckt.

Alles dies geschieht am Vorabende. Am Morgen des ersten Frühlingstages versammeln sich die Frauen zum zweitenmale. Der Topf wird ausgegraben und von einem weissgekleideten, unschuldigen Mädchen geöffnet. Nach einem jedesmaligen *Bismillah* (Im Namen Gottes) greift die Jungfrau in den Topf und nimmt einen der darin geborgenen Gegenstände in die Hand, jedoch so, dass ihn keine der anderen Frauen sehen kann, und nun singt der Reihe nach eine jede der Frauen ein bedeutungsvolles *Máni*-Lied. Dann öffnet die Jungfrau ihre Hand, zeigt den darin verborgenen Gegenstand und gibt denselben ihrer Eigentümerin zurück, die natürlich sehr erfreut ist, wenn ihr *Máni* eine günstige Zukunft prophezeit hat und tief betrübt ist, wenn ihr Böses bevorsteht. Junge Mädchen, welche trotz mehrmaliger Mitfeier des *Hidrellez* ihren *Kismet* noch nicht gefunden haben, binden sich am Vorabend auch ein grosses Vorhängeschloss in die Haare, welches sie dann am anderen Morgen vor Beginn der Feierlichkeit aufschliessen.

Eine andere Gelegenheit zum Singen der *Máni*-Lieder bieten die langen Winterabende. Am *Lokma*-Abend (*lokma* ist eine süsse, runde Mehlspeise) versammeln sich die Frauen mit ihren *Máni-torbasy*, kleinen Säckchen, angefüllt mit Papierstreifen, auf denen *Máni*-Lieder aufgeschrieben stehen. Dann wird je eines der *Máni*-Lieder gezogen und derjenigen vorgesungen, welche einen Blick in ihre Zukunft machen will. Nicht selten erfolgt von Seite dieser letzteren eine gesungene Antwort, da viele der *Máni*-Lieder aus einem Paar, aus Apostrophe und Antwort, bestehen.

Wie schon erwähnt, beschäftigt sich der Inhalt dieser Lieder am häufigsten mit Liebesangelegenheiten, doch enthalten sie auch manchmal rätselhafte Fragen, auf welche dann mit Improvisationen geantwortet wird. So zum Beispiel wird von einem Burschen, um ihn zu probieren,

ob er wirklich ein guter *Máni*-Sänger ist, verlangt, dass er sieben Früchte besinge, und als Antwort darauf erfolgt dann die Glorification dieser sieben Früchte als Liebessymbole, der Aprikose als Kuss, der Orange als Brust u. s. w.

Was ihre Classification anbelangt, bilden die *Máni*'s mit den *Türkü*'s zusammen die eigentlichen Volkslieder und sind nicht metrisch, sondern rhythmisch gebildet. Sie haben sieben oder acht Silben (4 + 4 oder 4 + 3), welche durch eine Cäsur in vier und vier oder vier und drei Silben geordnet werden. Der Reim befindet sich am Schlusse der ersten, zweiten und vierten Zeile und ist zumeist ein weiblicher Reim. Auch kommt es vor, dass *Türkü*'s aus zusammengereihten *Máni*-Liedern, denen dann ein gemeinsamer Refrain beigegeben wird, zusammengesetzt werden.

Folgende Mani-Lieder aus meiner reichen Sammlung, die ich auf Anregung des Herausgebers dieser Zeitschrift in Ada-Kale, dieser Niemandsinsel der untern Donau angelegt habe, und die ich in einer grösseren Monographie über Ada-Kale veröffentlichen werde, sind auch aus einem der oben erwähnten Mani-Säckchen. Als Probe, wie ein Mani dem andern anwortet, diene das folgende:

Jaz gүнünde buz-mě-sěn,  
karě mẽ-sěn, kěz-mě-sěn?  
ben gedše geledšejim,  
hanende jalněz-mě-sěn?

Willst du Eis im Sommer sein? \*)  
Bist du Frau, bist Mägdelein?  
Heute Nacht will ich zu dir:  
Bist du wol im Haus allein?

Die Antwort lautet:

Jaz gүнünde buz-um ben,  
karě dejl-im kěz-ēm ben;  
eger geledšek isen,  
erken gel jalněz-ēm ben.

Eis will ich im Sommer sein;  
Bin nicht Frau, bin Mägdelein!  
Wenn zu mir du kommen willst,  
Zeitig komm, ich bin allein!

Als Probe einer Rätselfrage diene:

Manidši mani getir,  
manima mani getir;  
pek ustad manidši-sin,  
jedi türlü mejve getir.

Mani-Sänger Mani sing!  
Auf mein Lied ein Lied erkling'!  
Bist ein Mani-Meister du,  
Früchte siebnerlei mir bring'!

Die Antwort lautet:

Elma, armud, zerdali,  
dalda biter şeftali,  
narle turunc pek güzel,  
ejva dalen ejmeli.

Apfel, Birne, kleine Pflaum',  
An dem Ast der Pfirsich Flaum;  
Schön Granate, Goldorange,  
Bieg' den Zweig vom Quittenbaum.

\*) Die Übersetzungen sind von A. H. improvisiert.

Nun eine längere Reihe von gewöhnlichen Mani-Vierzeilen :

Keten gömlek ela dir,  
gelin sevmek bela dir;  
severseniz kěz sevin,  
alēnmadēk kala dir.

Keten gömlek dizde dir,  
jar bu gedše bizde dir;  
jedi jēl gelin sevdim,  
šimdi gönlüm kězda dir.

Keten gömlek iki kat.  
gel birini bana sat;  
anan baban dujmadan,  
gel bu gedše bizde jat.

Mani kitabēn ačtēm  
mani bilmedim šaštēm;  
bir ajagēn üstüne  
binbir mani sōjleštīm.

Dere boju kestane,  
gülge vürmuš üstüne;  
varēn dejin dostuma,  
evlenmesin üstüme.

Ilana bak ēlana,  
indše bele dolana;  
bej jarēmē kajb ettim,  
jüz bin altēn bulana.

Askerlikte talim var,  
bir gemidši jarēm var;  
šu dšihanda gülnedim,  
ne talisiz bašēm var.

Kara kara kazannar,  
kara jazē jazannar;  
ejlik jüzü görmesin,  
aramēzē bozanlar.

Güverdšini uçurdum,  
kondē dševiz dalēna;  
bu dšanēm kurban olsun,  
jarēn selvi bojuna.

Leinenhemd ist buntgefärbt,  
Frauenlieb macht Herzen krank;  
Lieb' nur eine Maid, sie ist  
Eine Burg, die niemand zwang.

Leinenhemd blinkt auf dem Knie.  
Bei uns schläft das Mädchen heut;  
Sieben Jahr' lieb' ich 'ne Frau,  
Jetzt gehört mein Herz der Maid.

Leinenhemd zweifaltig ist:  
Komm, verkauf' das eine mir;  
Vater, Mutter wissen's nicht,  
Nimm die Nacht bei uns Quartier.

Konnte keinen Mani-Spruch,  
Las umsonst im Mani-Buch,  
Sing' nun steh'nd auf einem Fuss  
Tausendeinen Mani-Spruch.

Die Kastanie steht im Tal,  
Dorten ist es schattenvoll;  
Geht und saget meinem Schatz,  
Dass er nicht heiraten soll!

Sieh die Schlang', die Schlange an,  
Wie sie schlank sich windend schlingt;  
Hunderttausend Goldstück' dem,  
Der' s verlorne Lieb mir bringt.

Habe Glück beim Militär,  
Mein Geliebter ist Matros;  
Nie lacht ich mein Leben lang,  
War stets glück- und freudenlos.

Kessel, Kessel, schwarzberusst;  
Schreiber schreiben schwarze Schrift;  
Der mich vom Geliebten schied,  
Den gewiss kein Glück mehr trifft!

Meine Taube liess ich frei,  
Flog in Nussbaums Zweige weit;  
Meine Seel' ein Opfer sei  
Dem Cypressenwuchs der Maid!

Bugün günlerde pazâr,  
kjatibler okur jazar;  
senin gibi güzeli,  
evlija görse jazar.

Geminin basända-jëm,  
oniki jašända-jëm;  
onikisinden berü  
jar senin pešinde-jim.

Kar jagar dolab dolab,  
čevrilir sište kebab;  
baktëm jarën jüzüne,  
sandem dogmuš mahitab.

Mahmur mahmur bakarsën,  
jüregimi jakarsën;  
ne kücük-sün ne büjük,  
tamam bana karar-sën.

Baktëm jarën jüzüne.  
ujku gelmez güzüme;  
jar pešinde gezmekten,  
sëzë indi dizime.

Bu бага bir gül gerek,  
gül üstüne hülbül gerek;  
sendšilejin sultana,  
bendšilejin kul gerek.

Dieser Tag ein Sonntag ist,  
Jeder Schreiber schreibt und liest;  
Auch ein Heil'ger schrieb' dich aut,  
Sah' er dich, wie schön du bist.

Bin am Schiffe vorne ganz;  
Alt bin ich zwölf Jahre nur,  
Und seit meinem zwölften Jahr'  
Folge ich des Mädchens Spur.

Sieh, der Schnee fällt dicht u. dicht;  
An dem Spiess der Braten brät;  
Sah dem Mädchen ins Gesicht,  
Glaubte, dass der Mond aufgeht.

Schläfrig schauest du auf mich,  
Und im Herzen brenne ich;  
Nicht zu klein und nicht zu gross,  
Passest du gerad für mich.

Sah dem Mädchen ins Gesicht,  
Schlafen kann ich deshalb nicht;  
Lief so lang dem Mädchen nach,  
Dass es mich im Knie nun sticht.

Garten eine Rose braucht,  
Rose eine Nachtigall;  
Einer Sultansmaid, wie du,  
Ziemt, wie ich bin, ein Vasall.

### Ein chinesisches Gebrauch bei den Armeniern.

Sehr viele Gebräuche haben die heutigen Armenier in ihrem Hauptsitze, in Hocharmenien bewahrt, welche für den Forscher höchst interessant sind um so mehr, weil sie auf ein graues Altertum hinweisen, das in der Lebens- und Anschauungsweise der Bewohner Hocharmeniens bis auf den heutigen Tag sich wenigstens teilweise erhalten hat. Im folgenden will ich eines sonderbaren Gebrauches der Armenier gedenken, der seinem Ursprunge nach sehr alt und von China aus nach Armenien eingewandert ist, wie ich dies durch altclassische armenische Schriftsteller bestätigt finde.

Heutzutage ist es an vielen Orten, besonders aber in Khotordjur (Hoch-Armenien) gebräuchlich, kleinen Kindern das Haupthaar

über der Stirne und am Hinterhaupte gänzlich abzuscheren, so dass mit der Zeit es bei vielen eine unbedingte Notwendigkeit ist, um die Stirne vom Haarwuchs frei zu halten, immer das Schermesser bei sich zu tragen. Eine sehr alte historische Erwähnung wird hiemit bestätigt. In der Geschichte Fausti von Byza's (V. Jahrh. n. Chr.) wird nämlich erzählt, dass der Stifter eines mächtigen *Generalats* (zorav aruthéann sparapetuthiún) aus Lhina wegen des viel vergossenen Blutes (zi ariun metz ankeal ē i vera) nach Armenien geflüchtet und wegen seiner Tapferkeit von den archakänischen Königen freundlich aufgenommen sei: von einem Nachkommen desselben wird dabei erzählt, dass er gegen die Erlaubnis seines Generals und Hausherrn geheim in den Krieg mitziehen wollte; als dies der General erfuhr, nahm er eine Peitsche zur Hand, und fieng an auf den geschorenen Kopf des Ungehorsamen ordentlich loszuhauen; und „nach der Religions-Sitte der Armenier, wie es gebräuchlich war die Köpfe der Kinder (zu scheren), so war in jener Zeit auch der Kopf des Kindleins *Artavasd* geschoren, (und in der Mitte) ein Haarzopf gelassen“ *est kronits Harots orpés orén ér' ézglich manktvöjn sōjnpes i řamanakin gertzeal ér ézglich mankdán Artavazdá jev tsětsúns ér thōgheal ev gēs ardzakeal.* (Byz. IV. Buch, Cap 43. S. 253.) Der Gebrauch dieser eigentümlichen Haartracht der heutigen Armenier bestätigt die Erwähnung des Historikers, dass nämlich ein Chinese nach Armenien eingewandert sei, dessen Name Manikonean (aus Man-Kun) wol auf einen chinesischen Ursprung deutet. Von diesem mögen also die Armenier diese eigentümliche Sitte geerbt haben.

Wien.

Pater G. Menevischean.

## Die Baba Dokia-Sage und die mit ihr zusammenhängenden Volksgebräuche in Rumänien. <sup>1)</sup>

Von Andreas Veress.

Mit Bezug auf Dr. Athanasius Marienescu's Aufsatz: „Baba Dokia“ <sup>2)</sup> teile ich hier alles das mit, was ich hier in Rumänien draufbezüglich vernommen habe. Der Mythos selbst ist in Rumänien sozusagen ganz unbekannt. Es ist zwar richtig, dass der Volksglaube die versteinerten Gestalten dieser Sage in die Moldau auf den Pion und Călo-Berg versetzt, ja in der Moldau, gibt es sogar ein Dorf *Lunca Dochiei*, aber dies alles ist so lokal begrenzt, dass diese Sage kaum

<sup>1)</sup> *Ethnographia* I. 4. Hft. S. 194—197. <sup>2)</sup> Vgl. Anzeiger der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns, I. 1. Heft S. 12—17.



über die Grenzen der nächsten Umgebung geschritten ist. Ich habe mehrere interessante Sammlungen rumänischer Volksdichtungen durchgelesen, ohne dabei auch nur eine Spur von dieser mythischen Sage zu finden. Wenn auch dieser Mythos in Rumänien und selbst in Ungarn gar wenig und nur an einzelnen Orten bekannt ist, so ist desto verbreiteter der mit ihm zusammenhängende Gebrauch. Am ersten März nämlich behängt sich die walachische Bevölkerung Rumäniens mit einem Talisman. Dieser heist *martzişor*, so genannt dem Monat März zuliebe, in dem er eben eine Rolle spielt, oder vielleicht nach dem *Martzişor* der Baba Dokia-Sage so benannt, in welchem letzterem Falle dann das Volk doch noch eine Reminiscenz an den ihm nun unbekanntem Mythos aufbewahrt hätte. In Rumänien besteht dieser „*martzişor*“ genannte Talisman aus einer kleinen herz- oder kreisförmigen Medaille, auf deren einer Seite „erster März“ geschrieben steht, während auf der andern Seite des Frühlings Ankunft bedeutende Schwalben und Rosen geprägt sind. Solche Medaillen werden jedes Jahr mit der betreffenden Jahreszahl aus Messing und auch aus Silber und Gold gepresst. Ein Bukarester Schmuckhändler verkaufte heuer auch aus Glas geformte „*martzişor*“, in deren convexer Mitte zu meiner Ueberraschung die Baba Dokia auf einem Berge neben einer Kapelle zu sehen war, angetan mit einem roten Ledermantel (*koşok*) und neben ihr 9 (im Banat und nach Marienescu's Mitteilung 12) erfrorene Schafe; alle mit greller Farbe gemalt. — Schon Mitte Februar beginnen die Kinder in den Gassen die billigen *Martzişore* zu verkaufen, die sie an einen Stab zu 20—30 Stück gereiht mit den Worten feilbieten:

„Nationale *Martzişore*,  
Schön von Herrn und Fraun getragen“.

Am ersten März hängen die Frauen aller Stände solche *Martzişore* an ihren Hals, während dieselben von den Männern an das Handgelenk gebunden werden. Der sie den ganzen Monat hindurch trägt, soll von der Sonne nicht gebräunt werden. Die auf den *Martzişoren* sichtbaren Schwalben erinnern uns an den Frühlingspruch der magyarschen Maide, die sie beim Sehen der ersten Schwalbe herzusagen pflegen: „Schwalbe seh' ich, Sommersprossen <sup>1)</sup> wasch' ich“ (*Fecskét látok, szeplőt mosok*). Mit Ende März wird der *Martzişor* an einen Ro-

<sup>1)</sup> Dem siebenbürgisch-sächsischen Volksglauben gemäss ist das Schneewasser im März gesammelt, ein «bewährtes» Schönheitsmittel und dient besonders zur Vertreibung der Sommersprossen.

senstrauch gebunden, damit der oder die betreffende Person schön wie eine Rose werde. Also auch hier ist Martzišor das Sinnbild des Frühlings, der erwachenden Natur und der Reinheit.

Die von Dr. Ath. Marienescu erwähnten „babele“-Tage beginnen in Rumänien am 1. März und dauern 9 volle Tage hindurch, die der hiesigen auf Baba Dokia bezüglichen Reminiscenz gemäss wohl ihren 9 Schafen entsprechen. Die Frauen bestimmen unter sich für jeden dieser Tage eine *baba* (alte Frau) und wie an diesem Tage das Wetter eben ist (trüb, klar, wolkig u. s. w.) so wird auch die Seele der betreffenden Person das ganze Jahr hindurch sein. Den neunten Tag nennt man *mučenič* (nach der Benennung der 40 Märtyrer, und stampft an diesem Tage die Erde mit Holzpflocken, damit die Wärme herauskomme und die Kälte hineingetrieben werde. — Was nun die Anna Perenna anbelangt, so schmückten die Römer an ihrem Feste, am 1. März oder eben an ihrem Neujahrstage, den Altar der Göttin und ihre eigenen Häuser mit Lorberzweigen. Diesem römischen Gebrauch soll — nach Obodescu und Teodorescu's <sup>1)</sup> Bericht — die rumänische Sitte entstammen, die Häuser am Palmsonntag und besonders am Georgitage mit Weidenzweigen zu schmücken. Ein Nachhall dieses römischen Festes und ein Ueberbleibsel des der Anna Perenna geweihten Lorbers soll auch die rumänische *sorkova* sein, eine mit Papierblumen und Silberfäden geschmückte Rute, mit welcher am Neujahrstage die Dorfkinde der Rumänen von Haus zu Haus gehen und jedes Familienglied mit derselben gelinde berührend, demselben Glück und Wohlergehen wünschen. <sup>2)</sup>

### Trajan-Decebal-Traditionen bei den Rumänen. <sup>3)</sup>

Von Dr. Ladislaus Réthy.

Dass zwischen der einstigen römischen Bevölkerung Daciens und den heutigen Rumänen diessseits der Donau weder ein geschichtlicher, noch ein sprachlicher Zusammenhang besteht, hat die Sprachwissenschaft entgeltig bewiesen. Trotzdem hält die Sprach- und Geschichtsforschung der Rumänen zäh an dieser Lehre. Wie naiv bei der Erhärtung derselben auch von Leuten wissenschaftlicher Kreise vorgegangen wird, dazu diene als kleiner Beitrag ein Aufsatz der von Dr. Corne-

<sup>1)</sup> S. G. Dem. Teodorescu, *Incercări critice asupra unora credințe, datine și moravuri* (București 1874.) S. 64. mit einem Vorwort von Obodescu

<sup>2)</sup> Ein auch unter den siebenbürgischen Székeln weitverbreiteter Gebrauch; am 3. Christtag giengen die Kinder mit der sogenannten «Davidsrute» (*Apró-Szentek*) von Haus zu Haus.

<sup>3)</sup> *Ethnographia*, I. 3. Hft. S. 144—150.

*Ilius Diaconovich* herausgegebenen „Romänischen Revue“ (7. Heft, Jahrg. 1887), wo bei Gelegenheit einer Besprechung der unter dem Titel „Durch die Jahrhunderte“ erschienenen Erzählungen von *Carmen Sylva*, der rumänischen Königin, erwähnt wird, dass neben vielen andern historischen Volksliedern, die Dichterin auch eine Volksballade: „Decebal's Tochter“ in Prosa bearbeitet habe. Da heisst es denn nun in der „Romänischen Revue“ (1887. VII. S. 344): „Diese im Volksmunde, im verstecktesten Dorfe lebende kleine Geschichte von Decebal's Tod und dem Falle Sarmizegetusa's hat heute nebst ihrer Schönheit auch noch einen besonderen historischen Wert, da sie allein schon hinreicht, die Errungenschaften der magyarischen Geschichtsforschung, welche auch jüngst wieder zwischen den Rumänen und dem ehemaligen Dacien jeden Zusammenhang leugnet, ins gehörige Licht zu stellen.“ Dies klingt nun gar hübsch, aber wie heisst denn dieses „versteckte“ Dorf? und wie lautet der *Originaltext* dieser Ballade? Wir glauben, dass die rumänische Akademie, wenn diese Ballade überhaupt existiert, dieselbe schon längst mit eingehendem Apparat publiciert hätte.

Wie nun solche „Volksballaden“ entstehen und „gesammelt“ werden, darüber gibt *Carmen Sylva* selbst Auskunft, indem sie uns ein mit dem rumänischen „Dichterkönig“, Alessandri, dem vielbewundernten Sammler rumänischer Volksdichtungen, geführtes Gespräch mitteilt. Im Laufe dieses Gesprächs nun gibt Alessandri der Königin Auskunft über sein Verfahren beim Sammeln von Volksdichtungen, und erklärt rund heraus, dass er, wenn er nur ein Bruchstück vorfinde, dasselbe selbst ergänze, d. h. den fehlenden Teil hinzudichte. So habe er auch z. B. zur Ballade „Stefanicza Voda“ *die fehlenden zwölf Verse hinzugedichtet*. Nun aber welch' Wunder geschah! erzählt Alessandri weiter: Bei einer Gelegenheit habe er in der Ferne Soldaten singen gehört. Als er zu ihnen kam und sie nach dem Liede fragte, das sie so eben gesungen, haben sie auf sein Ansuchen eben die Ballade „Stefanicza Voda“ hergesagt und zwar mit den von ihm (Alessandri) hinzugedichteten zwölf Versen. Der Dichter fragte sie nun, von wem sie dies Lied gelernt haben. „Von meinem Vater!“ lautete die Antwort. „Kannst du lesen!“ fragte der Dichter. „Nein“, war die Antwort. „Und von wem hat dein Vater es gelernt!“ forschte der Dichter weiter. „Von seinem Vater!“ antwortete man ihm. . . .

Ich meinerseits werde nicht im Geringsten staunen, wenn es nun heute oder morgen heissen wird, dass die langgesuchte Ballade „Trajan und Decebal“ im Volksmunde irgendwo in Rumänien lebt. Der glückliche Entdecker kann dann den betreffenden Sänger ebenfalls fragen: „Von wem hast du dies Lied gelernt?“ — „Von meinem Vater!“ wird auch er zur Antwort erhalten. Fragt er dann weiter: „Und von wem hat dein Vater es gelernt?“ — „Von seinem Vater!“ wird er dann ebenfalls zur Antwort bekommen. Und dann wird freilich ein Nachkomme der „Romänischen Revue“ der erstaunten Welt mitteilen, dass die berühmte Ballade „Trajan und Decebal“ entdeckt worden sei, die nun die ungarische Geschichtsforschung in „gehöriges Licht“ stelle.

Schatzgräber und Bergleute. <sup>1)</sup>

Von Graf Géza Kuun.

(Vergelegt der Vortrags-Sitzung am 22. März 1890.)

Aus der Astrologie ist die Astronomie, aus der Alchimie ist die Chemie entstanden, das Suchen nach edlen Metallen und Schätzen aber hat schon im Altertum die mineralogischen und geologischen Kenntnisse vermehrt und auch auf die Geschichte der Archaeologie einen bedeutenden Einfluss ausgeübt, was sich seit dem Mittelalter bis auf unsere Tage herab durch unerwartete Resultate zahlreicher Forschungen beweisen lässt. Wahr ist es, dass die Archaeologie durch den Zufall mit neuen und immer neueren Funden bereichert wird; aber auch die Schatzgräberei selbst ist mit Rücksicht auf ihren unerwarteten Erfolg, ein Zufall zu nennen. Die Geschichte des Forschens nach edlem Metall und nach Schätzen ist ebenso alt, wie die der Cultur unseres Geschlechtes, und ist auch in die Mythologie der meisten Völker eingedrungen. In der Heroenzeit des hellenischen Altertums spielen das goldene Vliess und die goldenen Aepfel der Hesperiden eine grosse Rolle; und nicht nur die Gothen und Römer vergruben ihre Schätze, wenn der Feind sich näherte, sondern dies geschah bei solcher Gelegenheit zu allen Zeiten. Diese Schätze brachte dann nur der Zufall oder die Forschungen der Schatzgräber ans Tageslicht. Dass die Schatzgräber bei ihrem Geschäft gewisse abergläubische Formalitäten beobachten, ist selbstverständlich. In Steiermark und auch an anderen Orten nehmen sie eine Haselrute, die sie mit den beiden Enden an dem Orte, wo sie einen Schatz vermuten, halbkreisförmig in die Erde stecken; schnellt nun die Rute mit beiden Enden empor, so ist an dem betreffenden Orte ein Schatz vergraben. In Ungarn sind die diesbezüglichen abergläubischen Gebräuche noch nicht gesammelt \*) und Zweck dieser meiner Zeilen ist es, hierauf aufmerksam zu machen, obwol wir nur eine spärliche Lese haben werden.

Das magyarische Volk selbst hat sich zu keiner Zeit mit Vorliebe mit dem Bergbau beschäftigt, und schon die Könige aus Árpád's Hause verpachteten die Bergwerke an Fremde, die Deutsche beim Bergbau verwendeten. Trotzdem standen die Magyaren nicht nur in den Karpaten und in Siebenbürgen, sondern schon in ihrer Urheimat am Altai-Gebirge und im Ural in fortwährender Berührung mit Bergleuten, und es ist denn kein Wunder, wenn Perceptionen der subterranean Mythologie sich auch auf sie vererbten. Die magyarischen „bergdrehenden“, „bergrollenden“ Riesen erinnern lebhaft an die Erzählung der Novgoroder Gjurgata Rogovič, welche uns Nestor aufbewahrt hat. Ueberall, wo Schätze verborgen sind, da denkt sich die Volksphantasie Wächter dazu, Greife, Schlangen, Chimaeren, Kentauren udgl. Völker,

<sup>1)</sup> *Ethnographia*, I. 4. Heft. S. 179—183.

\*) Ein Aufsatz Wieders in „*Ethnographia*“ I. 247. ff. „Schatzgräber-Aberglauben und Beschwörungen.“

die solche Untiere erdacht haben, folgten hierin der Richtung des Šamanismus, der die sich in irdischen Erscheinungen offenbarenden Kräfte mit göttlichen Attributen bekleidet. \*)

Schatzgräber und Bergmann müssen Glück haben, wenn ihr Werk Erfolg haben soll, daher der Gruss: „Glück auf!“ im Bergwerk ganz an seinem Platze ist. Im Hunyader Comitāt forscht das Volk nicht nur nach Decebals Schätzen, sondern auch nach denen eines gewissen Franz Geszti, der kurz von seinem Tode seine Schätze irgendwo vergraben haben soll, damit sie nicht in die Hände seiner von ihm ungeliebten Frau geraten. Und mancher dort aufgegrabene praehistorische, römische udgl. Fund wurde vom Volke dadurch ans Tageslicht gefördert. Auf der Insel Lussin sollen der Sage nach die aus Bysanz fliehenden Griechen ihre Schätze in die Felsen des Monte Asina verborgen haben. Als nun im Jahre 1787 ein Lussin-Piccoler Einwohner nach diesen Schätzen grub, brachte er mehrere wichtige praehistorische Funde ans Tageslicht.

## Ueber meine Studienreise in Finnland. <sup>1)</sup>

Von *Béla Vikar*.

(Auszug aus einem Vortrage, gehalten in der Sitzung vom 15. März 1890.)

Als ich mich entschloss unsere finnischen Sprachverwandten zu besuchen, schwebte mir einerseits das Ziel vor: mich mit der Sprache der Kalevala an Ort und Stelle eingehend bekannt zu machen, anderseits aber: einen tiefern Einblick in die finnische Ethnographie zu tun. Aus diesem Grunde schien es mir zweckmässig, vor allem diejenigen Punkte der von Finnen bewohnten Gebiete aufzusuchen, wo ich noch Aussicht haben konnte, Ueberreste oder Nachklänge der epischen Dichtung und somit noch einen gewissen Teil vom Sprachmaterial der Kalevala aufzufinden, — und dann erst wollte ich in die Hauptstadt Finnlands reisen, um dort die vorzügliche ethnographische Sammlung der Universität zu der Kalevala und die finnische Volksmusik überhaupt und vom Standpunkt der Vergleichung mit der magyarischen Musik und der vergleichenden Metrik zu studieren.

Zu erstem Aufenthaltsort auf finnischem Gebiet erkor ich mir das am nördlichen Ufer des Ladoga liegende Städtchen Sortavala, dessen Umgebung *J. Krohn* in seinem über die Kalevala geschriebenen Werke als besten Fundort erwähnt, und wo man auch eine annehmbare Existenz hat.

Ende Juli 1889. machte ich mich auf die Reise mit meiner Frau, die bei meinen Studienreisen stets mein bester Gehilfe war.

\*) S. meine Abhandlung: „Adalékok az imádság történelméhez“ (Beiträge zur Geschichte des Gebetes) S. 7.

<sup>1)</sup> Ethnographia, I. 251. ff.

In St. Petersburg hielten wir uns einige Tage auf, und von dort die angenehmsten Erinnerungen mit uns nehmend, setzten wir unsere Reise über den Ladoga fort, und am 31. Juli brachte uns das finnische Dampfschiff nach Sortavala.

Die ersten Wochen benützte ich dazu, um mich in der litterarischen Sprache so gut als möglich einzuüben. Die Intelligenz des Städtchens, besonders *Oskar Forsström*, Seminarlector, einer der eifrigsten und tüchtigsten finnischen Ethnographen, der in Sortavala auch ein schönes kleines Museum gegründet hat und aufrethält, war mir mit der grössten Bereitwilligkeit in allem behilflich. Nach Verlauf einiger Wochen, nachdem ich es so weit gebracht hatte, um nicht nur mich verständlich zu machen (was gleich im Anfang leicht war), sondern auch dass ich andere verstand (was anfangs sehr schwierig war), wandte ich meine Studien der Umgegend zu.

Ich machte einen Ausflug nach der Stadt Pitkänta zum Volksfest, das am 4. August abgehalten wird. Hier hatte ich Gelegenheit Offenbarungen der Volkseele während der Lustbarkeiten zu beobachten. Die Sprache der Umgegend ist grosser Beachtungs wert. Mit der Sprache von Sortavala verglichen, spricht man hier eine der Kalevala viel näher stehende Sprache; hier herrscht schon sehr abweichender Dialekt, der einigermassen den Übergang bildet in den ostfinnischen Dialekt.

Ueber die Volkstracht dieser Gegend lässt sich nichts sagen. Sie hat gänzlich den nationalen Charakter verloren. Und dies ist der Fall im grössten Teile Finnlands. Die alten finnischen Volkstrachten werden grösstenteils nur noch in finnischen Museen bewahrt.

Dann besuchte ich im Dorfe Rautlahti in Begleitung des Magisters *Oskar Relander* den 86-jährigen *Ontrei Vanninen* (mit seinem russischen Namen *Borissa*), der dieses in alter Zeit berühmten Gesangsgebietes letzter Sänger ist. Seine Zauber- und Gesangkunst erble *Borissa* von einem seiner Ahnen, der vor ungefähr sieben Menschenaltern als erster sich hier in Rautlahti niedergelassen hatte. Nach ihm gab es in der Familie stets ein-zwei berühmte Sänger, auf die das Liedererbe der Ahnen fiel. *Borissa* ist der letzte Epigone; er hat in dieser Beziehung keinen Nachkommen mehr. Auch sein Erinnerungsvermögen — wol in Folge seines Alters — ist lückenhaft und verwirrt. Gar oft wiederholt er einen epischen Teil, stets nehmen die Bruchstücke seiner Erinnerung andere Formen an. Am besten erinnert er sich noch der Zaubersprüche und Hochzeits-Runen, nachdem er einst weit und breit ein berühmter „tietäjä“ (Kenner) gewesen ist und diese Gattungen besonders cultivierte; nirgends kam eine Erkrankung, Hochzeit udgl. vor, ohne dass er, selbstverständlich bei guter Belohnung, nicht zugegen gewesen wäre. Die Zaubersprüche trägt er stets recitierend, die Hochzeitsrunen aber singend in einer einfachen, schlep-penden Tonart vor, die sich nur auf zwei Zeilen erstreckt. Solcher epischer Tonweisen gibt es gar viele und auch der grösste Teil der finnischen Volkslieder ist in solcher Form wie die Kalevala verfasst, und

wird auf die Weise gesungen. Beim Hergesagen der nach dem Gesang niedergeschriebenen Texte bemerken wir sogleich den Unterschied, der zwischen den gesungenen und hergesagten Texten vorherrscht. Bei jenen bleibt die alte Sprache und das genaue Metrum der Runen unverändert; bei diesen bringt der Mittheiler die Regeln seiner heutigen Sprache zur Geltung, wodurch die Versform gar oft verdorben wird.

Also im Gesangsvortrag:

„Paasia pakottamahon,  
Kiviä kivistämähän“ — (4—4 Trochaeen) —

hergesagt aber:

„Poasii pakottama<sup>h</sup>,  
Kivii kivistämä<sup>h</sup> —

wo also die Versform verdorben ist.

Mit Borissa konnte ich nicht so kurz, im Handumdrehen fertig werden; ich bestellte ihn daher mehrmals zu mir in die Stadt und schrieb das Wenige, was er noch wusste, auf.

Hiernach verlegte ich meine Excursionen in das Gebiet von Suistome. Im Dorfe Latvasyrjä schrieb ich von einer alten Frau ein Hirtenlied und einen Hochzeitsruno auf, im Dorfe Laitioiset von einem jungen Weibe Klageverse und Liebeslieder. Das Niederschreiben der Klageverse (Tottenklagen) ist gar schwer, denn der Mittheiler stellt aus gewissen und bestimmten Phrasengebilden improvisierend stets ein anderes Ganze her, das zu wiederholen er dann nicht mehr im Stande ist; und weil er in der That weinend, oder im bestem Falle in weinerlichem Tone diese Lieder vorträgt, bleiben bei einmaligem Hören gar viele Lücken zurück. Hier war ich also jedesmals auf Hilfe angewiesen, indem wir zwei-drei Personen zugleich schrieben und dann unsere Aufzeichnungen verglichen.

Von bestem Erfolg war mein Aufenthalt zu Jalovaara. Varianten zur Kalevala, zahlreiche Volkslieder und Besprechungformeln bereicherten hier meine Sammlung. Besonders die Vollkommenheit der Besprechungsformeln, ihre künstlerische Form (die ganz der der Kalevala entspricht) und ihr reicher, mythischer Gehalt überraschten mich. Mit Freuden überzeugte ich mich auch davon, dass die Erzeugnisse der finnischen Volkspoesie inhaltlich und formell in der That so klassisch sind, als wir sie aus den erschienenen Sammlungen kennen.

Von Jalovaara aus sandte ich Boten in das Dorf Kokkari, das einen ganzen Tag weit von hier liegt, nach den berühmtesten Sängern der Umgegend, nach den beiden Brüdern Schemejka; aber nur der jüngere, der 75-jährige Peter Schemejka konnte zu mir kommen. Sehr schöne Kalevala-Varianten, zahlreiche Zauberformeln und Jagdlieder citierte er mir, und fast jedes Stück in zwei Varianten: damit der zwischen dem gesungenen und hergesagten Text vorherrschende Unterschied constatiert werden könne.

Eine höchst interessante Episode meines Aufenthaltes in Jalovaara

bildet mein Ausflug mit dem Wirte Kerksonen in das Dorf Uuksu. Dies Dorf ist der einzige Ort in dieser Gegend, wo man noch befestigte „savutupa“ (Rauchhäuser) sehen kann; solcher Häuser gibt jetzt es in Finnland nur noch weiter in den nördlicheren Gebieten und in der russischen Karjala inmitten endloser Wälder. Auf diese Gebiete, die sowol ethnographisch, als auch was ihren Reichtum an Runos betrifft, in erster Reihe dastehen konnte ich infolge meiner materiellen Beschränktheit meine Studien nicht ausdehnen. Ich kehrte daher nach Sortavala zurück.

Gelegenheit zur Vermehrung meiner Sammlungen von volkstümlichem Sprachmaterial hatte ich auch hier, teils bei meinen aus der Umgebung hereinbeschiedenen Gewährsmännern, teils bei denen, die hier die Kirche besuchen. Einige Märchen bekam ich von den Zöglingen des Seminars. Ausserdem wurde ich mit dem grössten Teil der finnischen Volkslieder bekannt, die uns durch ihre Ähnlichkeit in Bezug auf Versform und Musik mit unsern magyarischen Liedern besonders interessieren. \*)

Von Sortavala aus wandte ich mich in Sachen einer ethnographischen Sammlung brieflich an den Secretär der ungarischen ethnographischen Gesellschaft, an Dr. Anton Herrmann; mit gewohntem Eifer u Fleiss betrieb er die Sache. Demzufolge machte ich Ausflüge im Sortavalaer Gebiet und sammelte in 2 Wochen so viel, als es meine geringen Mittel mir erlaubten. Später hat diese Sammlung das hohe königl. ungar. Cultus- und Unterrichtsministerium im Ankaufspreis von mir übernommen

Im Oktober zogen wir nach Helsingfors. Hier verbrachte ich mit finnischen Sprachstudien und dem sehr eingehenden Studium des erwähnten Universitätsmuseums geraume Zeit. Beim Director bewirkte ich es, dass sie uns die Dupla der ethnographischen Gegenstände im Ankaufspreis überliessen. Auf diese Weise — und mit Hinzufügung meiner eigenen Sammlungen — gelangte ich in den Besitz einer recht reichen und für uns wichtigen, schönen Collection zur finnischen Ethnographie. Zu besonderem Danke sind wir Herrn Cultusminister Grafen Albrif Csáky verpflichtet, der durch Ankauf dieser Sammlung neuerdings ein Zeichen seines warmen Interesses für die Ethnographie gegeben hat. Unsere dankbare Anerkennung verdient ferner Mag. Theodor Swindt, der Intendant der oben erwähnten Sammlungen, dem in Rücksicht auf die Bewirkung der Ueberlassung der Dupla und auf seine mit der Auswahl und Uebergabe verbundene Mühewaltung — das Hauptverdienst zukommt. Dem ausgezeichneten Manne gegenüber spreche ich hiemit öffentlich unsern innigen Dank aus.

Als einen Erfolg muss ich auch noch das Versprechen genannter Direction erwähnen, demgemäss sie sich bereit erklärt hat, die Ausfüllung der Lücken unserer finnischen ethnographischen Sammlungen

\*) Wir werden Gelegenheit haben, aus Vikár's Sammlungen manches wertvolle mitzuteilen. Red.



durch ihre eigenen Sachverständigen besorgen zu lassen. Es wäre angezeigt, wenn unsere tonangebenden Männer sobald als möglich dies Versprechen in Anspruch nehmen, denn wenn irgendwo — so mahnt auf diesem Gebiete die Zeit zur Eile an. Die Civilisation schreitet in Finnland im Sturmschritt vorwärts, und mit ihr nimmt das Gebiet und das Material ethnographischen Sammelns immer mehr ab. Gar bald kommt die Zeit, wo wir die Fundorte finnischer Ethnographie nur noch in den Wüsteneien der russischen Karjala antreffen. Aber der grösste Grund zur Eile liegt bei den Finnen selbst im Eifer für ihre eigene Ethnographie. Das Museum zu Helsingfors und die in der Provinz von Jahr zu Jahr sich mehrenden kleineren Museen breiten ihre Sammlungen auf das ganze Gebiet finnischer Ethnographie aus, und im kurzen haben sie alles zusammengetragen, was man auf diesem Gebiete heute noch Bedeutendes und Wichtiges finden kann. Das Beispiel unserer finnischen Verwandten möge uns zu ähnlichem Bestreben aneifern.

## Unter Wogulen und Ostjaken. <sup>1)</sup>

Von *Karl Pápai*.

(Vorgelesen in der Vortrags-Sitzung am 7. Dezember 1889.)

Ich will von den Erfolgen meiner Studienreise Reehenschaft ablegen, die ich im vergangenen und laufenden Jahr mit meinem Freunde, dem Philologen *Dr Bernhard Munkácsi* ins Land unserer Sprachverwandten, der Wogulen und Ostjaken unternommen habe. Anthropologische und ethnologische Forschungen unter diesen Völkern zu machen, war das Hauptziel meines Unternehmens, während mein Freund sich linguistische und folkloristische Studien zur Aufgabe gestellt hatte. Den Verlauf unserer Reise habe ich schon an anderer Stelle eingehend beschrieben <sup>2)</sup>, und will daher hier nur von den Ergebnissen meiner Studien sprechen.

Nachdem wir von der Ungarischen Geographischen Gesellschaft, der Ungarischen Akademie der Wissenschaften, dem hohen k. ung. Ministerium für Cultus und Unterricht eine materielle Unterstützung erlangt hatten, machten wir uns am 13. März 1888 mit einem Begleitschreiben von Seiten der Akademie der Wissenschaften versehen, auf den Weg. Ich halte es für meine Pflicht der hohen russischen Regierung und allen ihren Beamten, besonders Herrn *Troincki*, Gouverneur von Tobolsk, meinen Dank auch an dieser Stelle auszusprechen,

<sup>1)</sup> *Ethnographia*, I. 3. Hft. S. 117—130.

<sup>2)</sup> S. *Földrajzi közlemények* (Geographische Mitteilungen 1888 IX. u. X. 1889. VIII. ff. Ausführlich beschrieben hat unsere Reise auch mein Genosse *Munkácsi* in der Zeitschrift *Budapesti Szemle* 1889, dessen Aufsatz auch deutsch in der *Ungarischen Revue* erschienen ist.

für die Zuvorkommenheit und tatkräftige Unterstützung, die sie unserem Unternehmen angedeihen liessen, und womit sie den Erfolg unserer Studien sicherten. Zu besonderem Dank haben uns auch die Gelehrten verpflichtet, in Petersburg: die Herren Akademiker *Radloff* und *Schrenk*, Prof. *Petri* und *Patkanow*, in Moskau: *Gondatti*, in Kasan: *Smirnow* und *Weske*, in Jekaterinenburg: *Clerc*, in Tobolsk: *Mamew*, *Lytkin* und *Lugovski*, in Tomsk: *Florinski*, *Kusnecow* und *Adrijanow*, die uns alle wichtige Anleitungen zu unseren bevorstehenden Reisen und Studien gaben.

Am 6. Mai 1888 gelangten wir in die erste wogulische Ansiedelung, in das Dorf Peršina, das am Sosva-Fluss gelegen ist. Beinahe einen ganzen Monat hindurch beschäftigte ich mich hier mit anthropologischen Messungen, dem Sammeln von ethnographischen Gegenständen, Modellieren und photographischen Aufnahmen. Da bot sich mir unerwartet Gelegenheit zu einer Reise nach dem nördlichen Ural, wo noch nicht entnationalisierte, auf primitiver Culturstufe stehende Wogulen wohnen. Diese Gegenden bereist nämlich seit einigen Jahren eine russische Commission, um den Reichtum des Ural an Erzen usw. zu durchforschen und topographische und geographische Aufnahmen zu machen. Der Zuvorkommenheit des Leiters der Expedition, des Bergwerkingenieur's *Lebedsinsky* kann ich es verdanken, dass ich mit dieser Expedition das Stromgebiet der Sosva durchschweifen konnte. Nach Verlauf eines Monates kehrte ich nach Peršina zurück, wo mein Freund noch seinen linguistischen Studien oblag, von dem ich am 20. Juli schied, um die südlosvaer, pelymer und kondaer Wogulen aufzusuchen, nach deren Untersuchung ich mich in das Stromgebiet des Ob begab, wo ich in Obdorsk beinahe einen ganzen Monat mit der Erforschung der Lebensweise und der Verhältnisse der Wogulen zubrachte. Verschiedene Umstände beschleunigten unsere Heimfahrt, die wir am 17. März antraten, indem wir Obdorsk verliessen und über Tobolsk, Jekaterinenburg, Kasan, Moskau, Petersburg, Helsingfors, Stockholm, Kopenhagen und Berlin am 15. Juli in Budapest anlangten.

Dies wäre unsere Reisetour in flüchtigen Strichen dargestellt; ich will nun auf die Resultate dieser Reise übergehen.

Das Hauptziel meiner Forschungen war der Mensch, das Volk. Die Untersuchung natürlicher Verhältnisse der bereisten Gegenden konnte ich aus Mangel an Instrumenten nicht vornehmen. Nur eine kleine botanische Sammlung (ungefähr 70 Exemplare) ist das Ergebnis in dieser Richtung. In den Kreis meiner Untersuchung gehörte vor allem die Anzahl der Bevölkerung, deren Verbreitung, der physische Typus, und die Lebensweise. Die statistischen Daten habe ich teils auf Grund von mir vorgenommenener Zählung, teils auf Grund der weniger verlässlichen Matrikeln und Steuerbücher gesammelt. Sorgfältig sammelte ich auch die auf die Verbreitung des Volkes bezüglichen Daten, die in einer ethnographischen Karte des durchforschten Gebietes zusammengestellt sein werden. Neben diesen demographischen Studien nahm ich in erster Reihe anthropologische Untersuchungen vor. In dieser Rich-

tung war die Bestimmung des physischen Typus der Wogulen und Ostjaken meine Hauptaufgabe, wobei ich Hautfarbe, Augen, Haare, Gesicht, Schädelbildung usw. genau untersuchte. Schädel konnte ich nur zwei mitbringen. Bei den Messungen gebrauchte ich den französischen Anthropometer und folgte dabei dem kleineren Schema *Topinard's*, auf welche Weise ich an 40 Wogulen (darunter nur an einem Weibe) Messungen vornahm. Körper- und Schädelmessungen unterzog ich 100 Wogulen, 145 Ostjaken, 50 Syrjänen und 32 Samojuden. Meine anthropologischen Beobachtungen werden, was besonders den Typus anbelangt, von meinen photographischen Aufnahmen ergänzt. Dem Gesamteindruck nach ist der Typus der Wogulen dem der Ostjaken gleich. Der Typus hat einen mongolischen Charakter, wenn auch in geringem Maasse wie bei den Samojuden. Der Schädel ist brachykefal; Hautfarbe bräunlich; Backenknochen breit, weniger hervorstehend und schmale Augenschlitze, was besonders bei den Weibern und Kindern auffällt. Das Haar ist dicht und gleich der Hornhaut der Farbe nach dunkel. Körper- und Gesichtsbehaarung sehr schütter. Besonders charakteristisch ist die Form der Nase: an der Wurzel tiefeingedrückt, schmal und abwärts sehr flach.

Meine ethnographischen Untersuchungen erstreckten sich auf alle Gebiete und nach allen Richtungen des Volkslebens. Deshalb musste ich mich an mehreren Orten längere Zeit aufhalten, um das Volksleben in allen seinen Aeusserungen beobachten zu können. Diese Studien nahm ich stets in Begleitung eines Eingeborenen vor, der mir die auf Nahrung, Kleidung, Wohnung, Beschäftigung, Familie, Verwandtschaft udgl. bezüglichen Aufklärungen geben konnte, die ich mir dann genau aufzeichnete. Selbstverständlich bildete auch das geistige Leben einen Gegenstand meines Studiums, und wo ich nur konnte, sammelte ich Märchen und Heldenlieder, nebenbei auch lexikalisches Material. So habe ich von den *vasjuganer* *Wotjaken*, einem bislang unbekanntem Dialekt, ein kleines Wörterverzeichnis angelegt.

Das Volksleben charakterisierende Gegenstände zu sammeln, war für mich ebenfalls eine der Hauptaufgaben. In dieser Richtung erstreckte sich mein Sammeln auf Kleider, Wirtschaftsgeräte, die beim Fischfang und der Jagd gebräuchlichen Geräte, ebenso auf die auf den Cultus bezüglichen Gegenstände, wobei ich die Fetische mit besonderer Vorliebe sammelte. Auf diese Weise gelang es mir eine Sammlung von ungefähr 500 Gegenständen nach Hause zu bringen, die sich gegenwärtig im ungarischen Nationalmuseum befinden, ebenso die photographischen Aufnahmen von verschiedenen Gegenständen, deren Zahl ungefähr 200 Stück beträgt. — Wenn nun einmal diese Sammlungen und Aufzeichnungen — wie es meine Absicht ist — in grösseren und kleineren Abhandlungen von verschiedenen Gesichtspunkten aus aufgearbeitet sind, so werden sie nicht nur auf die nahe Verwandtschaft des wogulischen und ostjakischen Volkes mit dem magyarischen ein neues Licht werfen, sondern auch vom allgemeinen anthropologischen und ethnologischen Standpunkte von einiger Bedeutung sein.

## Kosmogonische Sagen der Wogulen.

Aus dem Volksmunde aufgezeichnet von Dr. Bernhard Munkácsi. \*)

## I.

## Die heilige Sage von der Entstehung der Erde.

(Mā telem jelpin mõjt.)

1. Tundrahügels Frau und alter Mann leben. Sie haben einen schneeweissen Raben. Beiderseits des Hauses ist überall Wasser; Erde ist keine. Der Alte geht nicht aus dem Hause, die Aussenwelt wie sie gestaltet sei, er weiss es nicht. Wie sie so leben, einmal nur erschallt aus dem obern Himmel irgend ein Geräusch. Der Alte schaut zum Fenster hinaus, also von oben her, aus dem Himmel kommt ein eiserner Tauchervogel, Erde zu suchen taucht er ins Wasser. Er gieng und gieng umher: er tauchte auf, er hatte keine Erde gefunden. Er schöpfte Atem und tauchte wieder ins Wasser. Er gieng und gieng umher, er tauchte auf: wieder vergebens, Erde gibt's keine. Ein wenig atmete er und tauchte zum drittenmal unter. Als er auftauchte, holte er so stark Atem, dass ihm unten die Kehle barst; an der Schnabelwurzel hat er ein Bröcklein Erde. Er schwang sich auf und stieg damit gen Himmel.

2. Die Frau und ihr Alter legten sich nieder. Morgens als sie aufstehen, erschallt wieder ein Geräusch aus dem Himmel. Als der Alte hinaus schaut, steigt ein eisernes Seehuhn vom Himmel, taucht ins Wasser. Es gieng und gieng herum, als es auftauchte, hatte es nichts, ganz und gar nichts. Ein wenig holte es Atem und tauchte wieder ins Wasser. Wieder gieng und gieng es, als es auftauchte, hatte es wieder nichts. Ein wenig holte es Atem, und noch einmal, zum drittenmal tauchte es nieder. Als es auftauchte, holte es so stark Atem, dass ihm der Scheitel barst; an der Schnabelwurzel steht ein ziemliches Stückchen Erde. An die Ecke jenes Tundrahügel-Hauses rieb es den Schnabel, dann flog es gen Himmel.

3. Die Frau und ihr Alter legten sich nieder. Morgens, als sie aufstanden, war die Erde fusssohlenbreit geworden. Andern Tages als sie aufstanden, reichte die Erde schon bis zum Gesichtskreis, so sehr hat sie sich vergrössert; am dritten Tage als die Frau und ihr Alter zum Fenster hinaus sehen, gibt's kein Wasser, überall hatte es sich in Erde verwandelt. Zu seinem schneeweissen Raben sprach der Alte: „Geh nur, sieh, wie gross die Erde geworden!“ Der Rabe entfernte sich, blieb eine kleine Stunde weg, so gross war die Erde schon geworden. Die Frau und ihr Mann legten sich nieder, sie standen wieder auf, sie schicken den schneeweissen Raben wieder aus, die Grösse der Erde anzusehen. Der schneeweisse Rabe kam von seinem Fluge nur um Mittag heim: so gross war die Erde schon geworden. Am

\*) Aus Munkácsi's unedierten Sammlungen übersetzt von A. H. -- Noten und Erklärungen im nächsten Heft. Red.

dritten Tage standen sie auf, sprachen wieder zum Raben: „Geh nur, sieh wie gross die Erde geworden ist!“ Von seinem Fluge kehrte er gar nicht zurück, so wurde es Abend. Zur Zeit des Niederlegens kam auf einmal der schneeweisse Rabe nachhause, in schwarz verwandelt. Der Alte spricht zu seinem Raben: „Du hast auf deinem Fluge was angestellt!“ — Der Rabe spricht: „Was hab' ich angestellt?! Ein Mensch ist gestorben, von dem habe ich gegessen, darum bin ich schwarz geworden.“ — „Hast du Menschen gegessen so fort mit dir von hinnen! Beim Eintritt der Welt des Menschenzeitalters, beim Eintritt der Welt der Menschenepoche (d. h. wenn Menschen leben werden) sollst du allein nicht vermögen, Tiere des Waldes zu tödten, sollst du nicht vermögen, Fische des Wassers zu tödten; wo der Mensch irgend ein Waldtier getödtet, dort am blutigen Orte sollst du dein Herz (deinen Hunger) stillen; an manchem Tage sollst du dich hungrig niederlegen.“ Der Rabe gieng hierauf in den Wald, und lebt dort bis auf den heutigen Tag.

4. Jetzt tritt die Frau aus ihrem Hause auf dem Tundrahügel. Als sie hinein geht, spricht sie zu ihrem Alten: „Alter, hinterm Hause ist irgend eine Staude gewachsen.“ Der Alte spricht: „Die Wurzel, wie sie war, der Zweig, wie er war, bring's herein!“ Seine Frau grub den Baum aus, brachte ihn herein, der Alte erkennt ihn: es ist halt ein Zirbelbaum. Er spricht zu seiner Frau: „Trag ihn hinaus, stelle ihn daselbst hin!“ Der Alte selbst geht nie aus. Er legte sich mit seiner Frau nieder; als er aufsteht, ist seine Frau nirgends. Sie ist irgendwohin gegangen, oder was; — der Alte geht nicht hinaus, er lebt auch weiter nur so. So lebend vergiengen ungefähr vier, fünf Wochen, da langweilte er sich. Obwol er nicht hinausgehen darf, geht er diesen Tag doch hinaus seine Frau zu suchen. Er gieng zur Türöffnung, seine Frau draussen redet ihn an und spricht: „Komm nicht heraus! ich habe ein Söhnchen, mein Söhnchen ist schon so gross geworden, dass es Eichhörnchen tödten kann; ich werde nach einer Woche nachhause kommen, du komm nicht heraus!“ Eine Woche war sie noch draussen, dann gieng seine Frau mit ihrem Söhnchen ins Haus. Ihr Söhnchen war so gross geworden, dass es schon zu laufen begann.

5. Der Mensch des Sanges, der Mensch der Sage, wächst er wol lange?! Die Frau und ihr Mann sind weiter glücklich, leben weiter. Ihr Söhnchen wird so gross, dass es Waldtiere tödten kann. Aus dem vom Holze der zum Abwischen bestimmten Hobelspäne gebliebenen Mittelstück machten sie ihm einen Bogen; was in Wassergegend ist, was in Waldesgegend ist, begann er zu jagen. Der Alte spricht: „Was für einen Namen geben wir unserem Sohne?“ Seine Frau spricht: „Wär's ein Mädchén, benennete ich es; aber hat der Knabe nicht von seinem Vater den Namen zu erhalten?!“ — Der Alte spricht: „Was für einen Namen soll ich ihm geben?! Mag denn sein Name sein: *Tari-pēs-ñi-māl'ü-saw.*“

6. *Tari-p.* geht nun in den Wald. Viele Speisekammern der Ge-

birgsgegend füllt er an, viele Speisekammern der Waldgegend füllt er an; Marder, Hirsche fallen nur so. Als er so wandelte, bekam er das Verlangen Wasser zu trinken. Er kam zu irgend einem freifliessenden Fluss; er legte sich ans Wasser, um daraus zu trinken. Ein härtiger Mann sieht ihm ins Gesicht. Erschrocken springt er auf. „Das ist gewiss irgend ein teuflischer Fluss!“ — sagt er, — „der hat einen Teufel, hier ist es nicht erlaubt zu trinken.“ Damit gieng er von dannen, hieb Eis aus dem Teiche, und legte sich wieder bäuchlings, Wasser zu trinken. Der härtige Mann sieht ihm wieder ins Gesicht. „Das ist irgend ein teuflischer Teich!“ — sagt er wieder und damit gieng er zum Ob. Er kam bis in die Mitte des Ob, legte sich ans Wasser, der härtige Mann sieht ihm wieder ins Gesicht. Da betastet er sich, also der Schatten seines eigenen Bartes sieht ihm ins Gesicht; er trank vom Wasser des Ob, dann gieng er nachhause. Er trat ins Haus, liess sich auf die Bank nieder, und hatte weder Mund noch Zunge. Sein Vater fragt ihn vergebens, er spricht fortwährend nichts. Seine Mutter spricht: „Wenn du nicht sprichst, und wenn du irgend einmal in Not gerätst, wirst du nicht aus können, weder nach unten, noch nach oben!“ Sein Vater spricht: „Du hast dich wortlos niedergelassen, hast du vielleicht einen bösen Gedanken gegen uns?“ — Sein Sohn beginnt erst jetzt zu sprechen: „Bis mein Bart so lang geworden, hast du bisher keine frauenbetretene frauige Gegend gekannt?“ — Sein Vater spricht: „Ich geh nicht aus, wo eine frauenbetretene frauige Gegend ist, weiss ich nicht; du bist der erdumwandernde Mann, du bist der wasserumwandernde Mann, nur du selber kannst eine frauenbetretene frauige Gegend suchen.“

7. *Tari-p.* senkte sein Haupt, wickelte seine Augen ein, und legte sich nieder. Am andern Morgen stand er auf; sein Vater sagt zu ihm: „Geh zu den Trümmern des zusammengestürzten Pferdestalles, grabe; wenn du zu etwas kommst, so kommst du; wenn du nicht kommst, so kommst du nicht!“ Damit gieng der Sohn hinaus, und gieng zur Ecke jenes zusammengestürzten Pferdestalles. Er begann im Pferdedünger zu graben, da kam ihm das Ende eines Leitseiles vor die Augen. Er fasste das Ende jenes Leitseiles und zog es nach aussen: es war ein solches Pferd, als wäre es eben im Begriffe sein Leben auszuhauen, es wankte nur so hin und her: Mit einem Nagelpfeil schoss er ihm zwischen die Augen (gab ihm einen Nasenstüber): aus einem Nasenloch sprühten Funken, aus dem andern Nasenloch qualmte Rauch. Es ward zu einem dreijährigen Pferde. Er schwang sich jetzt auf den Rücken seines Pferdes, plötzlich hob er sich in die Höhe, er mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

8. Wie er auf dem Rücken seines Pferdes so geht, gelangt er zum Ob. Am Ufer des Ob an einer steilen Bergwand wandelnd: stehen auf dem Gipfel der Bergwand drei Pappeln. Ihrer Blätter eines scheint ein goldnes Blatt zu sein; es dreht sich beständig, dass das Auge nicht darauf zielen kann. *Tari-p.* denkt bei sich: „Wie geschickt wol meine Händ sind? ich soll danach schiessen!“ Mit seinem Panzerring-Pfeile

schießt er danach, der bohrte sich mitten durch das Blatt. Nachdem er seinen Pfeil verschossen hatte, kam Schlaf über seine Augen. Er schief ein, er träumt. Das Schelten einer Frau lässt sich vernehmen: „Zeigen die Kinder also ihre Geschicklichkeit? sie durchwandeln die Erde, durchwandeln das Wasser und durchschiessen das Pelzfell, dem Menschen zum Siegen bestimmt!“ Als er auf dem Rücken seines Pferdes erwachte, liegt er an der Öffnung der Türe eines Hauses. Er steigt herab und tritt ins Haus. Die Frau spricht: „Ei, Tari-p. erst jetzt bist du angekommen? Gar lange hast du deinen Schlaf geschlafen! Tarēm hat dir eine Frau bestimmt; aber diese deine Frau hat Pārāpārsēx geraubt.“ Tari-p. spricht: „Nach seinem Belieben, er mag sie rauben! Wer war denn auch bisher verheiratet? Ohne Frau zu leben ist gleichfalls gut!“ Seine Frau Schwester tractierte ihn wol mit Speisen und Getränken, und dann gieng er wieder weiter. Seine Frau Schwester gab ihm ein zweischneidiges Messer, einen Habichtbalg aus Eisen, ein Hasenfell aus Eisen, ein Mausfell aus Eisen, eine kleine Hechthaut aus Eisen. „Bruder! — sprach sie — jetzt gehst du weg, wenn du zurück kommst, trag diese meine Sachen nicht weiter! Ich brauche sie. Wann du in Not oder Gefahr gerätst, citiere mich nicht heftig, erwähne mich leise. Du gehst jetzt weg, sieh abwärts, dort stehen sieben Tuchzelte; allerlei Schafe, Schweine wie das Gewürm! Zu diesen Tuchzelten lässtest du dich herab, aus den Tuchzelten wird einäugiges Volk hervorgehen; ein Auge ist ihm herausgeflossen, das andere Auge ist heil. Du frag sie dort: ‚Wessen Schafe, Schweine hütet ihr?!‘ Sie werden antworten: ‚Wir hüten Pārāpārsēx’s Schafe, Schweine.‘ Da sprich du also: ‚Saget nicht so, saget so: Tari-p.’s Schafe, Schweine hüten wir; hinten kommt der feurige Fürst, wenn ihr saget, dass ihr Pārāp.’s Schafe, Schweine hütet, werdet ihr Feuer fangen; wenn ihr aber saget: ‚Tari-p.’s Schafe, Schweine hüten wir, wird euch gutes zu teil.‘ — Dann heile ihre Augen, hauche sie an, damit sie zweiäugig werden. Darauf gehst du wieder vorwärts, gelangst wieder zu sieben Tuchzelten; allerlei Kühe, wie das Gewürm (so wimmeln sie). Du lässtest dich wieder hinab, gelangst hin, einarmiges Volk wird herauskommen. Du fragst sie: ‚Wessen Kühe hütet ihr?!‘ Jene antworten: ‚Wir hüten Pārāp.’s Kühe.‘ Da sprich du also: ‚Saget nicht so; saget so: ‚Wir hüten Tari-p.’s Kühe.‘ Wenn ihr nicht also sprecht, hinten kommt der feurige Fürst, ihr werdet Feuer fangen. Dann hauche ihre Hände an, damit sie heilen. Darauf gehst du wieder, an einem Orte stehn abermals sieben Tuchzelte. Dort nur lauter Pferde. Nun wirst du dich hinablassen, du wirst hinab gelangen, aus dem Tuchzelte wird einfüssiges Volk hervorkriechen. Du frage sie: ‚Wessen Pferde hütet ihr?!‘ Jene werden dann sagen: ‚Wir hüten Pārāp.’s Pferde.‘ Hierauf sprich du: ‚Saget nicht so; saget, wir hüten Tari-p.’s Pferde; sonst — hinten kommt der feurige Fürst — werdet ihr Feuer fangen; weder ihr werdet sein, noch die Pferde werden sein, alle verzehrt das Feuer.‘ Wenn sie dir gut sein werden, hauche ihre Füße an und heile sie. Nun aber geh!“

9. Nun setzte sich *Tari-p.* auf den Rücken seines Pferdes. Er nahm eine siebenseitige (?) Peitsche hervor, er mengte sich wieder unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken. An einem Orte, da er hinab sieht: stehen sieben Tuchzelte, allenthalben Schafe, Schweine, wie das Gewürm. Hierauf liess sich sein Pferd hinab. Er fragt sie: „Wessen Schafe, Schweine hütet ihr?“ — „Wir hüten *Pārüp.*'s Schafe, Schweine!“ — „Nein, saget nicht so: Saget, wir hüten *Tari-p.*'s Schafe, Schweine; denn wenn ihr so sprecht, wir hüten *Pārüp.*'s Schafe, Schweine, kommt hinten der Feuerfürst, er zehrt euch alle auf!“ — Sie neigen das Haupt, legen sich ihm zu Füssen. — „Wie sollten wir nicht sagen, dass wir *Tari-p.*'s Schafe, Schweine hüten?“ — Er hauchte sie an, alle wurden heilen Auges. Wie sich sein Pferd rührt, mengte er sich wieder unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken. So gehend blickt er an einem Orte abwärts: sieben Tuchzelte stehn; die lieben Kühe allenthalben wie das Gewürm. Sein Pferd liess sich hinab, es kam hinab. Das Zeltvolk kommt hervor, lauter einhändige. Er fragt sie: „Wessen Kühe hütet ihr?“ — „*Pārüp.*'s Kühe hüten wir.“ — „Saget nicht so; saget, wir hüten *Tari-p.*'s Kühe; hinten kommt der Feuerfürst, ihr fanget Feuer!“ Er hauchte sie an, ihre Hände wurden heil. Sie legen sich zu seinen Füssen: „Wir sind heiler Hand geworden, wie sollten wir nicht sagen, dass wir *Tari-p.*'s Kühe hüten!“ — Darauf bestieg er sein Pferd, erhob sich plötzlich wieder in die Höhe. An einem Orte blickt er hinab: allerhand Pferde, wie das Gewürm, und sieben Tuchzelte stehen. Sein Pferd liess sich wieder hinab, aus den Zelten kriecht einfüssiges Volk hervor. Er fragt sie: „Wessen Pferde hütet ihr?“ — „*Pārüp.*'s Pferde hüten wir.“ — „Saget nicht so! Saget, wir hüten *Tari-p.*'s Pferde; wenn ihr so sprecht, wird es euch gut ergehen!“ — „Wie sollten wir nicht so sprechen?“ entgegen sie. *Tari-p.* hauchte ihre Füsse an, alle bekamen heile Füsse. Nun gieng das Pferd wieder weiter; er mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

10. Wie er so geht, blickt er auf einmal nur vorwärts: liegt halt ober einem siebenflügligen eisernen Pferde eine Burg. Da liess sich sein Pferd an die Schwelle des Tores jener Burg hinab. Er sprang herab, band sein Pferd dort an und trat ein. Ist halt eine für *Tārém* bestimmte wunderschöne *Fee* im Hause. Das Mädchen spricht: „Ei *Tari-p.*! gar lang hast du deinen Schlaf geschlafen! Wie wär' ich jetzt deine Gattin, jetzt bin ich *Pārüp.*'s Gattin.“ *Tari-p.* erwidert: „Was soll ich nun mit dir machen? auch ausser dir gib't wol noch eine schöne Frau?“ Jene Frau schämte sich. *Tari-p.* sprach: „He, Frau! bring mir was zu essen, ich bin hungrig.“ — „Zu essen soll dir bringen jene deine schöne Frau ausser mir, jene deine zierliche Frau ausser mir!“ — „Na, na, bring mir was zu essen, denn ich bin hungrig!“ — „Was hab' ich zu essen; jene deine schöne Frau ausser mir, die mag dir bringen!“ — „Was für eine Zauberkraft hat *Pārüp.*?“ — „Deine ausser mir seiende, Zauberkraft kennende Frau mag es dir sagen; ich weiss von keiner Zauberkraft etwas!“ — „Na,



sag' es mir, sag' es mir schnell!“ Hierauf brachte ihm die Frau zu essen. „Nun!“ — sagt er — „sag' mir, was für Zauberkraft hat er?“ — „Nun! was für Zauberkraft hat er? gar keine Zauberkraft hat er. Später“ — sprach sie — „wird er auf eine siebenwipflige Rottanne in Rabengestalt sich setzen, allerlei Gegenden von allerlei Städten betrachtet er fortwährend; wenn er dich wahrnimmt, fliegt er krächzend in den Wald.“ *Tari-p.* ass, wurde fertig, gieng hinaus. Sein Pferd verbarg die Frau; er gieng zum Fusse jener Rottanne, grub sich in die Erde, nur sein Auge liess er unbedeckt, um hinaufsehen zu können.

11. Wie er so liegt, erschallt von der Gegend des obern Ural her Rabengekrächze. Er schaut hin: sieh da, der alte Rabe kommt; seinen Rücken reibt er an den Himmel, so hoch kommt er. Er kam, er kam, er setzte sich dahin auf den Wipfel jener siebenwipfligen Rottanne. In allen Richtungen befindliche Städtegegenden besichtigt er, damit fliegt er krächzend weiter. Er hatte *Tari-p.* bemerkt. Dieser stand nun auf, schloß in den eisernen Habichtbalg und verfolgte den Raben. Er verfolgt ihn verfolgt ihn, schon ist er ihm nahe, darauf verlor er ihn irgendwohin. Er schaut abwärts: dort hüpt er in Hasengestalt. Er schließt in sein eisernes Hasenfell, verfolgt ihn wieder, hat sich schon genaht, hat ihn schon fast erreicht, wieder verlor er ihn. Er blickt abwärts: ein Mausloch ist da. Auch er schließt in sein eisernes Mausfell und auf demselben Wege verfolgt er ihn weiter. Wieder hat er ihn beinahe erreicht, jener liess sich in Gestalt eines kleinen Hechtes ins Meer. Auch er schließt in seine eiserne Hechthaut, und auf dem Wege jenes Menschen warf er sich ebenso ins Wasser des Meeres. Er war schon nahe daran, ihn zu erreichen, jener hechtgestaltige Mensch sprang durch das Eis des Meeres auf. Auf dem Lande fasste er ihn: wie Sandkörner, wie Staubkörner zerstückelte er ihn; im Feuer verbrannte er ihn; seine aufwärts steigenden Funken schlug er abwärts, seine abwärts steigenden Funken schlug er aufwärts. Nach solchem Herumschlagen flog *Pärüparsey* als Elster weg. Seinen Panzeriring-Pfeil schießt er nach ihm ab, die Elster liegt beinahe in zwei Stücken. Wieder warf er ihn ins Feuer; vergebens späht er bis zum Erlöschen des Funkens. nichts geht hinaus. Dort hat er den Mann getödtet, der seine Frau geraubt hatte.

12. Wie er ihn so verfolgte, gieng er einesteils auf Flügeln: in welche Gegend er gekommen, er weiss es nicht. Teils gieng er in Hasengestalt, teils in Mausgestalt, teils in Gestalt eines kleinen Karpfens; in welche Gegend er gekommen, er weiss es nicht. Er denkt eben nur daran, dass er stirbt; weinend geht er da herum. Auf einmal spricht ihn jemand hinter seinem Rücken an: „Mein Freund, was machst du? werde einmal fertig mit deinen Sachen, ich langweile mich schon!“ Er schaut hin, steht halt sein Pferd da. „Steig auf meinen Rücken!“ — spricht es. Hierauf stieg er auf den Rücken seines Pferdes; gieng weiter, er mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

13. Wie er so geht, erschallt nur auf einmal in der Ferne ein Getöse. Sein Pferd blieb hierauf stehen. Er spricht zu *Tari-p.*: „Weisst

du was, was für ein Getöse das in der Ferne ist?“ — „Wie soll ich's wissen; gewiss ist etwas dort, was tost!“ — „Nun das ist die heilige Feuerflut: ein Teil des göttlichen Feuers brennt oben im Himmel, ein anderer Teil brennt in den zwei Ecken des Himmels, Himmel und Erde wird von ihm verzehrt; auf welche Weise gehen wir durch dieses Feuer?“ — *Tari-p.* spricht: „Woher soll ich's denn wissen?“ Das Pferd spricht: „Kriech hinein in mein Nasenloch, kauf 30 Ellen weisse Leinwand, kauf 30 Ellen Leinwand zu Taschen tüchen.“ Er kroch in das Nasenloch des Pferdes, war also im Nasenloch des Pferdes ein Kautladen. Dreissig Ellen weisse Leinwand kaufte er, dreissig Ellen Taschentücher kaufte er, gieng aus dem Gewölbe, umwickelte seines Pferdes Vorderfuss, Hinterfuss, auch sich wickelte er hinein. Nun hört man, dass das Pferd zu gehen begonnen. Ist er lange Zeit gegangen, oder ist er kurze Zeit gegangen: auf einmal bleibt das Pferd stehen. „Komm heraus!“ spricht es Von den Linnen, mit denen es umwickelt war, fielen nur die verkohlten Überreste herab: während jene durch das Feuer gegangen, waren sie verbrannt.

14. Wieder geht er auf seinem Pferde vorwärts. In der Ferne erschallt wieder ein Getöse. Sein Pferd spricht: „Weist du, was so ein Getöse macht?“ — „Woher soll ich's denn wissen?“ — Schau nur vorwärts, was geschieht dort?“ Er sieht vor sich, da verflechten sich 30 Pappeln, dann gehen sie auseinander; was nur unterm Himmel ist, alles heben sie empor, nichts kann da durchkommen. Sein Pferd spricht: „Denke nicht her, denke nicht hin!“ — und schreitet vorwärts. *Tari-p.* denkt, was für eine Ungeheuerlichkeit haben wol diese Pappeln. Er gieng nach den Pappeln hin, diese schlugen auseinander, *Tari-p.* wurde von ihnen berührt, fiel vom Rücken seines Pferdes herab; wohin sein Pferd gegangen, er weiss es nicht, wohin er selbst gekommen er weis es nicht. Als er zu sich kam, hieng er mit seinem Kinn an einem Pappelaste; her und hin schankelt er, hinab kann er nicht gelangen, hinauf kann er nicht gelangen. „Ei!“ spricht er, „darum sagte meine Mutter: wenn du einmal in eine Gefahr geraten wirst, kannst du nicht abwärts kommen, kannst du nicht aufwärts kommen; sieh da, nun kann ich nicht abwärts kommen, kann ich nicht aufwärts kommen. Meine Frau Schwester sagte neulich: wenn du in Not, in Elend gerätst, citiere mich nur; wo ist sie denn hier? ich sterbe hier gleich!“ Im selben Augenblicke erschallt irgend ein plötzliches Gepolter. Er sieht hin, also kommt auf dem Rücken eines dreiflügelichen Pferdes jene seine Frau Schwester. „Wie ist dir geworden, Jungbruder?! Warum hast du mich so eilig citiert; ich sass eben Thee trinkend und die Theeschalen sind in Stücke zerbrochen: in welcher eine Not, ein Elend bist du geraten?“ — „Frau Schwester! mein Sterbort ist dies. abwärts kann ich nicht kommen, aufwärts kann ich nicht kommen: mein Pferd, wer weiss in welche Gegend es verschleppt worden ist.“ Seine Frau Schwester fasste die dreissig Pappeln zwischen ihre Nägel, brach sie entzwei; sie spricht: „Die Welt des Menschenzeitalters, die Welt der Menschenepoche wird beginnen; was für ein Mensch wir da im Stande

sein durch euch hindurchzudringen?“ *Tari-p.*, als er um schaut: ist seine Frau Schwester nirgends, er selbst ist zur Erde gefallen. dort steht er. Kein Pferd gibt's da, nichts gibt's da „Herr Gott!“ — spricht er — „wohin ist mein Pferd gekommen? gleich sterbe ich hier!“ Im selben Augenblicke spricht ihn sein Pferd hinter seinem Rücken an: „Sei schon tertig! es ist mir schon langweilig, steig auf meinen Rücken!“ Froh stieg er auf den Rücken seines Pferdes. „Nimm deine sieben-seitige (?) Peitsche hervor — sagt sein Pferd — schlage mich!“ Er nahm seine sieben-seitige Peitsche hervor, er schlug einmal auf sein Pferd, plötzlich erhob es sich in die Höhe. Er mengte sich wieder unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

15. Wie er so geht, erschallt in der Ferne wieder ein Getöse. Sein Pferd blieb stehen und sprach: „Weisst du was das für ein Getöse in der Ferne ist?“ *Tari-p.* antwortet: „Woher soll ich's wissen?“ Wenn du's nicht weisst, also der quer-über-sieben-haarlos-gewordene-Bundschuhe-liegende Alte schnarcht; das ist der Endpunkt unseres Lebens, weiter können wir nicht mehr kommen, jetzt tödtet man uns; — hat dir neulich deine Frau Schwester nicht etwas gegeben?“ *Tari-p.* spricht: „Was hat sie mir gegeben?“ — Sein Pferd spricht: „Hat sie dir kein zweischneidiges Messer gegeben?“ — „So ist's!“ — denkt er — „ein zweischneidiges Messer hat sie mir gegeben.“ Sein Pferd spricht: „Geh, schliefe ins Mausfell, schneide dem Alten die Nasenflügel und Ohrlappen ab; wenn es dir bestimmt ist, dass du den Gesang vorwärts bringest (d. i. dass über dich das Lied fortgesetzt werde) wenn es dir bestimmt ist, dass du die Sage vorwärts bringest: dann wirst du ihn bewältigen können; wenn dir das nicht bestimmt ist, dann wirst du getödtet.“ — *Tari-p.* schloß ins Mausfell und gieng in Mausgestalt zum quer-über-sieben-haarlos-gewordene-Bundschuhe-liegenden Alten. Sein Pferd blieb dort. Der Alte atmet aus: er wird irgend wohin rückwärts gehoben, jener atmet ein: beinahe wirbelt es ihn ins Nasenloch hinein; er stemmt sich zurück, er zwingt es kaum. Er zog sein zweischneidiges Messer hervor, schnitt den Alten Nasenflügel und Ohrlappen ab und steckte sie in die Tasche. Sein Pferd spricht: „komm schnell, besteige mich!“ Er lief zu seinem Pferde, schwang sich schnell auf dessen Rücken. Das Pferd stieg aufwärts. Als ihm der quer-über-sieben-haarlos-gewordene-Bundschuhe-liegende Alte nachsetzte, stieg das Pferd plötzlich in die Höhe, jener konnte ihn nicht erreichen. Der Alte sprach: „Hej *Tari-p.* in der Zukunft, bis der letzte eine Mann nicht umkommt, bis die letzte Frau nicht umkommt, wirst du als ein Gott leben; ich aber bin nun schon gestorben.“ *Tari-p.* versetzt darauf: „Einst wird die Welt des Menschenzeitalters, die Welt der Menschenepoche beginnen; was für ein Mensch wird dich da bewältigen können; darum hab' ich dich getödtet.“ Sein Pferd gieng nun weiter; er mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

[Hier folgt der eigentliche heilige Teil der Sage; die Frauen gehen aus der Jurte, auf den Tisch wird Silbergeld gelegt.]

16. *Tari-p.* Ross, wie es so weiterschreitet, bleibt einmal nur

du was, was für ein Getöse das in der Ferne ist?“ — „Wie soll ich's wissen; gewiss ist etwas dort, was tost!“ — „Nun das ist die heilige Feuerflut; ein Teil des göttlichen Feuers brennt oben im Himmel, ein anderer Teil brennt in den zwei Ecken des Himmels, Himmel und Erde wird von ihm verzehrt; auf welche Weise gehen wir durch dieses Feuer?“ — *Tari-p.* spricht: „Woher soll ich's denn wissen?“ Das Pferd spricht: „Kriech hinein in mein Nasenloch, kauf 30 Ellen weisse Leinwand, kauf 30 Ellen Leinwand zu Taschen tüchen.“ Er kroch in das Nasenloch des Pferdes, war also im Nasenloch des Pferdes ein Kaufladen. Dreissig Ellen weisse Leinwand kaufte er, dreissig Ellen Taschentücher kaufte er, gieng aus dem Gewölbe, umwickelte seines Pferdes Vorderfuss, Hintertuss, auch sich wickelte er hinein. Nun hört man, dass das Pferd zu gehen begonnen. Ist er lange Zeit gegangen, oder ist er kurze Zeit gegangen: auf einmal bleibt das Pferd stehen. „Komm heraus!“ spricht es Von den Linnen, mit denen es umwickelt war, fielen nur die verkohlten Überreste herab: während jene durch das Feuer gegangen, waren sie verbrannt.

14. Wieder geht er auf seinem Pferde vorwärts. In der Ferne erschallt wieder ein Getöse. Sein Pferd spricht: „Weist du, was so ein Getöse macht?“ „Woher soll ich's denn wissen?“ — Schau nur vorwärts, was geschieht dort?“ Er sieht vor sich, da verflechten sich 30 Pappeln, dann gehen sie auseinander; was nur unterm Himmel ist, alles heben sie empor, nichts kann da durchkommen. Sein Pferd spricht: „Denke nicht her, denke nicht hin!“ — und schreitet vorwärts. *Tari-p.* denkt, was für eine Ungeheuerlichkeit haben wol diese Pappeln. Er gieng nach den Pappeln hin, diese schlugen auseinander. *Tari-p.* wurde von ihnen berührt, fiel vom Rücken seines Pferdes herab; wohin sein Pferd gegangen, er weiss es nicht, wohin er selbst gekommen. er weis es nicht. Als er zu sich kam, hieng er mit seinem Kinn an einem Pappelaste; her und hin schankelt er, hinab kann er nicht gelangen, hinauf kann er nicht gelangen. „Ei!“ spricht er, „darum sagte meine Mutter: wenn du einmal in eine Gefahr geraten wirst, kannst du nicht abwärts kommen, kannst du nicht aufwärts kommen: sieh da, nun kann ich nicht abwärts kommen, kann ich nicht aufwärts kommen. Meine Frau Schwester sagte neulich: wenn du in Not, in Elend gerätst, citiere mich nur; wo ist sie denn hier? ich sterbe hier gleich!“ Im selben Augenblicke erschallt irgend ein plötzliches Gepolter. Er sieht hin, also kommt auf dem Rücken eines dreiflügelichen Pferdes jene seine Frau Schwester. „Wie ist dir geworden, Jungbruder?! Warum hast du mich so eilig citiert; ich sass eben Thee trinkend und die Theeschalen sind in Stücke zerbrochen: in welcher eine Not, ein Elend bist du geraten?“ — „Frau Schwester! mein Sterbort ist dies abwärts kann ich nicht kommen, aufwärts kann ich nicht kommen: mein Pferd, wer weiss in welche Gegend es verschleppt worden ist.“ Seine Frau Schwester fasste die dreissig Pappeln zwischen ihre Nägel. brach sie entzwei: sie spricht: „Die Welt des Menschenzeitalters, die Welt der Menschenepoche wird beginnen; was für ein Mensch wir da im Stande

sein durch euch hindurchzudringen?!“ *Tari-p.*, als er um schaut: ist seine Frau Schwester nirgends, er selbst ist zur Erde gefallen. dort steht er. Kein Pferd gibt's da, nichts gibt's da „Herr Gott!“ — spricht er — „wohin ist mein Pferd gekommen? gleich sterbe ich hier!“ Im selben Augenblicke spricht ihn sein Pferd hinter seinem Rücken an: „Sei schon tertig! es ist mir schon langweilig, steig auf meinen Rücken!“ Froh stieg er auf den Rücken seines Pferdes. „Nimm deine siebenseitige (?) Peitsche hervor — sagt sein Pferd — schlage mich!“ Er nahm eine siebenseitige Peitsche hervor, er schlug einmal auf sein Pferd, plötzlich erhob es sich in die Höhe. Er mengte sich wieder unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

15. Wie er so geht, erschallt in der Ferne wieder ein Getöse. Sein Pferd blieb stehen und sprach: „Weisst du was das für ein Getöse in der Ferne ist?“ *Tari-p.* antwortet: „Woher soll ich's wissen?“ Wenn du's nicht weisst, also der quer-über-sieben-haarlos-gewordene-Bundschuhe-liegende Alte schnarcht; das ist der Endpunkt unseres Lebens, weiter können wir nicht mehr kommen, jetzt tödtet man uns; — hat dir neulich deine Frau Schwester nicht etwas gegeben?“ *Tari-p.* spricht: „Was hat sie mir gegeben?“ — Sein Pferd spricht: „Hat sie dir kein zweischneidiges Messer gegeben?“ — „So ist's!“ — denkt er — „ein zweischneidiges Messer hat sie mir gegeben.“ Sein Pferd spricht: „Geh, schliefe ins Mausfell, schneide dem Alten die Nasenflügel und Ohrlappen ab; wenn es dir bestimmt ist, dass du den Gesang vorwärts bringest (d. i. dass über dich das Lied fortgesetzt werde) wenn es dir bestimmt ist, dass du die Sage vorwärts bringest: dann wirst du ihn bewältigen können; wenn dir das nicht bestimmt ist, dann wirst du getödtet.“ — *Tari-p.* schloß ins Mausfell und gieng in Mausgestalt zum quer-über-sieben-haarlos-gewordene-Bundschuhe-liegenden Alten. Sein Pferd blieb dort. Der Alte almet aus: er wird irgend wohin rückwärts gehoben, jener atmet ein: beinahe wirbelt es ihn ins Nasenloch hinein; er stemmt sich zurück, er zwingt es kaum. Er zog ein zweischneidiges Messer hervor, schnitt den Alten Nasenflügel und Ohrlappen ab und steckte sie in die Tasche. Sein Pferd spricht: „komm schnell, besteige mich!“ Er lief zu seinem Pferde, schwang sich schnell auf dessen Rücken. Das Pferd stieg aufwärts. Als ihm der quer-über-sieben-haarlos-gewordene-Bundschuhe-liegende Alte nachsetzte, stieg das Pferd plötzlich in die Höhe, jener konnte ihn nicht erreichen. Der Alte sprach: „Hej *Tari-p.* in der Zukunft, bis der letzte eine Mann nicht umkommt, bis die letzte Frau nicht umkommt, wirst du als ein Gott leben; ich aber bin nun schon gestorben.“ *Tari-p.* versetzt darauf: „Einst wird die Welt des Menschenzeitalters, die Welt der Menschenepoche beginnen; was für ein Mensch wird dich da bewältigen können; darum hab' ich dich getödtet.“ Sein Pferd gieng nun weiter; er mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

[Hier folgt der eigentliche heilige Teil der Sage; die Frauen gehen aus der Jurte, auf den Tisch wird Silbergeld gelegt.]

16. *Tari-p.* Ross, wie es so weiterschreitet, bleibt einmal nur

stehen, spricht: „Auf meine Nase wirst du eine Birkenbast-Rolle stecken, auf meinen Vorderfuss, auf meinen Hinterfuss wirst du eine Birkenbast-Rolle stecken, meinen Schweif winde auf dein Schwert.“ Auf Nase, Vorderfuss, Hinterfuss steckte er eine Birkenbast-Rolle, den Schweif wand er auf sein Schwert. Sein Ross spricht: „Jetzt besteige meinen Rücken!“ Er bestieg den Rücken seines Rosses, dieses erhob sich hoch, sie mengten sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken. Wie sie so gehen, liess sich das Ross einmal nur nieder, gelangte herab. An dem Orte, da er herabgelangte, stand ein Haus und eine Vorratskammer. Das Ross spricht: „Steig hinab von mir; geh, entführ' die Tochter der Fasanenten-nasigen Frau, ihre Mutter ist eingeschlafen!“ Als er im Begriffe war ins Haus zu treten, sprach sein Ross: „Geh mir nicht, komm her! du wirst irgendwie an eine Torheit denken, die Frau erwacht, und dann ist's aus mit meinem Leben, schliefe in eine meiner Nüstern, dort ist eine Schenke, in der Schenke trinke drei Gläschen. Tari-p. schliefe in die Nüstern des Rosses, in der Nüster drin ist jene Schenke; er trank drei Gläser Branntwein und kam heraus. Sein Ross spricht: „Nun jetzt geh, entführ die Tochter der Fasanenten-nasigen Frau!“ Er gieng ins Haus, ergriff das Mädchen und brachte sie heraus. Sein Ross spricht: „Steig schnell auf, sie kommt uns nach!“ Kaum gelangte er zu seinem Rosse, erschien die Fasanenten-nasige Frau. Das Ross spricht: „Wirf rasch das Weib von dir, sie kommt uns nach!“ Er warf das Mädchen von sich, bestieg schnell den Rücken des Rosses, und vorwärts gieng er! Die Fasanenten-nasige Frau erfasste die Nase des Rosses. Das Haupt des Rosses machte eine Bewegung, und die Birkenbast-Rolle löste sich ab. Sie machte sich an den Vorderfuss des Rosses, erfasste den Vorderfuss des Rosses; die Birkenbast-Rollen lösten sich ab. Nachher machte sie sich an den Hinterfuss des Rosses, als das Ross emporsprang, lösten sich wieder die Birkenbast-Rollen ab. Nun machte sie sich an den Schweif des Rosses, beider Hände Finger schnitt sie sich am Schwert entzwei. Jetzt macht sie Jagd auf sie. Bald hascht sie hier nach ihnen, bald hascht sie dort nach ihnen. Das Ross spricht: „Was hast du in der Hand: gleich wird sie uns ja ergreifen!“ Tari-p. antwortet: „Nichts habe ich in der Hand. Die Fasanenten-nasige Frau hascht bald hier nach ihnen, hascht bald dort nach ihnen. Das Ross spricht: „Was wartest du, was hast du in der Hand, weisst du's nicht?“ Er blickt auf seine Hand: er hat ja seine siebenseitige (?) Geissel darin. Jetzt schlägt er auf sein Ross und nun mengt er sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken. Die Fasanenten-nasige Frau spricht: „Ei da, Tari-p; du hast also das Mädchen geraubt; *Tarém* hat dich angenommen, du bist davongekommen.“

17. Jetzt gieng's vorwärts. Einmal nur kamen sie in die Burg *Päriparsež's*. Sein Ross liess sich zum Tore der Burg nieder, gelangte hinab. Seine Frau kam erst jetzt heraus, erst jetzt reichten sie sich die Hände. Seine Frau führte ihn ins Haus: „Ei wol, Sangesmann, Sagemann! — sprach sie da drinnen — gar viel Drangsal magst

du erduldet haben!“ Mit Bier und Honigspeisen ward ein Tisch bereitet, sie begannen zu essen. Einmal nur sagt seine Frau: „Geh nur hinaus, dein Ross rutt dich hinaus!“ Er geht hinaus, sein Ross hebt und hebt den Fuss. „Komm her“ — sprach es — „meinen Fuss hat ein Ast versehrt.“ Er geht hin: also, die Tochter der Fasanenten-nasigen Frau haftet daran.“ Jetzt gehn sie mit der Tochter der Fasanenten-nasigen Frau wieder hinein; er setzte sich zwischen die zwei Frauen; sie küssten sich, umarmten sich. Mit dem Essen waren sie fertig, er spricht zu seinen Frauen: „Ich lege mich jetzt nieder; wenn ihr mich nicht zum alten Mann und zur Frau am Tundrahügel. zu meinem Vater und meiner Mutter bringet, bis ich aufstehe: ist es aus mit eurem Leben, in haardünne Stücke zerhacke ich eure Häuse. Diese ganze Stadt sammt ihrem Volk und allen Dingen, ihren Schafen, Kühen, Pferden, alles schaffet in meine Heimat!“ Er senkte sein Haupt und seine Augen, und legte sich nieder. Im Liegen horcht er nur einmal auf, das Schelten einer Frau erschallt: „Ist das denn die Lebensweise des jungen Volkes? Soll denn hierfür die Frau des Menschen hingehen, der Mann aber soll herumliegen; meine teuern Kinder, wie er sie quält! — Auch hab’ ich ihm neulich ein zweischneidiges Messer gegeben; Eisenhabichtbalg, Eisenhasenfell, Eisenmäusefell, Eisenhecht-haut hab’ ich ihm gegeben; jetzt macht er sich damit nur so davon!“ Er liegt nur weiter, steht nicht auf. Einmal nur, wie er liezt, ermuntert ihn seine Frau: „Steh auf, sieh da, wir sind schon zuhause angekommen!“ Er steht auf, wirklich ist er zu seinen Eltern gelangt. Wie seine Eltern zu ihm gelangt sind, wusste er nicht, und wie er zu seinen Eltern gelangt ist, wusste er auch nicht. Sie küssten und umarmten sich. Eine solche Burg entstand dort, dass die eilende Wolke entzwei geteilt sich darauf niederlässt, dass die wandelnde Wolke entzwei geteilt sich darauf niederlässt. Ein silbernes Haus erstand, ein goldenes Haus erstand. Sie leben weiter, sie sind weiter glücklich.

18. In seiner Tundrahügel-Burg ob er lange Zeit gelebt, ob er kurze Zeit gelebt, einmal nur spricht Tari-p. zu seinen zwei Frauen: „Ich suche noch eine weiberbetretene, weiberbewohnte Gegend.“ Seine Mutter spricht: „Ei ja! einst, wenn die Welt des Menschenzeitalters, der Menschenepoche eintreten wird, wirst du das Herbst-Eichhörnchen, das Frühjahrs-Eichhörnchen eben so mit voller Gewandtheit suchen!“ Sie küssten und umarmten sich; er gieng hinaus, bestieg den Rücken seines Rosses und entfernte sich. — Gieng er lange Zeit, oder gieng er kurze Zeit: einmal nur liess sich sein Ross in die Mitte des Meeres nieder. Durch jenes Meeres Wasser hindurch ist abwärts ein Silbertor, ein Goldtor. Sein Ross lässt er dort, selbst aber geht er hinab. Er langt unten an, dort des Wasserfürsten Burg, Silberburg, Goldburg. Neben dem Hauptgebäude steht ein kleines Haus, da trat er hinein. Im kleinen Hause sitzt wasserlockig gelocktes Weib, ein wasserschmuck-geschmücktes Weib. Diese Wasserfürstentochter spricht: „Ei Tari-p! Tarem hat dich gewisslich mir bestimmt!“ Sie küsste, umarmte ihn: mit Bier, mit Honigspeisen bewirtete sie ihn gut. Das

Weib spricht: „Geh zu meinen Brüdern; geh ins grosse Haus; zwingst du's, so zwingst du's, zwingst du's nicht, so zwingst du's nicht.“ Er stand auf und gieng hin. Er trat ein, sieben Männer spielten Karten. Sie schauten nach ihm hin, er fiel beinahe nieder, mit Mühe hält er sich. „Ej Tari-p“ — sagen sie — „was Bringendes hat dich gebracht? was Tragendes hat dich getragen? wie gelangt ein lebender Mensch in diese Gegend? Willst du Fürstenweibes-Schwiegersohn, Fürsten-Schwiegersohn werden, setz dich her zum Tische!“ Er setzte sich zum Tische, sie spielen weiter Karten, Schach. Immer ist er der Meister, er versteht es besser, als die sieben Männer; er ist der Meister im Spiel. Einmal spricht er zu den sieben Männern: „Auch ich selber habe ein Haus, auch ich habe Gewässer; meines Hauses, meiner Gewässer Gedanke überkam mich, ich geh jetzt fort.“ Schon schickte er sich an fortzugehen, als man seine Frau mit der Ausstattung auszurüsten begann. Die Wasserfürsten-Tochter spricht: „Was für eine Mitgift brauchst du, Landtiere-Mitgift, oder Fisch-Mitgift?“ Tari-p. antwortet: „Natürlich, dass ich Fischmitgift brauche; wass wird die Welt des Menschenzeitalters, die Welt der Menschenepoche beginnen, was sonst wird dann der Mensch essen?“ Seine Frau spricht: „Geh voraus, bis du nach Hause gelangst, komm ich auch an!“ Jetzt gieng Tari-p. durch jenes Wassertor zu seinem Ross hinaus. Sein Ross war ganz abgezehrt, sein Fleisch war weggesiecht, seine Knochen waren weggesiecht. Tari-p. hauchte es mit seinem Atem an; was für ein Ross es vorher war, was für ein Tier es vorher war; jetzt wird es zu einem noch viel schöneren Ross; aus einem Nasenloch dringen Funken, aus dem andern Nasenloch dringt Rauch. „Besteige — spricht es — meinen Rücken!“ Er bestieg den Rücken des Rosses, gieng weiter; mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

(Schluss folgt.)

## II

### Die Sage von der Umgürtung der Erde.

(Mā entéptané mōjt.)

1. Eine Frau und ein alter Mann leben. Auf einem Erdbüchel, von ihres Hauses Grösse, hausen sie. Hat ihren Erdhügel ihr Vater Num i-Tārém hernieder gesenkt, ist er untenher emporgetaucht? sie wissen es schlechterdings nicht. Wenn der Nordwind weht, weht er sie ins Südmeer, wenn der Südwind weht, weht er sie ins Nordmeer. Der Winter sieben, der Sommer sieben, da sie so leben, wuchs weder Gras, weder Kraut. Einmal aber, als die Frau hinausgeht, wuchs in der Hausecke der Gastnische ein gelbwipfliger Grasstengel. Sie geht ins Haus, spricht zu ihrem Alten: „Der Winter sieben, der Sommer sieben, dass wir hier leben; zeither ist nimmer ein so gestaltetes Kraut gewachsen, sieh's nur an!“ Der Alte spricht: „Bring's nur herein!“



Die Frau trug in der Hand ihr Seidentuch hinaus, das gelbwiplige kleine Kraut bedeckte sie mit ihrem Seidentuch, sammt den Wurzeln zog sie's heraus; als sie's emporhob: begann ein Kind zu weinen. Das Kind trug sie freuender Hand, freuenden Fusses ins Haus. Der Alte spricht: „Wir sind ein seit sieben Wintern, seit sieben Sommern kinderlos lebendes Par; wo denn hast du das gefunden?“ Die Frau spricht: „Woher ich's habe? das ist das Kraut, das ich bemerkt halte.“

2. Der Sangesmann, der Sagenmann, wächst er etwa lange? Das heutigen Tags getragene Gewand wird ihm (im schnellen Wachsen bald) überflüssig; endlich hat er nicht Raum im Hause. Weil er so wächst, einmal nur zu seinem Vetter, zu seiner Muhme spricht er: „Ich möcht' ausgehen, meine Hand langweilt sich schon, mein Fuss langweilt sich schon?“ Die Muhme lässt das Kind nicht allein hinaus; sie spricht zu ihrem Alten: „Mit dem Kind geh du aus; wohin es geht, geh mit ihm, ins Wasser soll es nicht fallen!“ Der Alte trug das Kind hinaus; wohin das Kind spielend läuft, geht er mit ihm. Giengen sie lange Zeit, oder giengen sie kurze Zeit: einmal nur wird der Alte kraftlos, er geht ins Haus hinein. Seine Frau schilt ihn: „Du, warum bist herein gekommen? geh hinaus, das Kind fällt ins Meer!“ Der Alte gieng wieder hinaus, er sucht und sucht das Kind vergebens; das ist nirgends! Wenn's also nicht ist, wohin soll er sich wenden? Er gieng ins Haus. Seine Frau begann ihn weinend zu schelten: „Du, warum bist du herein gekommen?! Ich hatt' es dir gesagt, dass du mit ihm gehest, dass du es auch nicht ein wenig weiter lässt! sieh, jetzt ist's ins Meer gefallen!“ Der Alte spricht: „Wie soll ich's denn anstellen; das Kind läuft viel herum, wie kann ein alter Mann meines Gleichen mit ihm aushalten?“

3. Wie sie so streiten, auf einmal nur tritt von aussen irgend ein Mann plötzlich ins Haus. Als sie hinschauen, sieh da, steckt das Kind dort. Es frägt: „Vetter, Muhme! was zanket ihr?“ — „Wo ich gewandelt? Ich war zu meinem Vater Gold-*Kworès* emporgestiegen.“ Sein Vetter, seine Muhme sprechen: „Und weshalb bist du denn emporgestiegen, was für eine Botschaft hast du gebracht?“ — „Die von meinem Vetter Gold-*Kworès* gebrachte Botschaft ist diese: sieben Nächte, sieben Tage sollt ihr eures getürten Hauses Türe, eures dachlukigen Hauses Dachluke gesperrt halten: was für Getöse auch draussen tose, geht nicht hinaus, mein Vater Gold-*Kworès* lässt die Erde himmelab!“ Des getürten Hauses Türe versperrten sie, des dachlukigen Hauses Dachluke verdeckten sie Einmal nur entstand ein donnerndes, wetterndes Getöse. Sieben Nächte, sieben Tage hindurch wettet es ineinemfort, ihr Vater Gold-*Kworès* lässt die Erde herab. Nach Verlauf der anberaumten Woche hörte das wetternde Getöse auf. Das Kind gieng hinaus, bestieg den Rücken seines Tieres, nahm seine Mütze ab. In dem Augenblicke als er seine Mütze abnahm, gelangt er in sieben Gegenden, so schnellerdings drehte sich die herabgelassene Erde seines Vater Gold-*Kworès*. Zu seinem Vetter, seiner Muhme spricht er: „Ich

steige wieder zu meinem Vater Gold-*Kworés* empor; seine Erde mag er befestigen, mag er mit irgend einer Feste festsetzen; denn er wird die Welt des Menschenzeitalters erschaffen, er wird die Welt der Menschenepoche erschaffen: „welcher Mensch abgeschnittenen Nabels wird es aushalten, wenn die Erde sich in einenfort dreht, und nicht an einem Orte festsetzt?“ Darauf stieg er empor. Zu seinem Vater Gold-*Kworés* spricht er: „Was das Hinablassen anbelangt, hast du die vom Menschen zu bewohnende Erde schon herabgelassen; wenn aber einstens die Welt des Menschenalters, die Welt seiner Epoche da sein wird, welcher auf den Fussspitzen stehende Mensch wird das wol aushalten?! Dieses dein Erdchen mögest du irgend welcher Weise befestigen!“ Sein Väterchen Gold-*Kworés* spricht: „Sieben Nächte, sieben Tage sollen die des getürten Hauses Türe wieder sperren, des dachlukigen Hauses Dachluke wieder verdecken, ich werde die Erde umgürten.“ Sieben Nächte, sieben Tage hindurch versperren sie sich: was neulich für ein Getöse, ein Wettern war: jetzt entstand ein noch grösseres Getöse, ein noch grösseres Wettern. Nach Ablauf der anberaumten Woche als sie hinausgehen: wenn sie aufwärts schauen, kann ihr Augenstrahl nicht bis ans Ende des Uralgebirges dringen; wenn sie abwärts schauen, kann ihr Augenstrahl gleichfalls nicht bis ans Ende des Uralgebirges dringen. So setzte sich die Erde in aufrechter Stellung fest, jetzt ward sie dann geeignet, dass der Mensch auf ihr wohne.

4. Das seinem Vetter, seiner Muhme in gelbwipligen Krautes Gestalt herniedergestiegene Kind thront jetzt unter dem Namen des Gottes *Polém*. An seiner heiligen Stätte, am Gestade des vom Flusse *Polém* (Pelymka) gebildeten Sees, — dort betet man ihn mit Verbeugungen an, dort bringt man ihm Opferspeisen dar bis an den heutigen Tag.

## Über uneigentliche Ausdrücke verschiedener Sprachen aus Ehrfurcht vor der Gottheit und vor den Machthabern.

Es gibt dem Anschein nach zweierlei uneigentliche Ausdrücke: 1) die metaphorischen, welche der überreichen Phantasie der Volkpsyche entspringen; 2) solche, welche aus Ehrfurcht (*τιμῆσις*), Demut (*ταπεινότης*), Artigkeit (*εὐτραπέλια*) und Euphemismus (*εὐφημία*) an die Stelle der eigentlichen treten. Dieser Unterschied ist jedoch nur ein scheinbarer, denn in allen diesen tropischen Ausdrücken offenbart sich eine regere Phantasie, als in dem gewöhnlichen Sprachgebrauch, der auf einer einfachen Auffassung der Realien beruht. Die scheinbar zweierlei uneigentlichen Ausdrücke bilden vereinigt den Bereich des Tropus und die Antithese des eigentlichen Ausdruckes. Die zweite Gruppe der tropischen Ausdrücke mit allen ihren Abzweigungen ist eben nur eine Unterart der Metapher, welche uns eine nähere Be-

trachtung als einen wichtigen Baustein im Gebäude der menschlichen Sprache darstellt. Max Müller unterscheidet zwischen zwei Arten der Metapher, welche er die radikale und die poetische nennt.

Wir beschränken uns in dieser kurzen Skizze auf jene uneigentlichen Ausdrücke, welche aus Ehrfurcht vor der Gottheit und vor den Machthabern gebraucht werden. Von den übrigen Abzweigungen dieser Gruppe werden wir nur einige Beispiele anführen.

In den Sprachen jener Völker, die auf der untersten Stufe der Bildung stehn, sowie in den Sprachen der gesitteten Völker unterlaufen in der gewöhnlichen Rede zahlreiche uneigentliche Ausdrücke dieser Art. In allen diesen metaphorischen Ausdrücken regt sich ein socialer und ethisch religiöser Trieb, der auch den ungesitteten Völkern nicht abzusprechen ist, und der Unterschied zwischen den verschiedenen Stufen der Gesittung besteht hauptsächlich nur in der grösseren oder geringeren Entwicklung dieser Keime des Fortschrittes. Die Kafirfrauen vermeiden solche Wörter, welche eine den Namen ihrer nächsten männlichen Verwandten ähnlich klingende Silbe enthalten, und auch die Männer einiger Kafirstämmen machen keinen Gebrauch von Wörtern, die im Klange dem Namen eines ihrer frühern Häuptlinge gleichen, so z. B. gebrauchen die Amambalu den allgemeinen Ausdruck für Sonne, *ilanga*, darum nicht, weil ihr erster Häuptling *Ulanga* hiess, sie sagen dafür *isota*.\*) Diese Spracheigenheit entspringt der Ehrfurcht vor den nächsten männlichen Verwandten und vor den Häuptlingen. Auf einer hohen Stufe der Gesittung, bei den monotheistischen Semiten, so z. B. in der hebräischen Sprache, bemerken wir die Substitution des Gottesnamens, welche entweder in dem veränderten Vocalismus, oder in der Auswahl eines uneigentlichen Ausdruckes besteht. Der Gottesname *Jehová*, welcher nicht seine ursprünglichen Vocale, sondern die von *ádonai* hat, nimmt auch die Praefixa diesen entsprechend an, als *lajhová* usw., weil man lesen soll *ladonai* usw. Schon in den Büchern des „Alten Testaments“ wird der Gottesname *Jehová* an einigen Stellen durch das Wort *šem* substituiert, welches „Name“ bedeutet. Diese Substitution ist in der talmudischen u. rabbinischen Sprache eine sehr häufig vorkommende; so lesen wir bei Aben Esra *kól hašem* „die Stimme des Namens“ anstatt *kól Jehová* „Donner.“ Philo paraphrasiert diese Bezeichnung des Gottesbegriffes mit den Worten *ἵσχυα τοῦ ἔντος, τὸ πρὸς ἀλήθειαν ὄν*. Die Araber vermeiden in einigen ihrer Schwurformeln den Gottesnamen *Alláh* und ersetzen ihm mit *hakkun* „Wahrheit.“ Solche Substitutionen entspringen der Ehrfurcht vor der Gottheit, die, wie das delphische Orakel treffend angab, unaussprechlich ist: *ὄνομα μηδὲ λόγῳ χοροόμενος*.

Aus dem lateinischen *senior* sind im Französischen verschiedene Ausdrücke entstanden, wie *sire*, *seigneur*, *sieur* usw., deren ersterer im Verlauf der Zeit zur Betitelung der Herrscher beschränkt wurde.

\*) „Vorlesungen über die Wissenschaft der Sprache“ von dr. Max Müller, für das deutsche Publikum bearbeitet von dr. Carl Böttger (Leipzig, 1866.), S. 34.

Auch im Englischen wird sowohl in der Aussprache, wie in der Schreibung ein Unterschied gemacht zwischen *Sire*, womit die Könige angesprochen werden und *sir*, welches letztere in der Umgangssprache eine weitverbreitete Anwendung findet. Bei Homer bedeutet *γέρον, οἱ γέροντες* die Vornehmsten, wo der Begriff des Alters zurücktritt. — In der mongolischen Sprache werden mehrere Handlungen der Götter und der Vornehmen mit besonderen Zeitwörtern bezeichnet, die bei anderen nicht angewendet werden, so wird ihr Reden *γirlak bol-khu*, ihr Essen *guguklakhu*. (s. „Siddhi Kür“ herausg. von Jülg, S. 70), ihre Installation *galakhu* genannt, (s. „Siddhi Kür“ S. 71.) Das Sterben der Machthaber heisst 1) *nirvan bolchu*, (s. S. K., S. 81) 2) *öngröqhü*, (s. S. K., S. 78 wo Vikramâditja des Todes seines Vaters Gandharva Erwähnung tut). Etwas ähnliches sehen wir auch in anderen Sprachen; so bedeutet das arabische *tekrîb (takrîbun)* in der persischen und türkischen Sprache die Annäherung zu Gott, oder zu den Machthabern, (s. „Scheibaniade“ herausg. von Vamböry, S. 22.)

Auch der „Pluralis excellentiae“ wird in diesem Abschnitt füglich erwähnt werden können wie wir ihn im Hebräischen vorfinden, wo er sich auf *Macht* und *Gewalt* bezieht, so namentlich *Elohîm* „Gott“, einigemal *kêlošîm* „der Heilige“, *adonîm* anstatt *adôn* „Herr“, z. B. *adonîm kaše* „ein harter Herr“ (Jes 19. 4.) usw. Im Persischen wird *šâh* „König“ mitunter mit dem Plural des Verbums construiert, z. B. *Šâh ez šehr birân tekrîf mîburdend* „Der König hat sich aus der Stadt hinaus begeben.“ In diesem Satz wird das Wort *šehr* „Stadt“ in der Bedeutung der Hauptstadt des persischen Reiches Teherân genommen, wie *urbs* bekanntermassen bei den lateinischen Classikern oft genug *Roma* bedeutet, vgl. die arabischen Städtenamen *Mekka* und *Medîna*, welche beide „Stadt“ bedeuten, da *Mekka* wohl mit der Endsilbe des Namens *Baalbek* (*Ἡλίον-πόλις*) zu vergleichen ist.

Im Verlauf der Zeit sind manche Ausdrücke der Heiligkeit, Machtvollkommenheit und Auszeichnung dieser ihrer Bedeutung verlustig geworden, so ist das sanskrit *deva*, *devas* bei den Ost-, und Westiranern zur Bezeichnung eines bösen Geistes geworden (zend. *daêva*, neupersisch *dêv*). In der alten Geschichte Ungarns bedeutete *joulagiones* die Vornehmen des Landes, welches Wort in späteren Zeiten zur Bezeichnung der Untertanen gebraucht wurde, s. *jobbágyi* s. v. a. colonial. Der zweite Theil dieses Compositums *bag (bagi)* ist mit dem osttürkischen *baj*. alt. *pai*, uig. und osm. *beg* identisch, welches auch in den südslavischen Sprachen vielfach in Anwendung kommt, (griech. *μπαέης*.)

Mit der Ehrfurcht geht die Demütigung Hand in Hand. Der Araber nennt sich aus Demut *'abd* „Knecht“, und so wird auch der Freie genannt, denn auch er ist Gottes Knecht. Der Perser bedient sich oft des *bende* „Knecht“ anstatt des Pronomens der ersten Person und bezeichnet sein Heim mit dem Ausdruck *bende châne* „das Haus des Dieners“, z. B. in dem Satz: *be bende châne mîrevem* „ich gehe nach Hause“, wörtlich „ich gehe in das Haus des Dieners“. *Bende-i*

*dergâh* „Knecht der Schwelle“ nennt sich der Perser, wenn er die Schwelle eines vornehmen Mannes betritt, und bezeichnet seinen Sohn in der Rede mit einem Vornehmen mit der Zusammensetzung: *bende zâde* „der Sohn (deines) Knechtes“. Uebrigens bedeutet *bende* im Persischen den von Gott erschaffenen Menschen, ganz so wie im Arabischen, ob frei oder unfrei, als Gottesknecht. Der Vornehme nennt sich in seiner Rede mit dem Geringern *bende perven* „der Ernährer des Dieners“. — Die Mongolen haben es gerne im Gespräch von sich selbst in den erniedrigendsten Ausdrücken, von den andern aber in solchen der Lobeserhebung zu reden, so z. B. A: „Wie befindet sich mein erlauchter Freund, der erhabene und ruhmvolle Čang?“ B: „Mein erbärmlicher Leichnam befindet sich so gut, als den Umständen nach erwartet werden kann“. \*) — Aus Achtung für die angesprochene Person, oder aus Ehrfurcht vor ihr, und aus Demütigung pflegt der Perser ihre Handlungen mit *fermâden* „befehlen“, „geruhen“ zu bezeichnen, so z. B. *ânê fermâdîd* „was Ihr gesagt habet“, eigentlich „was Ihr befohlen habet“. Der Türke bedient sich zu demselben Bedarf des Verbums *bujurmak*, z. B. *filân ujujor, bachšîš versengizde, bujuring* „N. N. schläft, hast du bachšîš gebracht, geruhe einzutreten“, wörtlich „befehle einzutreten“. Auch im Ungarischen, namentlich in Siebenbürgen, hört man oft die höllische Aufforderung *parancsoljon* „befehlen Sie“, z. B. *parancsoljon leülni* „Belieben Sie Platz zu nemen“, wörtlich „Befehlen Sie sich zu setzen“. Diesen Ausdruck haben die Ungarn gewiss von den Türken entlehnt, und er ist bei den Siebenbürgern in Gebrauch, deren Ahnen bekanntermassen viel mit den Türken verkehrten. Das Wort *parancsolni* ist slavischen Ursprung, vgl. asl. *poračiti*, rum. *poruncesk*. Das Wort *tessék* „belieben“ war in früheren Zeiten in Siebenbürgen ungebräuchlich, aber seit einigen Jahrzehnten ist es ziemlich allgemein geworden.

Die Artigkeit passt gut zur Ehrfurcht und zur Demut.

Der Perser, wenn er jemanden zum hinaufsteigen, hinabgehen, oder ausgehen auffordert, bedient sich aus Höflichkeit der Ausdrücke: „die Ehre hinauf-, hinab-, oder hinauszuführen,“ z. B. *bâlâ tešrif biberîd* „bitte heraufkommen zu wollen“, wörtlich „bringet Eure Ehre herauf“, — *pajin tešrif biberîd* „bitte, herabzukommen“, wörtlich „bringet Eure Ehre herab“, — *bîrân tešrif biberîd* „bitte, herauszukommen“ usw. Der oben angeführte Satz: *sâh ez šehr bîrân tešrif mîbürdend* lautet wörtlich „der Regent hat seine Ehrfurcht aus der Stadt (Teheran) heraus getragen“. *Tešrifât* heisst das Ehrenkleid, oder ein vom König gegebenes Ehrengeschenk, arabisch *hhil'atûn*. Im Italienischen heisst *cortesia* „Artigkeit“ auch Freigebigkeit.

Mit der Artigkeit ist die Zucht und Ehrbarkeit innig verbunden. Das Wesen der ethischen Gefühle ist sich auf einer gleichen Stufe der Gesittung gleich; nur die Tiefe, Kraft, Erhabenheit dieser Gefühle, und die Formen ihrer Äusserungen zeigen eine Verschiedenheit

\*) S. Frick's Rundschau, 1890. S. 435.

bei den auf derselben Stufe der Entwicklung stehenden Völkern. So sind auch die Äusserungen der Zucht und Ehrbarkeit zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern ungleich. Die Stellung der Frau im Orient ist bekanntermassen eine ganz andere, wie im Occident, und in dem Altertum wurden die Frauen ganz anders behandelt, als seit der Zeit, wo sich das Christentum der Herzen bemächtigte. Die mystisch indirekte Erwähnung der orientalischen Frau passt gut zu ihrer verschleierte Tracht und zu der Verslossenheit des Harem, wo auch die Kinder erzogen wurden. Die Muhamedaner pflegen überhaupt nicht über das Wohlgehen ihrer Frauen nachzufragen, wenn sie es aber thun, so stellen sie ihre Frage indirekt z. B. arabisch: *kêf kânet degâset bêtkâ* oder *kêf kân sîrr bêtkâ* „wie befindet sich die Henne deines Hauses?“ oder „wie befindet sich das Geheimnis deines Hauses?“ Der Araber sagt anstatt *nikâh* „Ehe“ auch *sîrr* „Geheimnis“.

Das Grab wird im Griechischen euphemistisch auch εἰρήνη genannt, und die Furien (Erinnyen) wurden auch mit dem Wort *Ἐριερίδες*, *Ἐρι*, (*Ἐρι*) bezeichnet, welches die wohlwollenden, gütigen (Göttinnen) bedeutet. — *Ἐριερίδα* heisst die gute Vorbedeutung, von ἄρνις „Vogel“.

*Vade bonis avibus.*

*Graf Géza Kuun.*

## Bücherbesprechungen.

### I.

1) *H. Gaidoz et Paul Sébillot. Blason populaire de la France. Paris, Leopold Cerf. XV. 382, (La France merveilleuse et légendaire par H. G. et P. S.) — 2.) Blason populaire de la Haute-Bretagne (Côtes-du-Nord) par Paul Sébillot. Paris 1887.*

Ein guter Ruf dringt weit, ein schlimmer noch weiter, sagt das deutsche Sprichwort. Vorliegende zwei Arbeiten sind so eigentlich nur Verbuchungen alles Guten und Bösen, was die französischen Provinzler einander und den Nachbarvölkern *nachgetratscht* haben, und noch nachtratschen. Nicht jede aus dem Volke herrührende Bemerkung ist gut oder richtig, aber die meisten sind witzig und heben die grotesk komischen Seiten, die Schwächen und zweifelhaften Vorzüge des Nachbarn hervor. Es unterläuft auch manch bissiges, vergrämes, neiderfülltes Wort mit unter, wie es ja beim Tratsch anders nicht sein kann, der nie nach Gründen und nie nach der Wahrheit forscht, sondern nur aus flüchtigen Eindrücken sein Urteil braut. „C'est une sorte de caricature en paroles“ definieren zutreffend die Herausgeber, die ihren Ursprung häufig einem Wortspiel, einer lustigen Begebenheit oder einem geschichtlichen Ereignis verdankt.

Die Herausgeber erinnern daran, dass bei allen Völkern zu allen Zeiten gewisse Volksstämme, Städte und Dörfer mit ihrer ange-

lichen Einfalt und Ungeschicklichkeit zur allgemeinen Erlustigung unfreiwillige Schärfelein beitragen mussten. So z. B. Sie Boiotier, die Aberiten, die Schildbürger, die Požegaer in Slavonien, bei uns die biedereren Stix-Neusiedler und die Jung-Bunzlauer, ja wer könnte sie alle im Nu aufzählen, selbst nur die in unserer Heimat? Was für derbe Witzworte setzt der Deutsche nicht auf Rechnung des deutsch radebrechenden Magyaren, und wie derb geißelt der Wiener Witz den harmlosen Chrowoten? *Gaidoz* und *Sébillot* beleuchten die Eigenartigkeiten der französ. Nachredesucht in einer Weise, die allgemeine Gültigkeit auch für andere Völker besitzt. Doch nein, wie beschleicht uns Scham, wie ergreift uns Neid, dass nicht auch wir so sprechen dürfen, wie die zwei Franzosen: „Notre pays, heurement, ne connaît plus ces accès de frénésie populaire au simple nom de juif, comme nous en voyons éclater souvent encore dans l'Europe Orientale, ou du moins il ne les connaît que pour des causes politiques ou sociales, ce qui est incontestablement un progrès.“

Viele, sehr viele von den hier angeführten bösen Nachreden finden bei anderen Völkern ihre Seitenstücke. Ich will einige Beispiele herausgreifen. S. 299: „Trois Juifs font un Bâlois, trois Bâlois font un Genevois.“ Der Südslave sagt ähnlich: Fünf Juden gehen auf einen Serben, fünf Serben auf einen Cincar (Rumaenen) oder einen Griechen, des Armeniers wegen würde aber die Sonne nicht aufgehen“. Der Serbe sagt: „Bugari su stare varalice“ (Die Bulgaren sind atersher Betrüger.) Der Bulgare spricht sich in gleicher Weise über den Serben aus. Der Katholike sagt vom Altgläubigen: „Nit u tikri suda nit u vlaha druga“ (Eine Kürbisflasche ist kein Fass, und ein Altgläubiger kein Freund); auch etwas spöttisch derb: „Došo šokac prdno u lonac, došo vlah, pojo grah.“

Ich könnte ohne viel Mühe ein halbes Tausend solcher dicta insipida der Südslaven zusammenstellen. Am Schlimmsten kommen bei den Franzosen die Deutschen weg. Schon ihre Redeweise missfällt. sich selber lobt aber der Franzose. S. 322.: „Die Italiener plärren, die Deutschen kreischen, die Franzosen singen.“ Die Deutschen heissen „*li plus ireux*“ oder „*couléroux*“ oder „*querelleurs*“ oder „*autourious*“ (hautain). sie sind „*Dampfnudelfresser*“ aber auch die besten Tänzer. Nicht übel ist der Elsässische Gassenhauer: „Wenn jede Festung in Frankreich umher — Eine Pflutte oder ein Pfannkuche wär, — So hätten's die Deutschen schon längst gewonnen, — Hätten sie alle mit Sturm eingenommen.“ Ganz wie unter den Magyaren, hat der Schwabe im Elsass seine Epitheta: elender, dummer, pffiffiger, hergeloffener Schwab. Der Jude hat dagegen keinen schlimmen Ruf, er gilt als gottesfürchtig: Creire coumo un Jousiou à la santo Biblo (Languedoc), als ehrlich: c'est un bon Israëlite, als reich: riche coum' un Jusife, als verständig: prudent coumo un Jousiou, aber auch als geizig: avare comme un rabbin und als furchtsam: es esfraiat coumo un Jousiou. Der slavische Mahomedaner in Herceg-Bosna drückt sich genauer aus, wenn er einen plötzlichen, furchtbar ergreifenden Schrecken be-

zeichnen will: *spopala ga čifucka groznica* — Es hat ihn ein jüdisches Fieber ergriffen. — Wie ruft doch ein einziger Vergleich, wie mit einem Zauberschlag eine Zeit finsterner Religionsverfolgungen ins Gedächtnis zurück. Der Franzose und der Bosnier haben im Volke längst die uralte Bedeutung dieser Phrase vergessen; „les noms et les sobriquets qui expriment ces haines de race, de religion ou de provinces ont survécu aux sentiments qui les inspiraient, et ceux-mêmes qu'ils devraient irriter ont le bon sens de ne plus se sentir atteints,“ bemerken sachgemäss die Herausgeber, denen man für die grosse Mühe und kritische Sorgfalt beim Sammeln und Sichten der 1200 Tratschworte nicht genug Dank wissen kann.

Wien.

Dr. F. S. Krauss.

## II.

### Altweiber-Medicin bei den Rumänen.

Wie aus ihren Annalen und Memoiren ersichtlich, hat die rumänische Akademie in Bukarest seit ihrem Bestande beinahe auf allen Gebieten der Wissenschaft namhafte Fortschritte gemacht und sich bemüht, sich auf den Standpunkt der heutigen Wissenschaft zu erheben.

Was aber bei dieser Akademie die Aufmerksamkeit der forschenden Welt besonders verdient, ist der tiefe prüfende Blick, den sie in das nationale Leben des rumänischen Volkes getan hat. Alles, was das Volk seit vielen Jahrhunderten geistig produciert und bewahrt hat, was bei ihm in seinem Alltagsleben bei jeder Gelegenheit als altertümlicher Brauch geübt wird, wird als nationaler Schatz aus dem Munde des Volkes gesammelt, und entweder in den Annalen der Akademie publiciert, oder praemiirt, oder dem Sammler auf eine andere Art Hilfe geleistet.

Ich will bei einer andern Gelegenheit registrieren, was die rumänische Akademie in dieser Hinsicht geleistet hat, und beschränke mich jetzt auf ein Materiale des täglichen Lebens des rumänischen Volkes, das von vielen als leerer Aberglaube, als unnützes Zeug betrachtet worden ist, nämlich die Altweiber-Medicin.

Die Forschung hat auf diesem Gebiete ihre Arbeit noch nicht beendet, obwol Material auch bis jetzt in ziemlich grosser Masse gesammelt und publiciert worden ist.

Ein Auszug aus den Annalen der Akademie. Serie II. Band XII. vom Jahre 1890 unter dem Titel „*Medicina Babelor*“ (die Medicin der alten Weiber) gesammelt zumeist in der Gegend der Stadt Roman in Rumänien von Dimitrie P. Lujascu, hat zwei Teile. Im I-ten sind 54 „*Descanteci*“ carmina contra incantationem, Gegenzauberlieder, um den Bezauberten d. i. den Kranken gesund zu machen, und jedem Liede ist auch das Recept, d. h. die Arznei und die Verfahrungsweise beigegeben. Im II-ten Teile sind 109 Arzneien und Verfahrungsregeln enthalten, aber ohne Zauber- oder Gegenzauberlieder. Man könnte



fragen, warum bei den 109 Arzneien und Gebrauchsanweisungen keine Zauber- oder Gegenzauberlieder gegeben sind?

Die 109 Arzneien und Verfahrungsregeln sind von solchen Hausfrauen gesammelt, die dieselben als Hausmittel kennen und nur für ihre Familien als Heilmittel verwenden, und dieselben gewöhnlich von ihren Müttern u. Grossmüttern gelernt haben. Im allgemeinen kümmern sie sich wenig um Zaubereien; wenn aber die versuchten Heilmittel nicht helfen, dann wenden sie sich an die Hilfe der Zauberinnen.

Die 54 Stück Gegenzauberlieder rühren gewöhnlich von solchen alten Weibern her, die sozusagen als Dorfmediciner fungieren, und in die Häuser zu den Kranken gerufen werden. Und es wäre nicht genug und zu einfach, nur die Arzneien zu machen und anzuwenden, oder sie nur zu verschreiben; man muss auch auf den Gemütszustand und den Geist des Kranken wirken. Zu diesem Behufe dienen die Gegenzauberlieder, und der Inhalt und das Recitieren derselben ist gerade das heilige oder schauerliche Geheimnis, das eine grosse Wirkung auf den Kranken ausübt.

Und diese alten Weiber haben viele nationale Traditionen bewahrt.

Gegenzauberlieder, die keine Bruchstücke sind, haben gewöhnlich drei Teile. Im ersten wird gewöhnlich metaphorisch erzählt, auf welche Art das Böse, das Übel gekommen, oder von welchen (mythologischen) Wesen oder Zauberinnen es über den Kranken geschickt worden ist, wie der Kranke an Kräften siecht, wie er leidet und wehklagt.

Im zweiten Teile sieht und hört gewöhnlich (Nro 2. 3. 6. 7. 13. 14. 16. 26. 33. 37. 46. 47.) die Mutter-Gottes aus dem Tore des Himmels den Kranken und fragt ihn, was ihm weh tut. Der Kranke erzählt dann durch den Mund des Weibes beinahe dasselbe, was im Anfange des Gegenzauberliedes ist, die Mutter des Herrn schickt dann den Kranken zum alten Weibe, oder verschreibt selbst die Heilmittel und etwas, was noch zu machen ist.

Im dritten Teile werden die über den Kranken geschickten oder geworfenen Zaubereien verjagt, das Böse, das Übel in das schwarze Meer geworfen, oder manchmal (Nro 6. 27, 37. 53.) nimmt die Mutter des Herrn den Kranken bei der Hand, führt ihn auf den Weg des Abraham, zu der Quelle des Jordan und hier wäscht sie ihn, und wirft alles Böse auf das Haupt desjenigen, der das Übel verursacht hat; zuletzt die Bitte, dass der Kranke gesund, rein und makellos bleibe, so wie Gott ihn geschaffen und in die Welt geschickt hat.

Von diesen Liedern haben wenige einen poetischen Wert, vieles wiederholt sich in denselben; doch haben sie grosse Wichtigkeit für die rumänische Sprache, und weil einige auch mit Volksgebräuchen in Zusammenhang stehen, auch für diese. Auch für den Arzt, den Chemiker, den Botaniker und den Mythologen sind diese Lieder, Arzneien und Verfahrungsregeln eine wahre Fundgrube der Forschung. Vom Standpunkt der Volkssprache will ich noch einige Bemerkungen zu dieser Sammlung machen.

Im Liede Nr. 1. ist das Wort „*tescule-le*“ lat. *testicula*, fr. tes-

ticule, die in der alltäglichen Sprache einen anderen Namen haben. In Nro 13. ist die lateinische Form „*striga*“, während in der Volkssprache *strigoia* (die Hexe) ist. In Nr. 16. *sqaul*, die Grube der Ohren, wo *qau* aus den lateinischen *cav-us cav-erna* entstanden ist, und sehr selten gehört wird. In Nr. 24. *primarie* lat. *primoria*, hier in dem Ausdrucke „die ersten Geschwisterkinder.“ In Nr. 43. *lautóre*, die Waschende, lat. *lavor*, während in der Volkssprache gewöhnlich *spelare*, waschen im Gebrauche ist. In Nr. 52. *amente-le* die Liebhaberinnen, lat. *amantes*, was bis jetzt in der Volkssprache nicht gehört worden ist.

In diesen Gegenzauberliedern, Arzneien und Verfahrensregeln gibt es noch eine Menge von Wörtern, die in den rumänischen Wörterbüchern nicht auffindbar, und deren Sinn und Ethymologie noch nicht bestimmt ist. Diese Wörter aus den vergessenen Jahrhunderten als veraltet u. aus dem täglichen Gebrauche verschwunden, bereichern nun das Material der Sprache \*)

Auch betreffs der grammatikalischen Formen sind die Lieder bedeutsam. Einige Diminutivsuffixe sind bemerkenswert. In Nr. 20 *sioparlaitia* (*sioparla* Eidechse) gewöhnlich *sioparlitia*, wie in Nr. 23. *merlositia* (von *merlusia*, Amselchen), *brandusitia* (eine Blume); und in Nr. 36. *sierpurel* (*sierpe* Schlange) gewöhnlich *sierpuletia*. Auch betreff der Declination, der Conjugation und der Laut-Verwechslung wäre noch sehr vieles zu bemerken, doch ich glaube, das gesagte genügt, um von der Bedeutung dieser Lieder für den rumänischen Folklore und die Linguistik einen Begriff zu geben

Budapest. Januar 1891.

Dr. Athanasius E. Marienescu

## Magyarische Volksballaden. 1)

### I.

Anna.

„Készűj mán, készűj mán  
Anna, té szép léjány!  
Nekünk adott apád  
Az anyád mehibe!“

Anna!

Spute dich, spute dich,  
Anna, schönes Mädchen!  
Uns gab dich dein Vater  
Noch im Mutterleibe!

\*) Auf Grund mannigfacher einschlägiger Erfahrungen glauben wir einen Teil dieser Bereicherung auf die Rechnung der Erfindungsgabe und Intention der Sammler schreiben zu dürfen. Die Redaction.

1) Aufgezeichnet von Ludwig Kálmány. Übersetzt von A. H. — Diese Ballade weist manchen bedeutungsvollen Zug auf. Märchenmässig ist, dass die Hähne sprechen (vgl. die Parallelen in Kálmány, Szeged népe, II. 171.) Nach dem Volksglauben zeigen sich die Seelen der Abgeschiedenen oft in Tiergestalt. In den Märchen hat das rechte Kind kein Mitleid mit Tieren, und geht darum zugrunde. Bei Ipolyi, Nr. 18., gibt die rechte Tochter der Katze und dem Hahne nicht zu essen, und wird darum von ihnen nicht gerettet, als der Teufel um sie kommt. (Ähnlich: Mérenyi, Dunamelléki népmesék, II. 117. Eredeti népmesék. II. 169. Arany, Népmesék, 176. Kálmány, Szeged népe I. 137. Grün, Die drei Männlein im Walde; Karadschitsch, Volksmärchen der Serben 199. Waldau, Böhmisches Märchenbuch, 519 — Das bedeutsamste Moment: Der Vater verkauft das, was er ohne Wissen zuhause hat; es ist die Leibesfrucht seiner Frau. Der Käufer ist wol der Teufel; denn Anna will

„Készülök, készülök  
Édös Pánykerőjim!  
Égy' kicsit várjatok,  
Mozsdó vizem nincs kész!“

Kiszalad, kiszalad  
Kakasülő alá:  
„Kakasim, kakasim,  
Fekete kakasim!“

Édös kakaskájim  
Kukurékujjatok.  
Mer' elvisznek engöm  
Isten tuggyga, huva!“

A fehér feleli:  
„Szójon a fekete!“  
Fekete feleli:  
„Van még idő r'ája!“

„Készü'j mán, készü'j mán  
Anna, té szép léjány!  
Nekünk adott apád  
Az anyád méhibe!“

„Várjatok, várjatok,  
Édös Pánykerőjim!  
Hogy vögyem magamra  
A piros szoknyámat!“

Szoknyájim, szoknyájim,  
Szép, piros szoknyájim!  
Szögrü' léhujjatok,  
Gyászba borujjatok!“

Akkor is kiszalad  
Kakasülő alá:  
„Kakasim, kakasim,  
Fekete kakasim!“

„Spute mich, spute mich,  
Meine lieben Freier!  
Wartet nur ein wenig,  
Wasser fehlt zum Waschen!“

Läuft hinaus, läuft hinaus,  
Hin zur Hühnersteige:  
„Hähne mein, Hähne mein,  
Meine schwarzen Hähne!“

Meine lieben Hähnchen,  
Fangt doch an zu krähen,  
Fort will man mich führen,  
Gott nur weiss es, wohin!“

Antwort gibt der weisse:  
„Mag der schwarze sprechen!“  
Antwort gibt der schwarze:  
„'s hat noch gute Weile!“

„Spute dich, spute dich,  
Anna, schönes Mädchen!  
Uns gab dich dein Vater  
Noch im Mutterleibe.“

„Wartet doch, wartet doch,  
Meine lieben Freier,  
Möchte mir noch anzieh'n  
Meinen Rock, den roten.“

Röcke mein, Röcke mein,  
Schöne roten Röcke!  
Fallt herab vom Nagel,  
Wendet euch in Trauer!“

Wieder läuft hinaus sie,  
Hin zur Hühnersteige:  
„Hähne mein, Hähne mein,  
Meine schwarzen Hähne?“

ihre Freier mit dem Hahnenschrei vertreiben, und diese müssen vor dem Stunden-schlag zurück, wie die bösen Geister um ein Uhr nach Mitternacht. Auch in andern Überlieferungen verkauft dem Teufel der Mann, was er ohne Wissen zuhause hat, gewöhnlich sein Kind, (vgl. Erdélyi, III. 329. Gyulai II. 214. III. 234. Kriza, 477. Ipolyi's, Sammlung, Märchen Nr. 43. 128.) In andern magy. Märchen tritt ein Greis, ein Ungeheuer, udgl. an die Stelle des Teufels. — Auch bei andern Völkern häufig, (Schreck, Finnische Märchen 116; Poestion, Lappländische Märchen, 247; Grimm, Das Mädchen ohne Hände; Schott, Walachische Märchen, Waldau, Böhmisches Märchen-buch, 24. u. s. w.)

Édös kakaskájim  
Kukurékujjatok.  
Mer' elvisznek engöm  
Isten tutygya, huva!'

Meine lieben Hähnchen,  
Fangt doch az zu krähen,  
Fort will man mich führen,  
Gott nur weiss es, wohin."

A fehér feleli:  
„Szöjón a fekete!'  
Fekete feleli:  
„Van még idő r'ája!'

Antwort gibt der weisse:  
„Mag der schwarze sprechen!'  
Antwort gibt der schwarze:  
„s hat noch gute Weile!'

„Sijes' mán, sijes' mán,  
Mingyá' üt az óra!  
Nekünk adott apád  
Az anyád méhibe!'

„Spüte dich, spüte dich,  
Denn gleich schlägt die Stunde!  
Uns gab dich dein Vater  
Noch im Mutterleibe!'

„Várjatok, várjatok,  
Édös l'ánykérőjím!  
Hogy búcsúzzak el még  
A virágajjmtul:

„Wartet doch, wartet doch,  
Meine lieben Freier!  
Möchte Abschied nehmen  
Noch von meinen Blumen:

Virágim, virágim,  
Szép, piros virágim!  
Kórévá vájjatok,  
Gyászba borujjatok!'

Blumen mein, Blumen mein,  
Schöne rote Blumen!  
Werdet dürre Stauden,  
Wandelt euch in Trauer!'

Akkor is kiszalad  
Kakasülő alá:  
„Kakasim, kakasim!  
Szép fehér kakasim!

Wieder läuft hinaus sie,  
Hin zur Hühnersteige:  
„Hähne mein, Hähne mein,  
Schöne weisse Hähne!

Szép, fehér kakasim  
Kukurékujjatok!  
Mer' elvisznek engöm  
Isten tutygya, huva!'

Schöne weisse Hähne,  
Fangt doch an zu krähen!  
Fort will man mich führen,  
Gott nur weiss es, wohin!'

„Nem kukurékulunk,  
Mer' nem attá' önni!  
A többinek attá'.  
Minket özavartá!'

„Werden dir nicht krähen,  
Gabst uns nicht zu essen!  
Andern hast gegeben,  
Uns hast du verscheuchet!'

(A fehér kakasok árva gyer'ökök vótak.) (Die weissen Hähne waren Waisenkind.)  
(Szóreg.)

## II.

Szödörvári Kata.

Kätchen Szödörvári.

„L'ányom, édes l'ányom,  
Szödörvári Katám!

„Tochter, liebe Tochter,  
Kätchen Szödörvári!

Va'jon mi dolog az:  
Kerek ajjú szoknyád  
Elül rövidödik,  
Hátul hoszsza'bodik?\*

„Anyám, édös anyám,  
Kedves szülő dajkám:  
Szabó nem jó szabta,  
Va'ró nem jó va'rtá!“  
„Szabó azt jó szabta,  
Va'ró azt jó va'rtá!“

„Mi türés, tagadás.  
Mán ki köl' vallanom:  
Kis kertömbe' jártam  
Gyöngyvári Jánossal,  
Kedves galambommel,  
Szerelömbe estem.“

„Hóhérok, hóhérok,  
Fogjátok, vigyétök  
A siralomházba  
Szödörvári Katát!“

„Madarim, madarim,  
Hirhordó madarim,  
Vigyétök levelem  
Gyöngyvári Jánosnak!“

„Kocsisom, kocsisom,  
Le'kiseb' kocsisom:  
Fog' be csak, fog' be csak  
A legjob' hat lovam!  
Hagy mögyök Katáhon,  
Kedves galambomhon.“

Mikö oda értek  
A sok sokaság köszt,  
Akkö vesztötték el  
Szödörvári Katát;

Sag. was soll das heissen:  
Rund war ja dein Röcklein,  
Ist zu kurz nun vorne,  
Ist zu lang nun hinten!“

„Mutter, liebe Mutter,  
Die mich hat geboren:  
Schneider schnitt es schlecht zu,  
Näh'rin nähte's nicht gut!“  
„Schneider schnitt es gut zu,  
Näh'rin nähte's sauber!“

„Wozu lügen, leugnen?  
Muss es wol gestehen:  
Gieng im kleinen Garten  
Mit Johann Gyöngyvári,  
Und mit meinem Liebsten  
Dort der Lieb' verfiel ich.“

„Henker, hört ihr Henker!  
Fasset, fangt und führet  
In die Seufzerkammer \*)  
Kätchen Szödörvári!“

„Vögel, meine Vögel,  
Ihr beschwingte Boten,  
Traget meinen Brief hin  
Zu Johann Gyöngyvári!“

„Kutscher, du mein Kutscher,  
Du mein kleinster Kutscher,  
Schirr' nur an und spann ein  
Sechs der besten Pferde,  
Dass ich eil' zum Kätchen,  
Meinem lieben Täubchen!“

Eben als sie hin zur  
Grossen Menge kamen,  
Wurde hingerichtet  
Kätchen Szödörvári;

\*) S. Ethnol. Mitt. I. Spalte 349. Anmerkung. — Aus Ludwig Kálmány's ungedruckten Sammlungen übersetzt und mitgeteilt von A. H. — Varianten sehr zahlreich; grösstenteils verzeichnet in Kálmány L. Szeged népe, II. Bd. S. 172; ausserdem bei Arany Gyulai, III. 419. und in Abafi's Sammlung. Vielleicht auf Metempsychosis bezüglich ist das Hervorgehen der Taube u. des Hahnes (vgl. die vorige Ballade) aus dem Grabe. Dass dem Grabe der Liebenden Pflanzen entwachsen, und sich dann in einander schlingen, ist auch der magyarischen Poesie geläufig. (Vgl. Mélusine, 1890. Les deux arbres entrelacés.)

Gyöngyvári János mög  
Kivégezte magát

„Véröm a vérö'del  
Egy' patakot mosson,  
Testöm a testö'del  
Egy' sirba nyugogyyon,  
Lelköm a lelkö'del  
Egy' Istent imágyyon!“

Az égygyikön támatt  
Fehér galambocska,  
A legényön támatt  
Fehér kakasocska.

Fehér galambocska  
Csak asz' turbékolja:  
„Átkozott', átkozott'  
Az az édös anya,  
A ki az ü l'anyát  
Ha kéri, nem agygya!“

Fehér kakasocska  
Aszt kukurékulja:  
„Átkozott az apa,  
Átkozott az anya,  
A ki az ü kedvessinek  
Esz nem tudósityta!“

(Ha tudatták vóna vele, mög lött  
vóna a mönynyegző.)

(Ó-Szent-Iván.)

Und Johann Gyöngyvári  
Hat sich stracks entleibet

„Mög' mein Blut und deins im  
Selben Bache rinnen,  
Unser beider Leib im  
Selben Grabe ruhen.  
Meine Seel' und deine  
Einen Gott anbeten!“

Aus dem einem Grab stieg  
Eine weisse Taube,  
Aus dem Grab des Jünglings  
Flog ein weisses Hähnchen.

Und das weisse Täubchen  
Girrt ununterbrochen:  
„Sei verflucht, verflucht sei  
Jede rechte Mutter,  
Welche ihre Tochter,  
Freit man sie, nicht hingibt!“

Und das weisse Hähnchen  
Kräht ununterbrochen:  
„Sei verflucht der Vater,  
Sei verflucht die Mutter,  
Welche dem Geliebten  
Dies nicht tun zu wissen!“

(Wenn man es ihm zu wissen getan  
hätte, hätt' er Hochzeit gemacht)

### III.

#### Révészök nótája.

(Vót egy' kirájné, úgy hitták hogy Márija  
Térézija, az ellenség elül szabadult, oszt'  
át akart mönni a Dunán, hitta a révé-  
szöket:)

Révészök, révészök,  
Jó szívü révészök,

#### Fergenlied. \*)

(Es war eine Königin, die hiess Maria  
Theresia, sie flüchtete sich vor dem Feinde,  
wollte über die Donau setzen, und rief die  
Fährleute:)

Fährleut', oh ihr Fergen,  
Herzengute Fergen,

\*) Aus *Ludwig Kálmány's* ungedruckten Sammlungen übersetzt und mitgeteilt von A. H. — Ähnliches bei Erdélyi, *Népdalok és mondák* I. 406—410, als Kinderspiel. (Auch in magyarischen Kinderspielen finden sich viele Balladenfragmente.) Bei Erdélyi I. 408. sind einige Zeilen mit Bruchstücken des Jahrhunderts alten Liedes von Lengyel László vermischt (vgl. *Kölcsey Fer. Munkái*, 1866. III. 28.) Kálmány

Vigyetök át a Dunán,  
A Dunán!  
Van én nagy zsák aranyom,  
Aszt is néktök ajállom!

„Nem löhet csillagom.  
Nem löhet galambom,  
Nem viszlek angyalom,  
Angyalom!  
Mer' nagy zaj mén a Dunán,  
Kicsike az én csajkám:  
Kicsi a csajkám széle,  
Nagy a víz ereje!“

(Viszszanézőtt, az ellenségöt hogy  
látta, asz' gondolta, hogy sürfi erdő:)

Istenöm, Istenöm.  
Abba' az erdőbe'  
De szépen turbékolnak  
Azok az vad galambok!

(Mögén' visszszanézőtt, akkor ijett  
mög, hogy nem erdő az, hanem  
ellenségek:)

Révészök, révészök.  
Szent nevü révészök,  
Vigyetök át a Dunán.  
A Dunán!

Van kökény szömü l'ányom,  
Aszt is néktök ajállom;  
Van én nagy zsák aranyom,  
Asztat is néktök adom!  
Vigyetök át a Dunán.  
A Dunán!

„A l'ányod szeretnének,  
Az aran't kedvelnének;  
Nem löhet galambom,  
Galambom!

Setzt mich übern Donaustrom,  
Donaustrom!  
Einen Sack hab' ich voll Gold,  
Das sei euer Fergensold!

„Oh mein Stern, es kann nicht sein,  
Kann nicht sein, du Täubchen fein,  
Führ' dich nicht, du Engel mein,  
Engel mein!  
Mächtig ist des Eises Gang  
Und mein Kahn ist klein und schwank,  
Meines Kahnes Bord ist schmal,  
Heftig ist der Wasserschwall!“

(Sie blickt zurück, als sie den Feind sah,  
glaubte sie, es wär' ein dichter Wald:)

Gott, du lieber Herrgott,  
Dort in jenem Walde  
Ach wie lieblich girren  
Dort die Turteltauben!

(Blickt wieder zurück, und erschrickt,  
dass es kein Wald ist, sondern die  
Feinde:)

Fährleut'. oh ihr Fergen.  
Mit der Heiligen Namen,  
Setzt mich übern Donaustrom,  
Donaustrom!

Mein blauäugig Töchterlein  
Soll auch euer eigen sein;  
Meinen grossen Sack voll Gold  
Geb' ich euch als Fergensold!  
Setzt mich übern Donaustrom,  
Donaustrom!

„Hätten deine Tochter  
Lieb und gern dein Gold auch;  
's kann nicht sein, Täubchen fein,  
Täubchen fein!

bemerkte, dass es bald ein König, bald eine Königin ist, die über die Donau oder Theiss setzen will. In Prosaerzählungen fehlt der Selbstanbot der Königin. Zumeist wird Maria Theresia genannt, die in der Temesgegend auch sonst noch häufig erwähnt wird. Die ältern Sänger und Erzähler geben an, in ihrer Kindheit eine viel längere Fassung dieses Liedes gekannt zu haben. Ähnliches in der slovakischen Volks poesie (vgl. Szeherényi, Tót népdalok, S. 194. u. 260)

Mer' nagy zaj mén a Dunán.  
Kicsike az én csajkám:  
Kicsi a csajkám széle,  
Nagy a víz ereje!“

(Mikor mögén' viszszanézőtt, mán  
az ellenség fegyvereit is látta:)

Révészöm, révészöm.  
Csillagom, kedvesöm.  
Vigyél á'tal a Dunán.  
A Dunán!

Van kökény szömü Pányom,  
Aszt is néköd ajállom;  
Van én nagy zsák aranyom,  
Asztat is néköd adom;  
Magamat is oda'adom,  
Magamat is oda'adom:  
Vigyél á'tal a Dunán.  
A Dunán!

„Átviszlek, átviszlek  
Csillagom, mönyöcském.  
Galambom, kedvesöm,  
Kedvesöm.  
Mer' nem mén zaj a Dunán.  
Mer' nem mén zaj a Dunán,  
A Dunán!“

Mächtig ist des Eises Gang.  
Und mein Kahn ist klein und schwank,  
Meines Kahnes Bord ist schmal,  
Heftig ist der Wasserschwall!“

(Als sie wieder zurückblickte, sah sie  
schon die Waffen der Feinde:)

Fährmann, du mein Ferge,  
Du mein Stern, mein Liebster,  
Setz' mich über'n Donaustrom,  
Donaustrom!

Mein blauäugig Töchterlein.  
Das soll auch dein eigen sein,  
Meinen grossen Sack voll Gold  
Geb' ich dir als Fergensold,  
Geb' mich dir auch selber hin,  
Geb' mich dir auch selber hin,  
Setz' mich übern Donaustrom.  
Donaustrom!

„Will dich übersetzen'  
Du mein Stern, mein Weibchen,  
Liebchen du, mein Täubchen.  
Täubchen mein.  
Frei vom Eis der Donaustrom,  
Frei vom Eis der Donaustrom,  
Donaustrom!“

(Szöreg.)

## Deutsche Volksballaden aus Ungarn. \*)

### I.

#### Südungarn.

„Du sagst, du willst mich nehmen,  
Sobald der Sommer kommt.  
Der Sommer ist gekommen,  
Du hast mich nicht genommen, —  
Die wahre Lieb' ist aus!“

\*) (Aus den Sammlungen der Frau Maja Wigand, Pancsova.)

Vgl. *Simrock*, Nr. 22. 23. *Uhland* Nr. 216. *Wunderhorn*, (Reclam) S. 50. u. sonst.



„Was soll ich dich denn nehmen,  
Wenn ich dich ja nicht mag!  
Du bist mir viel zu arm,  
Du bist mir viel zu arm,  
Du bist mir viel zu schlecht!“

„Ei, bin ich dir zu arm,  
Ei, bin ich dir zu schlecht, —  
In's Kloster will ich gehen,  
Will werden eine Nonn'.“

„Willst du in's Kloster gehen,  
Willst werden eine Nonn';  
Die Welt will ich durchreisen,  
Bis ich an's Kloster komm'!“ —

Und als ich an das Kloster komm',  
Da klopf' ich an die Tür:  
„Die allerjüngste Nonn'  
Soll treten daherfür!“

Die Nonne kam getreten  
Mit ihrem blauen Kleid;  
Ihr Haar war abgeschnitten,  
Zur Nonn' war sie bereit.

Der Ritter dreht sich um und um  
Und weinte bitterlich:  
„In einer halben Stunde  
Ist mir mein Herz zersprungen  
Vor lauter Lieb' und Leid!“

„Ist dir dein Herz zersprungen  
Vor lauter Lieb' und Leid:  
Ein' Mess' lass' ich dir lesen,  
Weil du mein Schatz gewesen,  
Für deine Seligkeit!“

II.

Westungarn.

Es gieng ein Knab spazieren aus,  
Wol in dem grünen Wald  
Da begegnet ihm ein adeliges Mädchen,  
Von achtzehn Jahre alt,  
Sehr schön war ihr' Gestalt.

Er nahm's wohl bei der Mitte,  
 Wo sie am schwächsten war,  
 Er legt's vor seiner nieder  
 Auf's Laub und grüne Gras.  
 Mein Schatz, was nützt dir das?

Zu Augsburg in dem Wirtshaus,  
 Wo er's gut ass und trank.  
 Da kam das adelige Mädchen,  
 Und reicht ihm ihre Hand,  
 Liess ihn schliessen in Eisen und in Band.

Zu Augsburg in dem Turne,  
 Wo er gefangen lag,  
 Da kommt seine Frau Mutter  
 Und wünscht ihm ein schön gut'n Tag:  
 Mein Sohn was machst du da?

Was ich allhier tu' machen,  
 Das will ich Euch sagen bald.  
 Hab' geliebt ein adeliges Mädchen.  
 Hab's geliebt also sehr,  
 Hab's gebracht um ihre Ehr!

Ei! bist Du so ein reicher Kaufmannssohn,  
 Musst sterben ein solchen Tod,  
 Ach weh', was Schand und Spott!

Ist der Brief schon kommen an,  
 Dass ich nun sterben muss?  
 So schickt mir's nur kein Wagen,  
 Ich gehe viel lieber zu Fuss,  
 Weil ich weiss, dass ich sterben muss.

Ihr Lieben, meine Herrn zu Augsburg!  
 Um eins bitt ich Euch noch:  
 Schenkt mir's den kühlen Friedhof,  
 Dazu ein seidenes Kiss'n,  
 Worauf gut zu rasten ist.  
 Ach Sohne, liebster Sohne mein!  
 Das kann ja gar nicht sein.  
 Dein Haupt kommt auf den Galgen.  
 Dein Leib kommt auf das Rad,  
 So wie er's verschuldet hat.

(Aufgezeichnet in Vas-Surány, Eisenburger Comitat, vom Prof. E. Pratscher, der auf Anregung seines Lehrers, des Herausgebers dieser Zeitschrift, eine wertvolle Sammlung von Volkstraditionen seiner Heimat angelegt hat. Der fleissige und talentierte Sammler ist diesen Frühling leider verstorben.)

Vgl. Simrock, Nr. 52. (u. 53. III.) Wunderhorn II. 189. Hoffmann Schl. 63. Erk. III. 1. 60. Kretschmer II. 117. u. s. w.

Deutsche Besprechungsformeln aus Südungarn.

1. *Fürs Verrencken eines menschlichen Gliedes.*

Hast du deine Hand verrengt,  
Wie die Juden unsern Herrgott ham ghenzt.  
Hat ihm das Hengen nicht geschaden,  
So soll dir das Verengen nicht schaden,  
Hilft Gott, der Vater, Gott der Sohn  
Und Gott der heilige Geist.

2 *Für das Verrencken eines Fusztes.*

Hast du den Fuss verrengt dein.  
Oder versprengt die Flaxen dein,  
Nerven und Bein, Fleisch und Blut.  
Wie Jesus Christus am Kreuz hängen tut,  
Hilft Gott Vater, Sohn und heiliger Geist.

3. *Für Gebärmutter Schmerzen*

Gebärmutter, und Kolika,  
Ich hab dich, und dreh dich,  
Gib keine Ruh, bis die liebe Mutter Gottes,  
Ein Kind gebären tut,  
Das Jesus heissen tut.  
Hilft dir Gott Vater usw usw.

4. *Für die Schuss-Blattern am Auge.*

Schuss-Blatter ich druck dich.  
Die liebe Mutter Gottes duckt sich.  
Mit ihrem heiligsten Daumen wird  
Sich der Fleck aus dem Aug wegräumen.  
Hilft dir Gott Vater usw.

5 *Für Pferde, die die Maukrankheit haben.*

Fanny. — du sollst dein Bändl nicht länger tragen,  
Als wie der Esel die Jungfrau Maria von Bethlehem hat g'tragen.  
Hilft dir Gott Vater usw. usw.

6. *Ein Diebs-Segen. \*)*

Ein wirksames Gebet, einen Nachtdieb, Nachträuber, — es sei in was für einer Absicht immer, — so fest zu halten, dass er von der Stelle sich nicht bewegen und auch nicht fortgehen kann. Es lautet wörtlich und getreu der Schreibweise:

\*) Dieser *Diebs-Segen* wird im Volksmunde allgemein: „*Bannzettl*“ genannt, soll eine wunderbare Kraft besitzen und wird in vielen Familien als eine Reliquie bewahrt u. mancher Teufelsbeschwörer oder alte Brauchbasl Frauen, die im Besitze von Geheimmitteln sind) trägt diesen Zettl als unfehlbares Schutzmittel am blossen Busen oder in einem kleinen Säckelchen auf blossem Leib gehängt.

Im Namen der allerheiligsten Dreifaltigkeit, Gott den Vater Schöpfer aller Dinge; – Gott der Sohn. † Erlöser der Welt; Gott heiliger Geist †; du heiliger, du aller menschlichen Kreaturen sey und bleibe du allerzeit bey uns, Sorge, und behüte mir all dasjenige, was ich von deiner Vaterhand empfangen habe, dass es mir kein Dieb, Mörder, Räuber, oder sonst Niemand nicht entwenden kann. Bind, heiliger Petrus, bind durch das Band der Gottes Hand, bind durch das Band der Christen Hand, bind alle Dieb, Mörder u. Räuber, sie mögen seyn grosz oder klein, jung oder alt, auf meinem Guth, es sei gleich in meinem Haus, Küchen, Keller u. Stall, auch in meinem Garten, und Land, so sollen sie von Gott dem Vater gestellet seyn, von Gott dem Sohn gebunden und von Gott dem heil. Geist gehalten seyn, und 24 Stunden weder vorwärts noch rückwärts in Schuhen, noch in Strümpfen noch barfüssig können, es sey dann; er zähle mir zuvor alle Sterne am Himmel, alle Sandkörner im Meer, und alles Laub, und Gras auf der Erden wächst, oder bis ich ihn mit meinen Augen sehe, oder mit meiner Zunge los gebe, dazu helfe mir die allerheiligste Dreifaltigkeit, die Jungfrau Maria, und alle allen Heiligen im Himmel, Amen.

(Nun bete 3 Vater unser u. den Glauben.)

(Niederschrift des Originales am 8. Febr. 1863.)

Brestovatz, Torontaler Komitat.

*Anton Schwanfelder.*

### Magyarische Volkslieder.

1.

Mein Liebster zog ins ferne Land,  
Mir Ärmsten liess er sagen,  
Dass ich ihm folgen soll, doch kann  
Den Weg ich nicht erfragen.

Ach, wenn ich's könnte, gerne möcht'  
Mit einem gold'nen Pfluge  
Ich pflügen jenen weiten Weg,  
Den er durchheilt im Fluge.

Und kleine Perlen möcht' ich sä'n:  
Im nimmermüden Sehnen  
Wollt' ich durchheggen jenen Weg  
Mit meinen heissen Tränen!

*Karl Weiss-Schrattenthal.*

## 2.

Ich hätt' fürwahr als Rose  
 Ein gar zu traurig Los;  
 Von allen unbeachtet  
 Verwelkt' ich liebelos

Will keine *Rose* heissen,  
 Will auch kein *Veilchen* sein,  
 Müsst' kaum erblüht verdorren  
 Im heissen Sonnenschein.

Hätt' ich die Wahl, so tauscht' ich  
 Nur mit der Taube gern,  
 Mit Sehnsuchts-Eile flög' ich  
 Zum Liebsten, der so fern!

Doch lieber als Veilchen und Rose,  
 Viel lieber als Täubchen fein —  
 Klingt's mir im treuen Herzen,  
 Du nennst mich: *ewig dein*.

(Original bei: *Erdélyi. Népd. és M. I 43.*)

*L. Katona.*

## 3.

„Schwarzes Band an meinem Hut —  
 Flattert hin und her im Wind;  
 Dank dir! dass du mich bislang  
 Hast geliebt, du schönes Kind.

Tausend Dank dir! dass du oft  
 Mir das Leben hast versüsst,  
 Dass du mich, du Röslein rot,  
 Hast so oft und oft geküsst!

Siehst du jene Pappel dort,  
 Dürr und kahl, entblättert stehn?  
 Wenn sie wieder Knospen treibt,  
 Werden wir uns wiederseh'n“ . . .

Gott! es grünt die Pappel schon,  
 Hat schon längst manch' grünen Trieb,  
 Doch es kehrt noch immer nicht  
 Heim mein Schatz, mein süßes Lieb!

(Original bei: *Erdélyi, Népd. I. 81.*)

*H. v. Wlislöcki.*

## 4.

## Das verwaiste Turteltäubchen.

Traurig girrend Turteltäubchen.  
 Ach verlor sein liebes Weibchen.  
 Flog es da vom Neste fort  
 Fern an grünen Waldesort.  
 Doch nicht flog's auf grünen Ast,  
 Hielt auf dürrer Zweig nur Rast;  
 Hämmer an des Zweigleins Rinde,  
 Stöhnt, und stöhnt's in alle Winde:  
 „Weibchen, Weibchen, liebes Weibchen,  
 Werd' nie haben solch ein Weibchen,  
 Wie du warst, mein liebes Weibchen!“

Flog das Täubchen wieder fort  
 Fern an grünen Saatenort.  
 Doch nicht in die Saatenflur.  
 Auf ein dürres Hecklein nur;  
 Hämmer an des Heckleins Rinde.  
 Stöhnt, und stöhnt's in alle Winde:  
 „Weibchen, Weibchen, liebes Weibchen,  
 Werd' nie haben solch ein Weibchen,  
 Wie du warst, mein liebes Weibchen!“

Flog das Täubchen wieder fort  
 Fern an stillen, wüsten Ort.  
 Hin zu eines Baches Quelle;  
 Doch nicht trinkt's die Flut, die helle  
 Trübt sie, dass ihr Glanz erst schwinde,  
 Stöhnt, und stöhnt's in alle Winde:  
 „Weibchen, Weibchen, liebes Weibchen,  
 Werd' nie haben solch ein Weibchen,  
 Wie du warst, mein liebes Weibchen!“

*Adolf Handmann.*

## 5.

## Kisgörgényi Miklós Tochter.

„Meines Herzens Herre, süsser, frommer Herre!  
 Lasst mich heut von hinnen,  
 Hin zur teuren Tochter, unserer kleinern Tochter,  
 Kam mir zu die Kunde, dass sie krank, die arme.“

Legt sie an den Leib da lose Bettellappen;  
 Kam so auch zum Tore ihrer teuern Tochter:  
 Lehnte dort ihr Leibknecht lässig vor dem Tore.

Wandt' das Bettelweib an ihn sich mit den Worten:  
 „Sage deiner Frauen: soll es sie nicht reuen,  
 Send sie ein Glas Wasser, send' ein Bröcklein Brot mir.“  
 Brauste auf die Herrin, rief mit rauher Rede:  
 „Sag' dem Wanderweib dort:  
 Brauch mein Brunnenwasser selbst zur eignen Haushalt,  
 Zehrt mein eigener Haushund selbst den Brocken Brotes.“

Stürmt' da von der Strasse stracks ins Haus die Arme:  
 „Hohe Herrenfraue!  
 Wann du warst ein Mädchen, wessen Tochter warst du?“  
 „Was denn mag dich also kümmern meine Maidschaft?  
 . . . . . Hei, weil ich gewesen  
 Weiland Kisgörgényi Miklós kleinste Tochter?“  
 „Wahrlich! . . . . . aber ich bin seine eigne Ehfrau. . .“

Wandte sich da ab die arme. alte Fraue,  
 Wollte heimwärts wandern.  
 „„Geht nicht, liebe, liebste Mutter,  
 Lasst mich hier nicht ohne Liebe!““  
 „Kind, ich kehre heinwärts. — kanntest nicht die Mutter!“  
 „„Meine Mutter, liebste Mutter, will euch kochen  
 Milde Kümmelsuppe,  
 Will hinein euch schneiden schmale Semmelschnitten,  
 Lass' mich fert'gen, liebe Mutter.  
 Schönes Leibhemd, licht aus Linnen,  
 Nur wollt nicht verleugnen, mich nur nicht verleugnen!  
 Geb' euch, Mutter, gerne meine lichte Gastburg,  
 Auch die schöne Kutsche mit sechs schmucken Shecken,  
 Und auch meine Mühle, mahlend mit zwei Steinen . . .““

„Feuers Flamme fasse deine lichte Gastburg,  
 Hast so leicht verleugnet du die liebe Mutter;  
 Rostes Zahn verzehre deine Zierkarosse,  
 Rüden sollen deine Rosse all zerreißen,  
 So du erst verleugnet deine eignen Eltern;  
 Dammflut spüle dir weg deine Doppelmühle,  
 So du hast verleugnet deine holde Heimat!“

*Adolf Handmann.*

## Mensch und Bär.

Eine bosnische Tiersage.

Aufgezeichnet in der Treskavica planina im Winter des J. 1885. nach der Mitteilung eines alten slavischen Mahomedaners.

Tako su se sastali u staro vrime čovjek i medved u šumi. Ondakare su znali ljudi njemucki a životinja razumjevala ljucki razgovor.

Pâ se, da ti kažem, pobratiše medved i čovjek te su već bili vazda zajedno. Medved bi ugrabio a čovjek čevap načinište podjelio. Eh. baš im dobro bilo! Svega su imali a ništa ne željeli.

Onda bilo nekako, udrila kiša krupna inepogodna a oni ti se, džanane moj, uvukoše bogme u nâkvu rupetinu u pećini stini. Tu se zakloniše pa legoše da umor povrate. Leži striku uz insana ko majka uz naranče čedo svoje. Istom će čovjek: „Ajde se ti striku okreni na drugu stranu!“ „A ja rašta?“ kazaće medved. „Ajde okreni se, borati, smrdiš iz ustiju!“ Okrene se medved pa nikom ni mukajet.

Kad u jutru grassu sunce a medved će probudit pobratima čovjeka: „Ustaj žurno pa uzmi onu sikiru pa mi razlupaj glavu!“ — „Bog ti pomogo, da te nijesu šejtani spananuli, man se toga, gje ću ja tebi glavu razlupat?“ — „Ama rekoh, pa ako te nije volja a ja ću te zagnjavit.“

Kut će jedan insan već uze šjekiru te udri medonju poglavurini. I komadmu lubanje osiko. Sat će medved: „Ajde ti mirno pobratime svojim putom a ja ću svojim. Danas na godinu, da si došo ope vamo, da se ope sastanemo.“

I ta godina došla pa prošla pâ ti se pobra ope sastala. Kazaće medved: „Glegji de pobro je I mi već zarazlona glavi?“ — „Jest bogami, istom se vidi ama ti nije već ništa.“ — „Eto vidiš čovječe, ta mi je rana zarasla a ona ne može nikako što si me riječju posiko. Idižurno otolem jer češ krv platiti.“

Odanda već se ne paze nikako čovjek i medved.

In alter Zeit begegneten einmal einander im Walde der Mensch und der Bär. Damals verstanden die Menschen die stumme (Tier)-Sprache, die Tiere aber die menschliche Rede Nun, was soll ich dir sagen. Bär und Mensch schlossen Wahlbruderschaft und blieben von da ab immer beisammen. Der Bär pflegte eine Beute zu erjagen, der Mensch den Braten zuzubereiten und zu verteilen. Ei, ihnen gieng es warhaftig ganz gut! Sie hatten alles im Überfluss und nichts mehr zu wünschen.

Da traf es sich zufällig, dass ein dicker Gewitterregen fiel und sie, meine liebe Seele, krochen, bei Gott, in so eine unheimliche Höhle in einer Felsenwand hinein. Hier bargen sie sich und legten sich nieder, um die Ermüdung zu bannen. Es liegt der Vetter neben dem Menschen wie eine Mutter neben ihrem Säugling. Plötzlich ruft der Mensch aus: „Geh Vetter, kehr dich auf die andere Seite um!“ — „Ja warum denn?“ fragt der Bär. „Geh, kehr dich um, so dir Gott helfe, du stinkst aus dem Munde!“ Der Bär kehrte sich um, und muckste sich nicht mehr.

Als am Morgen die Sonne aufgieng, weckte der Bär seinen Wahlbruder, den Menschen auf: „Steh schleunig auf und nimm jene Axt und zerschlage mir den Schädel!“ — „Gott soll dir beistehen, haben dich etwa die bösen Geister erfasst! lass das sein, wie sollte ich dir den Schädel zerschlagen!“ — „Ich hab' es gesagt, und tust du es nicht, so erwürge ich dich.“

Was soll der ärmste Mensch anfangen? Gezwungen nimmt er den



Axt und schlägt mitder Axt den Brummbär auf seinen Dickschädel. Hat ihm auch ein Stück vom Schädel abgeschlagen. Jetzt sagt der Bär: ‚Geh du ruhig, Wahlbruder, deines Weges, ich gehe meinen Weg. Heute über ein Jahr sollst du wieder herkommen, damit wir uns wieder treffen.‘

Auch dieses Jahr kam und vergieng, und die Wahlbrüder trafen einander. Sprach der Bär: ‚Schau mal Wahlbruder, ob das auf dem Kopfe schon zugewachsen ist?‘ — ‚Ja, bei Gott, kaum merkt man noch etwas, es fehlt dir schon nichts mehr‘ — ‚Da siehst du Mensch, diese Wunde ist mir vernarbt, doch jene, so du mir mit deinem Worte geschlagen, noch immer nicht. Pack dich schleunigst von hinnen, sonst zalst du Blutgeld‘.

Seit jener Zeit vertragen sich auf keine Weise Mensch und Bär.

Wien.

*Friedrich S. Krauss.*

## Historische Sagen aus dem Barscher Comit. at.

### I.

#### Sage von der Kirche zu St. Benedek.

Von der Kirche zu St. Benedek, einem kleinen Städtchen im Barscher Comit. at erzählt die Sage folgendes: Des Fürsten Gejsa's Sohn, Vojk, der spätere König Stefan der Heilige, verirrt sich in seinem Kindesalter aus *Gran*. Gejsa setzte 600 Dukaten als Belohnung für den aus, der ihm Kunde von seinem Sohne bringe. Da meldeten sich einige Slovaken, und erzählten dem betrübten Vater, dass sie auf dem Garam-Fluss mit Flössen nach *Gran* fahrend, als sie sich am Ufer eben das Essen bereiteten, mit einem Knaben zu-ammengetroffen seien, der seiner Aussage nach sich von *Gran* verirrt habe, und sich gegenwärtig im kleinen Kloster zu St. Benedek aufhalte. Sie hätten ihn bereitwillig nach *Gran* zurückgebracht, aber der Knabe wollte das Kloster nicht verlassen, wo es ihm — wie er sagte — sehr gut gienge. Fürst Gejsa machte sich sogleich nach dem Kloster St. Benedek auf, und als er daselbst seinen Sohn wolbehalten antraf, fragte er ihn in der ersten Freude des Wiedersehens: „Was wünschst du dir, mein Sohn!“ Da soll der Knabe seinen Vater gebeten haben, er möge dem Kloster eine schöne, grosse Kirche bauen lassen. Fürst Gejsa liess nun auch die schöne monumentale Kirche in gothischem Stil erbauen, die auch noch heutigen Tages die Hauptzierde des Städtchens St. Benedek bildet.

### II.

#### Die Katzenfähre.

Die Türken wollten einst das Städtchen St. Benedek einnehmen, konnten aber nicht über den durch andauernde Regengüsse angeschwollenen Garam-Fluss setzen. Am rechtem Ufer des Flusses lagerten die Ungarn, während am linken Ufer sich das türkische Heer befand. Tage vergiengen, ohne dass es zum Kampfe kam. Voll Ungeduld sann

der Führer der Ungarn, namens Koháry, auf ein Mittel, um an das jenseitige Ufer zu gelangen. Da lief aus dem ungarischen Lager eine Katze hervor und eilte an den Garam-Fluss, wo sie über eine bis dahin unbekannte seichte Stelle das jenseitige Ufer erreichte. Die Ungarn merkten sich diese Fähre und setzten in der nächsten Nacht über den Garam, überraschten die Türken und schlugen sie in die Flucht. Seit dieser Zeit ist diese Fähre über den Garam in ganz Nordungarn unter dem Namen „Katzenfähre“ (ungar. *macskarév*) bekannt.

Franz Prohászka.

## Splitter und Späne

Zur Redensart: *«Etcetera Bundschuh.»*

Unser Altmeister der Volkskunde, *Felix Liebrecht*, stellt in seinem Werke: *„Zur Volkskunde“* (Heilbronn 1879 p. 495.) das Vorkommen der Redensart *«Etcetera Bundschuh“* in der Litteratur fest, ohne aber die Entstehung des *„Bundschuh“* in dieser Verbindung erklären zu können. *„Bundschuh“* ist hier nur ein absichtlich enstelliges lateinisches Wort, um einen scherzhaften Effect hervorzubringen. In den lateinischen Klosterschulen pflegten die Lehrer am Schluss eines Dictates gewöhnlich ein *«et cetera, et cetera. Punctum“* anzubringen. Ein zum Spass aufgelegter Mönch brachte wol den *„Bundschuh“* auf. Seltener ist die Variante: *«et Zeter mordjoh!»* Einer meiner ehemaligen Gymnasiallehrer zu Slavonien plegte, wenn er gut aufgelegt war, für *«i tako dalje!»* (u. s. w.) *«i tako u Dalji u Keckemet!»* (und so nach Dalja und nach Keckemet) zu sagen. Eine weitere Verbreitung scheint die Wendung nicht gefunden zu haben.

Wien.

Dr. F. S. Krauss.

### *Der Mund als Portemonnaie.*

In den bei Brockhaus 1888 erschienenen Sprichwörtlichen Redensarten von dem im Mai oder Juni 1889 verstorbenen Wilhelm Borchardt lese ich als Anmerkung zu der Redensart: *«In jemandes Hand stehen»* eine Abhandlung über *«Morgenstunde hat Gold im Munde»*: zuerst eine Anmerkung zu Laura Conzenbach's *Sicilianischen Märchen* (1870) II 225. Dass man aber früher auch wirklich Geld in den Mund nahm etc. — Vgl. noch M. Müller Vorlesungen II. 356. Zu den dort angeführten Stellen (jüngere Edda Gylfaginning 56. Mon Germ. hist. II. 84. Haupt's Zeitschrift VI. 290. u. Rückert Hariri's Makamen I. 22, 23. kann ich aus eigener Erfahrung hinzufügen, dass die Sitte, den unter der Zunge gelegenen Teil des Mundes als Portemonnaie zu benützen, noch heute bei den rumänischen Kindern in dem Galgweiher-Viertel der Kronstädter Vorstadt Blumenau besteht, ohne dass diese vom Obolus an den Schiffer Charon oder von der chinesischen Abfertigung der toten Hand etwas wissen. Ich habe vor 2 o. 3 Jahren durch die Galgweiher Kinder die Herbstzeitlosen auf meiner Wiese abpflücken lassen; wenn ich nun für einen Korb einige Kreuzer zahlen wollte, aber nur Sechserl hatte, so gaben die walachischen Buben mir das Kupfer aus obig geschildertem Portemonnaie zurück. Ich hatte nicht gewusst, wohin sie das Geld taten, da ich keine Taschen an ihren Rücken u. Hosen bemerkte. Auf diese Art erfuhr ich es, wo sie das Kupfer- u. Silbergeld hielten.

Brassó,  $\frac{1}{2}$  1890.

Josef Trausch. \*)

\*) Ich kann den Wunsch nicht unterdrücken, dass sich mein geehrter Landsmann eingehender mit der Volkskunde unserer Heimat beschäftigen möchte! Er hätte Sinn und Geschick. Gelegenheit und Kenntnisse, materielle und litterarische Mittel dazu und könnte auf diesem Gebiete etwas Erkleckliches und Dankenswertes leisten. A. H.

## ETHNOLOGISCHE MITTHEILUNGEN AUS UNGARN

ZUGLEICH

ANZEIGER DER GESELLSCHAFT FÜR DIE VÖLKERKUNDE UNGARNS.

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. ANTON HERRMANN.

REDIGIERT VON

ANTON HERRMANN

LUDWIG KATONA

Sekretär d. Gesellschaft f. d. Völkerkunde  
Ungarns.Schriftführer d. Gesellsch. f. d. Völkerkunde  
Ungarns.

## Kosmogonische Sagen der Wogulen.

Aus dem Volksmunde aufgezeichnet von Dr. Bernhard Munkácsi.

I.

## Die heilige Sage von der Entstehung der Erde.

„Schluss.“

19. Wie er so geht, gelangt er auf einmal herab (auf die Erde.) An dem Orte, wo er herab gelangte, ist eine Leiter, ihr oberes Ende geht aufwärts gen Himmel. Sein Ross an eine in diesem Sommer gewachsene Rute band er, an in diesem Sommer gewachsenes Gras band er. Er selbst stieg die Länge dieser Leiter entlang aufwärts. Hierauf gelangte er in den Himmel. Mondschein-Alte hetzt mit seinen Hunden herum Tari-p. läuft vergeblich ihnen nach, er erreicht sie nicht. Sie laufen und laufen herum, (bis sie endlich) wieder an dem Orte vorbei gehen, an dem sie früher gegangen. Tari-p. an einem Orte (stehend) wartete. Da kam der Mondschein-Alte. „Eh, Tari-p.“ sagt er, „du bist also hier?! Auf welche Weise bist du her gelangt; lebender Mensch, wie kommt er in solch unbekanntes Gebiet?“ Am Orte ihrer Begegnung steht ein Haus. Der Mondschein-Alte spricht: „Tari-p. geh' her hinein, ich komme später!“ Seiner im Hause sitzenden Tochter sagt er: „Fremden Menschen nicht quäle!“ Jetzt geht der Mondschein-Alte weg, er aber geht in das Haus. Das Weib sitzt in einer tapetenbedeckten Nische. (Der Jüngling) setzte sich. Lange, oder kurze Zeit sass er, auf einmal beginnt die tapetenverhüllte Zimmernische sich zu bewegen, er aber zu frieren. Er friert, er friert nun in der Kälte, als der Mondschein-Alte eintritt und seine Tochter tadelt: „Ist das die Lebensgewohnheit des jungen Volkes?“ Nun ist gar keine Kälte mehr. (Den Jüngling) versah der Mondschein-Alte wie seinen Schwiegersohn, führte ihn in den tapetenverdeckten Raum. Nachts (dort) lag er, morgens stand er auf und gieng allein weg.

20. Lange gieng er, oder kurze Zeit gieng er, auf einmal ge-

langte er nur zur Sonnenfrau. Vergeblich läuf er, läuft er ihr nach, er erreicht sie nicht, so schreitet die Sonnenfrau mit ihren drei Rossen. Dann wartete er an einem Orte, die Sonnenfrau gelangte dort zu ihm. Eben dort steht ein Haus. Die Sonnenfrau spricht: „Eh, Tari-p.! was hat dich denn hergeführt; lebender Mensch, wie gelangt er in diese Gegend? — Geh' hinein, ich komme später!“ Zu ihrer Tochter (aber) sagt sie: „Fremden Mann nicht quäle!“ (Der Jüngling) tritt ein: da hieng denn vor einer Zimmernische Raum eine Tapete. Lange, oder kurze Zeit sitzt er dort, (da auf einmal) beginnt die Tapete sich zu bewegen. Nun brennt ihn, nun brennt ihn die Hitze, schon ist er ganz zu Wasser geworden (vor vielem Schweiß). Heim kommt die Sonnenfrau, tadelt ihre Tochter: „Ist das denn die Lebensgewohnheit des jungen Volkes?“ Nun ist keine Hitze mehr. Mit grossartigen Speisen bewirteten sie. Als er mit dem Essen fertig geworden, spricht er zur Sonnenfrau: „Lass mich die Sonne tragen!“ — Die Sonnenfrau spricht: „Du wirst sie vielleicht gut tragen?“ — „Warum sollte ich sie schlecht tragen, ich trage sie grade so gut, wie du.“ Die Sonnenfrau spricht: „Dein Vergnügen, wenn du sie gut tragen wirst, also trage sie!“ Tari-p. packte die Sonne an und begann sie zu tragen. Er sieht hinab: auf der Erde (im untern Himmel) ist all das liebe Volk einäugig, krumm-mäulig. An einem Orte raufen sich zwei Menschen, sie schlagen sich blutig. Tari-p. denkt: „Eh, wenn ich dort wäre, diese Nichtsnutzigen (Lochkinder) und ihre Rauferei würde ich bald in Ordnung bringen.“ Wie er dies dachte, brachen jene Dinger zusammen und starben. Dann setzt er wieder seinen Weg fort. Da blickt er wieder einmal abwärts: (da sieht er dass) zwei Frauen einander herumzerren, beschimpfen. „Eh, wenn ich dort wäre — ihrer Mutter Schöpfung! — ich würde sie schon Ordnung lehren.“ Diese Teufel brachen zusammen und starben. Er setzte seinen Weg fort. Lange, oder kurze Zeit geht er, auf einmal gelangte er zur Sonnenfrau. Die Sonnenfrau sagte ihm: „Also ist es dir gut gegangen?“ — „Es ist mir gut gegangen. — „Hast du nichts schlechtes gemacht?“ — „Ich habe nichts gemacht.“ Die Sonnenfrau spricht: „Tari-p., wenn du die Sonne tragen würdest, dann gäbe es keinen aufrechtstehenden Menschen, du würdest sie alle tödten; — warum hast du diese vier Menschen getödtet?“ Tari-p. antwortet: „sie raufen, beschimpfen sich; ich habe nur an sie gedacht und sie brachen zusammen.“ Die Sonnenfrau spricht: „Einmal, beim Anbruch der Menschenalter-Welt, der Menschenzeit-Welt, auf diese Weise tödtetest du alle die Menschen.“ Sie gehen hinein zu ihrer Tochter, die Sonnenfrau machte Tari-p. zu ihrem lieben Schwiegersohn. Der Schwiegersohn spricht: „Dies auf der Erde (am unteren Himmel) lebende Volk „warum ist das einäugig, krumm-mäulig?“ Die Sonnenfrau antwortet: „Das ist grade so ein zweiäugiges Volk, wie du; es ist grade so ein geradmäuliges Volk, wie du; aber wenn sie dich (d. h. die Sonne) anblicken, wie sollen das ihre Augen ertragen?“ Tari-p. wollte schon gehen. Die Sonnenfrau spricht: „Wenn du meine Tochter und die Mondscheintochter, während du heimwärts gehst, dort am

Füsse der Leiter triffst: dann triffst du sie dort; wenn du sie aber nicht triffst: so triffst du sie nicht.“ Seine Frau blieb dort, er aber stieg die Leiter herab, gelangte herab. Sein Ross magerte hungernd ab; es hat keine Knochen, kein Fleisch. Mit seinem Atem hauchte er es an: was für ein Ross es neulich war, es wird ein noch schöneres Ross; aus einem Nasenloch sprühen Funken hervor. aus seinem andern Nasenloch bricht Rauch hervor. Er stieg auf den Rücken seines Rosses, er geht wieder weiter; er mengte sich unter wandelnde Wolken, unter eilende Wolken.

21. Lange gieng er, oder kurze Zeit gieng er, auf einmal gelangte er an den Ort, wo der Himmel auf die Erde herabhängt, zu einem ausgehöhlten Felsen. Der ausgehöhlte Felsen ist mit einem siebenfachen, eisernen Vogelnetz überzogen. Er schließt in einen eisernen Habichtbalg. Der dieses Vogelnetz hütende Alte sagt: „Eh, Tari-p., auf dieser weiten Welt hast du überall deine Geschicklichkeit gezeigt; aber hier, wenn du durch mein eisernes Vogelnetz auch hindurch dringst, wirst du in meinem eisernen Fischnetz liegen.“ Tari-p. sieht es an: (das Vogelnetz) hat nur eine Masche aus gebrechlichem Eisen, die übrigen sind alle aus hartem Eisen verfertigt. Jetzt warf er sich daran, durch die gebrechliche Eisenmasche hindurch konnte er kaum auf die jenseitige Seite gelangen; seine Flügelarme wurden ihm abgeschnitten und dann fiel er ins Wasser. Jener Alte spricht: „Ich habe auch noch eiserne Fischnetze; du bist durch mein eisernes Vogelnetz hindurch gedrungen. in meinem eisernen Fischnetz werde ich dich doch fangen.“ Tari-p. sieht diese eisernen Fischnetze an: nur eine ihrer Maschen ist aus gebrechlichem Eisen, die übrigen alle sind aus hartem Eisen verfertigt. Als er ins Wasser gefallen, schwamm er in Gestalt eines eisernen kleinen Hechtes weiter. Er gieng, er gieng, als er sich dran warf, konnte er nicht durch jene weiche Eisenmasche auf die drübige Seite gelangen, dort fieng er sich. Der Alte spricht: „Ich schlage ihn (todt)!“ Seine Frau spricht: „Ich schlage ihn (todt)“ Die Frau ergreift den kleinen Hecht und ihr Alter beginnt ihn mit einem eisernen Hammer zu schlagen. Der Alte spricht: „Pack' ihn fest an!“ Wie er mit dem Eisenhammer hinschlägt, gleitet jener kleine Hecht weiter und das Armbein der Frau wurde entzwei geschlagen. Die Frau schimpft: „Sagt' ich dir zuvor, dass ich ihn erschlage; jetzt pack' du ihn an, ich werde ihn schlagen.“ Der Alte packte ihn an, die Frau schlägt ihn mit ihrer heilen Hand. Der kleine Hecht warf sich weiter, die Mitte der Hand des Alten traf (der Hammer). Der kleine Hecht, wie er sich weiter warf, gieng weg, gelangte auf die jenseitige Seite (des Netzes).

22. Jetzt flog Tari-p. in der Gestalt einer kleinen Gans gegen die südliche Heimat der Zugvögel. Er gelangte in das Haus des dortigen alten Mannes und der Frau. Er warf seine Ganshaut ab, geht in das Haus. Der alte Mann und die Frau sitzen und sprechen (also): „Tari-p. was hat dich hergebracht; lebender Mensch. wie gelangt er in diese Gegend?“ Die Frau gieng hinaus, fieng zwei lebendige Kricken-

ten (anas cricca), trug sie ins Haus, schlachtete sie und warf sie in den siedenden Kessel. Tari-p. ass die Enten; als er fertig war, trug jene Frau die Knochenstücke hinaus, streute sie in das Becken des Sees mit lebendigem Wasser: die beiden Enten flogen schreiend weiter. Der alte Mann und die Frau der Heimat der Wandervogel sprechen: „Tari-p. geh' nur hinaus, Lieber; wenn du was antriffst: triffst du was an; wenn du nichts antriffst: ist es deine Sache.“ Tari-p. gieng hinaus, er blickt neben das Haus: (dort also) ist ein kleines Häuschen; er geht hinein. Im kleinen Hause sitzt ein Weib mit freiem (unbedecktem) Haupte; ihre Haarzöpfe hängen frei herab, nur jetzt slicht sie dieselben von neuem; ihre Kniee sind mit Seide bedeckt; der Saum dieser Seide wogt nur so hin und her. Tari-p. spricht: „Viel Länder durchwandernd kam ich her; ich bilde mir ein, dass ich irgend ein treffliches Weib finde; ich erwähne eine in ihre Haarzöpfe sieben schwarze Enten (anas nigra), sieben Eisenten (anas hiemalis) flechtende. und ich sehe: es sind da keine schwarzen Enten, es sind da keine Eisenten, ihr Kniee schlottert nur mit ihrem Bastard.“ Jetzt reisst (das Weib) die Seide bei Seite, sieben schwarze Enten, sieben Eisenten flogen hervor; seine Augen, Ohren zerkratzen sie hin, zerkratzen sie her. Tari-p. spricht zum Weibe: „Jetzt ist genug! fang sie ein! meine Augen, meine Ohren zerfleischen sie!“ Sie setzten sich neben einander, küssten sich, umarmten sich. Die Maid sprach zum Manne: „Geh' zu meinen Eltern, sie mögen dir eine goldene Gänsehaut und eine goldene Schwanenhaut geben!“ Tari-p. gieng zu den Alten und spricht: „Geht mir eine goldene Schwanenhaut!“

Ihre Köpfe hängen lassend sitzen sie da. (Auf einmal nur) erhob der alte Mann sein Haupt, gab seinem Schwiegersohn eine goldene Gänsehaut und eine goldene Schwanenhaut. Tari-p. schloß in die goldene Gänsehaut, seine Gattin schloß in die goldene Schwanenhaut. Die Alten aus der Heimat der Wandervogel sprechen: „Meine Tochter, mein Schwiegersohn! Die Welt des Menschenalters, die Welt der Menschenzeit beginnt; diese Wasservogel (Gänse, Enten) geben wir euch mit als Mitgift unserer Tochter; in Zukunft, bis nicht der letzte Mann zu Grunde geht, bis nicht das letzte Weib zu Grunde geht, sollen sie zur Nahrung dienen, sollen sie nicht aussterben!“ Jetzt küssten (die Alten das junge Paar), umarmten es und dann flogen diese weiter. Die Wasservogel scharten sich ihnen nach. Durch den hohlen Felsen hindurch gelangten sie auf die diesseitige Welt. Tari-p. fand hier sein Ross, es war ganz abgemagert, hatte nicht Knochen, nicht Fleisch. Er hauchte es mit seinem Atem an; was für ein Pferd es vordem gewesen, jetzt wurde es ein noch schöneres Ross.

23. Jetzt stieg Tari-p. in Gänsegestalt auf den Rücken seines Rosses, seine Frau geht auf Flügeln. Sie gelangen an den Fuss der Leiter, die Sonnenfrau-Tochter und die Mondschein-Tochter schritten dort mit Rossherden, mit Kuhherden vorwärts. Sie giengen lange, oder sie giengen kurze Zeit, das Burgtor des Wasserfürsten der Meeresmitte öffnete sich, von da kam heraus die Wasserfürsten-Tochter. Vor-

wärts schritten sie; neben ihnen Fische, Wasservögel, beinahe wie fließendes Gewässer fließet, beinahe wimmelt es. Sie giengen lange, oder sie giengen kurze Zeit, sie gelangten in seine Burg. Mit seiner Mutter und mit seinem Vater fielen sie sich in die Arme, küssten sich, umarmten sich. Eine solche Burg entstand dort, dass die wandelnde Wolke entzwei gespalten auf ihr sich niederlässt, die eilende Wolke entzwei gespalten auf ihr sich niederlässt. Mit strahlendem lebendigem Golde fließendes Haus entstand (dort). mit strahlendem Golde fließende Burg entstand (dort). Kein Nagel ist darin, an dem nicht ein Marderfell hienge; kein Nagel ist darin, an dem nicht ein Bärenfell hienge. Aus Bier, aus Honigspeisen bereitete sich eine Gasterei; sie assen, sie tranken. Während ihres Essens, ihres Trinkens spricht seine Mutter: „Von nun an wird die Menschenalter-Welt beginnen, die Menschenzeit-Welt beginnen; von elendlich bepelzten vielen Weibern, von elendlich bepelzten vielen Männern bewohnte wo immer befindliche Herrenfrauen-Gegend, wo immer befindliche Herren-Gegend wird die hörnige Stiere als Opfer stellen, wird dir hüfige Stiere als Opfer stellen.“ Jetzt liess er in ihrem Hause sein Haupt, seine Augen sinken, und legte sich mit seinen sechs Frauen zusammen nieder. Am andern Tag morgens wachte er auf, er streckte seine Hand aus: er berührte eine warme Stelle, er streckte seinen Fuss aus: er berührte eine warme Stelle. Seine Eltern traten an ihn heran, seine Mutter spricht: „Du Söhnchen, jetzt bleibst du hier am unteren Himmel (auf der Erde), auf den oberen Himmel gehen wir. Von nunan beginnt die Menschenalter-Welt, die Menschenzeit-Welt; am unteren Himmel werde du der Welt-beaufsichtigende-Mann, dein Vater wird am oberen Himmel der Ober-Gott (*Numi-Täreñ*), ich werde die *Kaltès*. Hiemit giengen sie in drei Gegenden auseinander. In jenem ihrem Reichtum, in jenem ihrem Wohlstand leben sie auch jetzt noch, sind sie auch jetzt noch selig.

## III. \*)

## Das Lied von der Ueberschwemmung des Himmels und der Erde.

1. In ihrer von selbst entstandenen moosigen Burg,  
in ihrer von selbst entstandenen Tundrahügel-Burg  
Gold-*S'is*, Gold *Kworeš*.  
Frau und alter Mann leben.
5. Gold-*Kaltès*, Gold-*äter*  
ihre Tochter und ihr Sohn sind.  
Sonnenlichte sieben Rosse sind in ihrem Stalle,  
schneeweisse sieben Rosse sind in ihrem Stalle.  
Neben ihrem Hause

\*) II. s. Ethn. Mitt. II. s. 68—80.

10. goldblättrige Birke erwuchs.  
Gold-Kaltés, seine (Gold-äter's) Schwester  
kommt hervor (aus dem Hause). ihre Haarflechten löst sie auf,  
sieben einmündige Ob-Flüsse ergiessen sich,
15. sieben einmündige Meere tauchen empor;  
ihren Haarflechten entwindet sich die Sonne.  
ihren Haarflechten entsteigt der Mondschein.  
Auf den neben dem Hause stehenden  
goldblättrigen. goldästigen Birkenbaum
20. goldbeschwingte, goldbeschwänzete  
sieben Kuckucke lassen sich nieder;  
sieben Nächte hindurch singen sie,  
sieben Tage hindurch singen sie;  
ihre nächtliche Unterhaltung vergeht nicht.
25. ihre tägliche Unterhaltung vergeht nicht.  
Herzu sie singen: ihre Schnäbel,  
weil sie aus reinem Silber. nur so überströmen;  
dahin zu sie singen: ihre Schnäbel,  
weil sie goldsilbern sind, nur so überströmen.
30. Auf dieser weiten Welt lebende,  
elendlich bebundschuhte, elendlich bepelzte  
Menschen dieses (Liedes) durch seine Macht  
leben ja bis auf den heutigen Tag.
- Gold-äter, ihr Brüderchen
35. kommt hervor (aus dem Hause), seine Haarflechten löst er auf:  
sieben einmündige Ob-Flüsse ergiessen sich,  
sieben einmündige Meere tauchen hervor;  
auf seinen Haarflechten, dort steht die Sonne,  
auf seinen Haarflechten, dort steht der Mondschein.
40. Dem Grunde der sieben Ob-Flüsse, der sieben Meere  
goldrückige sieben Kolbenwasserkäfer (*Hydrophilus*)  
entsteigen,  
an seinen Haarflechten (Sonnenstrahlen) wärmen sie ihre Rücken.  
Kraft seiner Haarflechten ist Sommer, ist Winter.
45. Auf dieser weiten Welt lebende,  
elendlich bebundschuhte, elendlich bepelzte  
Menschen dieses (Liedes) durch seine Macht  
leben ja bis auf den heutigen Tag.
- Lange lebten sie, oder kurze Zeit lebten sie,
50. einmal nur Gold-S'is, ihre Mutter starb.  
Gold-Kaltés, ihre Tochter gieng hinaus (aus dem Hause),  
von ihren goldbeschwingten, goldgeschwänzten  
sieben Kuckucken fieng sie ein,  
seinen Bauch schlitzte sie auf,
55. ihre Mutter in des Kuckuck's Innere hinlegte sie. —



- Lange lebten sie; oder kurze Zeit lebten sie,  
einmal nur Gold-*Kworeš*. ihr Vater starb.  
Gold-*äter*. sein Sohn gieng hinaus (aus dem Hause),  
von seinen goldrückigen sieben Kolbenkäfern
60. einen fieng er,  
seinen Bauch schlitzte er auf,  
seinen Vater in des Kolbenkäfers Innere hinlegte er. —
- In ihrer von selbst entstandenen moosigen Burg,  
in ihrer von selbst entstandenen Tundrahügel-Burg
65. lange sie lebten, oder kurze Zeit sie lebten,  
einmal nur spricht Gold-*Kaltěš* (also) zu ihrem Bruder:  
„Brüderchen, in unserer von selbst entstandenen moosigen Tun-  
drahügel-Burg  
werden wir beide ohne Menschen lange, oder kurze Zeit sitzen?  
In irgend eine von Herrinnen bewohnte Gegend, von Herren  
bewohnte Gegend
70. lass uns jetzt gehen!“  
Zu seiner Schwester spricht der Bruder:  
„Mit welcher Kraft sollen wir gehen?“  
Gold-*Kaltěš*, seine Schwester versetzt:  
„Ehemals, als unsere Mutter und unser Vater lebten,
75. hatten sie sonnenlichte sieben Rosse in ihrem Stalle.  
Sieh', Süsser, zu den Ruinen jener Ställe;  
einstens, als die Rosse lebten, kam ein Fohlen zur Welt,  
jenes Fohlen verstampften seine Gefährten (unter die Erde);
80. du, Süsser, grabe auf die Erde der Ruine des Stalles,  
nachdem du bis auf eine Elle Tiefe die Erde gegraben, findest  
du das Fohlen!“  
Zu den Ruinen des Stalles mit den sieben Rossen  
geht also hin Gold-*äter* und gräbt.  
Nachdem er bis auf eine Elle Tiefe die Erde gegraben,
85. findet er richtig jenes Fohlen.  
In irgend einer alten Zeit, als es zur Welt kam,  
war seine Hüfte bunt, sein Schulterblatt gefleckt,  
war es ein kleines Fohlen gewesen — nichts anders war es:  
jetzt aber seinen ganzen Körper angeklebte Erde bedeckt.
90. Das kreperte Fohlen trägt er also nach Hause.  
Gold-*Kaltěš*, seine Schwester nahm es jetzt hervor;  
seine eine Seite mit Seewasser sie wusch,  
seine andere Seite mit Ob-Wasser sie wusch,  
zu neuem Leben sie es brachte.
95. Es war nicht anders, — ein solches Tier war es:  
aus seinem einen Nasenloch  
feurige Funken springen  
aus seinem andern Nasenloch  
Rauch strömt.

100. Auf beiden Seiten seiner Hand, da sind seine Flügel.  
 Es war nicht anders, — ein solches Tier war es:  
 seine Schulter war gefleckt, seine Hüfte gefleckt,  
 geflügeltes Ross so wie es steht,  
 wohin es sich wendet, Sonne (strahlend) auf diese weite Erde,
- 105 sein Oehrchen alles hört:  
 wenn zwei Grashalme aneinander reichen:  
 alles in sein Ohr dringt;  
 wenn zwei Zweiglein aneinander reichen:  
 alles in sein Ohr dringt.
110. Von sieben Schellen schellenden Sattel  
 breiten sie jetzt auf den Rücken ihres Rosses,  
 und beide setzen sich auf ihn.  
 Zwischen zwei Himmel, zwei Himmelreiche (d. h. zwischen Him-  
 mel und Erde)  
 erheben sie sich nun.
115. Während sie ihrer geflügelten Pelze Flügel (d. h. Säume)  
 (unter sich) drücken,  
 von anderem Volk bewohnte Gegend der Herrinnen erreichten sie,  
 von anderem Volk bewohnte Gegend der Herren erlangten sie.
- Lange giengen sie jetzt, oder kurze Zeit giengen sie,  
 an einem Orte, wie sie hinunter blicken:  
 ist ihr reifartig rollendes rundes Erdchen  
 von feurigem Wasser bedeckt,  
 auf eine Höhe von sieben gestempelten Klaffern  
 springt hinauf des Feuers Flamme.
120. Jetzt giengen sie wieder lange, oder kurze Zeit gingen sie,  
 einmal nur, als sie hinunter blicken,  
 sind ihren gold-vorderfüßigen heiligen Tierchen  
 die Klauen der Vorderfüße, die Klauen der Hinterfüße  
 von der heiligen Feuerflut ganz versengt.
125. Gold-äter seine Mütze abhob,  
 seine Haarflechten breitete er aus  
 und somit sie gehen weiter.  
 Einmal nur, als sie hinunter blicken:  
 ist nichts anders (als was geschah, dass) kein Waldbaum geblie-  
 ben ist,
130. ja sogar die Erde erblickt man nicht (verschwindet ganz spurlos).  
 Jetzt giengen sie auf dieselbe Weise weiter.  
 An einem Orte s'ich denkt Gold-äter:  
 „Ohne Menschen wie kann so bestehen die Erde?  
 Auf irgend eine Weise sollten doch entstehen Menschen!“
135. Jetzt seine Mutter und seinen Vater aus ihrem Grabe  
 weinend er heraufbeschwört:  
 „Gold-Kwores mein Väterchen, Gold-Sið mein Mütterchen,  
 ohne Menschen wie soll ich denn leben?“

- Gold-*Kaltēs*, seine Schwester spricht:
145. „Brüderchen, was ist dir geschehen, warum weinst du?“  
 „Ich nun, mein Schwesterchen, weine darum:  
 auf der stehenden heiligen Erde  
 siehe! ist heilige Feuerflut entstanden;  
 nicht blieb der letzte Waldbaum:
150. nicht blieb ein Mensch;  
 ohne die Menschlein wie soll ich leben!“ —  
 „Brüderchen, blick' nur hinunter!“  
 Wie er hinunter blickt:  
 in einem siebenfachen Pappelholzschiff
155. eine alte Frau und ein alter Mann sind.  
 Auf dem heiligen Wasser schwebend, gelangen sie (jetzt) auf's  
 Trockene;  
 sie erheben sich nun jetzt, sieh da! hinauszu sie nun schreiten,  
*Xul-äter* entsteigt dem Bauche der Frau,  
 jener nabelgeschnittene Mensch,
160. ihre Töchter und ihre Söhne,  
 ja wir, Russen und *Mañsi* im Verein  
 leben alle bislang. . . .
- Gold-*Kaltēs*, Gold-*äter*  
 mit ihrem an Hüften gefleckten, an Schultern gefleckten,  
 geflügelten Tiere also wieder gehen.
165. Lange gehen sie, oder kurze Zeit gehen sie,  
 an einem Orte vorwärts sie blicken:  
 also ein — um Dorf es zu nennen, ist es zu gross,  
 Stadt es zu nennen noch zu klein, —
170. solch grosses Dorf zeigt sich.  
 Dahin gelangen sie;  
 ein von Menschen bewohnbares Haus ist (dort),  
 Ross ist, Kuh ist, Lamm ist,  
 Fruchtbehälter ist, Scheune ist, Kaufladen ist (dort);
175. aber der Mensch fehlt ganz und gar.  
 Die Schwester spricht zu ihrem Bruder:  
 „Du, mein Lieber, gehe hinein;  
 wenn du irgend einen Menschen wahrnimmst, verrate mich nicht  
 (zeige mich nicht);  
 so wie ich bin, lass mich sein, mich verletze du nicht!“
180. Gold-*äter* tritt ein,  
 Mensch ist nirgends;  
 Bier, Honigspeisen,  
 so wie man sie einstens bereitet hatte. (unberührt) ad sind.  
 Geräuschlos unter die Bank er kriecht,
185. er versteckt sich.  
 Einmal nur ein gebrechlicher Vielfrass-Alter \*) tritt ein,

\*) *Gulo borealis*.

- das Haus seinem ganzen Umfang nach brummend durchhüpft er.  
Gold-äter denkt:  
(irgendwie) soll er mich nicht packen mit seinen Zähnen,  
190. (wenn) er einmal nur seine Vielfrass-Haut  
abgelegt hat.  
Wie er dann zu ihm aufblickt:  
von Welch einer Herrin stammender Mann ist aus ihm geworden,  
von Welch einem Herren stammender Mann ist aus ihm ge-  
worden!
195. Der Held setzte sich nieder,  
seinen Schweiss er sich wischt.  
Unterdes seine Türen man wieder öffnete;  
also ein schrecklicher Wolfsalter stürzt herein,  
das Haus seinem ganzen Umfang nach brummend durchhüpft er.
200. Einmal nur seine Wolfshaut  
legte er ab: von Welch einer Herrin stammender Mann ist aus  
ihm geworden,  
von Welch einem Herren stammender Mann ist aus ihm geworden!  
Wieder ein Held setzte sich nieder (auf die Bank),  
205. seinen Schweiss er sich wischt.  
Unterdes die Türe man wieder öffnete:  
also ein Bär-Alter stürzt herein,  
das Haus seinem ganzen Umfang nach brummend, rasend durch-  
hüpft er.
- Einmal nur sein Bärenfell  
210. legte er ab:  
von Welch einer Herrin stammender Mann ist aus ihm geworden,  
von Welch einem Herrn stammender Mann ist aus ihm geworden!  
Wieder ein Held setzte sich nieder (auf die Bank).  
Lange sitzen sie, oder kurze Zeit sitzen sie, auf einmal nur sa-  
gen sie:
215. „Eh, es scheint, in diesem unserem Hause ist ein Mensch:  
also wo ist er? er komme her!“  
Jetzt Gold-äter erhob sich;  
den drei Helden grüssend er die Hand drückte  
und an den mit Bier und Honigspeisen (bedeckten) Tisch sie sich  
setzten.
220. Lange oder kurze Zeit sie assen, tranken,  
auf einmal nur Gold-äter in den Sinn es kam:  
„Herr, mein Gott, ich esse, trinke,  
und meine Schwester jetzt draussen, sie hungert.“  
Die Helden dann sagen:  
225. „Also du hast auch eine Schwester?  
rufe sie herein!“  
Gold-äter die Gold-Kältés, seine Schwester  
also hereinrief;  
an den mit Bier und Honigspeisen (bedeckten) Tisch sie sich setzten,

230. sie assen, tranken und dann legten sich nieder.

Eine namhafte Woche hindurch lagen sie,  
eine berühmte Woche hindurch lagen sie,  
einmal nur dem Gold-*äter*  
der Schlaf zu schwinden begann.

235. Jetzt stand er auf, gieng hinaus,  
wozu sein Kopf war,  
wozu seine Nase war,  
zu Fuss dahin zu geht er;  
seine Schwester und sein Pferd blieben zurück.

240. Weite Weltgegenden weit durchwandert er,  
kurze Weltgegenden kurz durchwandert er,  
an einem Ort sonnbeschienener Tannenwaldrand,  
dahin legte er sich nieder.

Lange lag er, kurze Zeit lag er,  
245. gen Frühling begann zu gehen (die Zeit),  
im Süden wohnende viele Vöglein  
in diese von Herrinnen (bewohnte) Gegend, in diese von Herren  
(bewohnte) Gegend

schon zu kommen begannen.

Er also liegend sieht ihnen zu:

250. auf einmal nur eine einsame Gans  
geht dort oben.

Go d-*äter* seine Flügelknochen, (seine Hände) rührte,  
und als Gänserich flog er weiter.

Mit jener Gans als Mann und Frau

255. begatteten sie sich.

Im Herbste, als (*Numi-Tārem* Vater) kurze Tage machte,  
nach Süden sie giengen.

Goldwässerige sieben Teiche,  
goldwässerige sieben Meere,

260. jene südlichen (Zug)-Vögel dort leben.

Sieben Nächte hindurch singen sie,  
sieben Tage hindurch singen sie;  
aufs Ufer goldwässiger sieben Teiche, sieben Meere  
geh'n sie hinauf: ihr goldener Weg liegt dort,

265. sie steigen herab: ihr goldener Weg zieht sich dort hin.

Gold-*äter* mit jener seiner Gans

in jener Gegend leben,  
Tochter, Sohn ward ihnen,

*Numi-Tārem* ihr Vater,

270. *Numi-Tārem* ihr Vater (d. h. die Zeit)

Frühling ward

Im Süden wohnende viele Vöglein  
auf die in diesen Gegenden von Frauen (begangenen) Wasser,  
auf die in diesen Gegenden von Männern (begangenen) Wasser, —

365. wie von oben herabschlagender Windhauch,  
schlag' her herab!  
Dann fiel er in Ohnmacht.  
Lange Zeit lag er, oder kurze Zeit lag er,  
einmalt fühlt er. (hört er),
- 370 dass seine Wange irgendwas streichelt.  
Er öffnet seine Augen,  
sein Ross also schmiegt sich an ihn.  
Nun hierauf erwachte er,  
und stieg hinauf auf den Rücken des Rosses.
375. Wie er den auf der einen Seite befindlichen Halfterriemen bewegt :  
die auf der einen Seite befindliche Himmelsgegend singt mit Silberstimme,  
wie er den auf der anderen Seite befindlichen Halfterriemen bewegt :  
an der auf der anderen Seite befindlichen Himmelsgegend tauchen auf Sonne und Mond.  
Die reifringartig rollende runde Erde ringsum geht er,
380. in jene von südlichen Weibern (begangene) Gegend gelangt er,  
in jene von südlichen Männern (begangene) Gegend gelangt er.  
(Hier) also sind jener goldwässerigen sieben Meere  
südliche Vögel so viele,  
dass die Erde nur so bebt.
385. das Meer (davon) nur so anschwillt.  
Wie er denn näher geht,  
mit seinem Ohre er sie beobachtet :  
flutender Ocean zur Flut sich schwellt,  
wogender Ocean zu Wogen sich schwellt.
390. Seine Unterhaltung sieben Nächte hindurch kein Ende erreicht,  
seine Unterhaltung sieben Tage hindurch kein Ende erreicht.  
Er sieht : jenes Süd-Mädchen, das goldene Weib sitzt ;  
nach seiner Seite es hinblickt :  
sein Ganstöchterchen, sein Ganssöhnchen,
395. so wie sie starben, so liegen sie (dort).  
Seine über gellügelten Sieben sitzende,  
über füssigen Sieben sitzende  
von *Tarem* herabgelassene heilige Mütze  
rutscht jetzt ganz auf seine Auge herab.
400. Zu seinem Rosse er spricht :  
„Auf dem vom südlichen Weibe bewohnten Orte,  
mein Ross, jetzt dort gehe hindurch !  
Dein Vorderfuss (deine Hand), wie du ihn trägst :  
jenes goldenen Weibes Knochen
405. auf jene Gegend hingestreut sein mögen ;  
dein Hinterfuss, wie du ihn trägst :  
jenes goldenen Weibes Fleisch  
auf jene Gegend hingestreut sein möge !“

- Da nimmt ihn jene Frau wahr ;  
 410. zu ihren sieben Kammerfrauen sie spricht :  
 „Dorthin sehet !  
 aus der Ferne zweier Himmel, zweier Himmelreiche  
 eines Herren Kommen ist sichtbar ;  
 den ich als Gatten besitzen werde, der herrliche Mann,  
 415. wohin verschwindet er ? !“  
 Gold-äter kommt.  
 Jene goldene Frau spricht zu ihren Kammerfrauen :  
 „Wohin jenes Ross seine Vorder- und Hinterfüsse hinstellt, auf  
 jenen Ort  
 legt hin vier Silberschalen !“  
 420. Gold-äter gelangte hin.  
 Des Rosses Vorder- und Hinterfüsse in jene Silberschalen,  
 dahin stiegen hinein.  
 Jene Silberschalen an die Platte der Hufe  
 sich anklebten.  
 425. Wie es lief, jenem goldenen Weibe  
 vom Rande seiner eigenen Silberschalen  
 wurden nach sieben Richtungen hin zerrissen die Knochen,  
 wurde nach sieben Richtungen hin zerrissen das Fleisch.  
 Gold-äter gieng also (dort) hindurch ;  
 430. jenes sein Töchterlein und Söhnlein aber  
 in Gansgestalt weiter flogen.
- Jetzt von den goldwässerigen sieben Meeren  
 Gold-äter sich zurückwendet.  
 Seine Schwester kam ihm nur jetzt in den Sinn.  
 435. Als er in die Burg gelangte, wo er seine Schwester gelassen,  
 sind jene langschwänzigen Helden bis auf den letzten zu Grunde  
 gegangen.  
 In jener leeren Burg nur seine Schwester allein lebt.  
 Auf ihr an Schultern geflecktes, an Hüften geflecktes, geflügel-  
 tes Ross  
 jetzt alle beide wieder hinaufsteigen.  
 440. Während sie ihrer geflügelten Pelze Flügel (unter sich) drücken,  
 zwischen die zwei Himmel (d. h. Himmel und Erde) erhoben  
 sie sich,  
 zwischen beide Himmelreiche erhoben sie sich.  
 An einem Orte wie sie in die Ferne blicken :  
 eh, ihre von selbst entstandene moosige Burg.  
 445. ihre von selbst entstandene Tundrahügel-Burg  
 ward nun sichtbar.  
 In ihre Burg gelangten, dahin giengen sie hinein ;  
 aus Bier und Honigspeisen bestehendes Mahl  
 assen sie, tranken sie.  
 450. Die Schwester geht hinaus (aus dem Hause),

- breitet ihre Haarflechten aus :  
 einmündige sieben Meere tauchen auf,  
 einmündige sieben Ob-Flüsse strömen hervor.  
 Auf den goldblättrigen, goldästigen Birkenbaum
455. goldschwänzige, goldbeschwingte  
 sieben Kuckucke lassen sich nieder ;  
 sieben Nächte hindurch singen sie,  
 sieben Tage hindurch singen sie,  
 ihre nächtliche Unterhaltung endigt nicht,
460. ihre tägliche Unterhaltung endigt nicht.  
 Einen Kuckuck schlitzte sie auf,  
 ihre (dahin begrabene) Mutter Gold-S'is setzt sich auf (erhebt sich).  
 Jetzt mit ihrer Mutter Gold-S'is giengen sie hinein (in das Haus).  
 Hierauf ihr Bruder geht hinaus (aus dem Hause),
465. seine Haarflechten lässt er los :  
 einmündige sieben Meere tauchen auf,  
 einmündige sieben Ob-Flüsse strömen hervor.  
 Aus dem Grunde der sieben Ob-Flüsse, der sieben Meere  
 goldrückige sieben Kolbenkäfer
470. tauchen empor.  
 Einen Kolbenkäfer schlitzt er auf ;  
 sein (dahin begrabener) Vater Gold-Kworeš setzt sich auf,  
 Jetzt mit seinem Vater Gold-Kworeš giengen sie hinein in das Haus,  
 an den goldfüssigen Tisch setzten sie sich,
475. Bier, Honigspeisen assen sie, tranken sie.

- Jetzt die Gold-Kaltés und den Gold-äter —  
 Gold-S'is ihre Mutter  
 und Gold-Kworeš ihr Vater  
 in goldreifige zwei Wiegen sie legten,
480. sieben quastige Silberketten schlossen sie an  
 und an der liessen sie dieselben auf diese unten befindliche  
 Erde herab.

Auf diese unten befindliche Erde also gelangten sie : nirgends ein Mensch. Auf einmal nur spricht die Schwester : „Brüderchen. dahin sieh ! neulich, als die heilige Feuerflut geschah, die auf dem siebenfachen Pappelholzschiß aufs Trockene gelangte Frau und der alte Mann sind jene dort, sieh !“ Sie begannen dahin zu gehen. Ob sie nun auf Flügeln gehen, oder auf Füßen gehen, oder wie immer es ist, — sie gelangten hin. Die Frau und der alte Mann hatten ein Haus erbaut. Die Waldbäume waren nach dem Entfernen der heiligen Feuerflut schon so gross geworden. dass sie hin und her zusammenstückelnd (die Bäume) erbauen konnten (ihr Haus). — Die von jener Frau und vom alten Mann stammenden Töchter und Söhne leben bis auf den heutigen Tag und sind glücklich.



## IV.

## Die Sage von der heiligen Feuerflut.

## A.

1. *Numi-Tārēm* unser Vater dachte darüber nach, wie er den *Xul'-āter* tödten könne. Die von *Xul'-āter* bewohnte Erde mit heiliger Feuerflut zu überschwebmen beabsichtigt er. Für sein eigenes Volk ein eisernes Schiff verfertigt er; für seine Leute ein siebenfaches Birkenfloss verfertigt er, aus siebenfacher Störhaut ein Deckzelt verfertigt er. Nachdem er fertig geworden, liess er sein eigenes Volk in das eiserne Schiff steigen, sein *mañši*-artiges Volk aber kroch in das über dem Birkenfloss errichtete Deckzelt. *Numi-Tārēm* gieng jetzt hinauf in seinen Himmel und liess dann herab die heilige Feuerflut. Feuoriges Wasser, lebendige *jūr*-Würmer, lebendige *sossel*-Würmer liess er von oben herab. Wo immer befindlicher Bergbaum, Waldbaum wurde sammt Erde, sammt allem vernichtet. Sechs Schichten des Flosses der Menschen verkohlten im Feuer, eine Schichte blieb übrig. Welcher Mensch über das Floss hinaus stürzte, der starb; ein anderer blieb unversehrt, sein Leben (Seele) rettete sich.

2. Den *Xul'-āter* brachte die Feuerflut nicht um. Während *Numi-Tārēm* das eiserne Schiff zu verfertigen gieng, kam er zu *Numi-Tārēm*'s Gattin; sprach zu ihr: „Wohin geht dein Gatte stets?“ Die Frau sprach: „Woher denn sollich es wissen?“ *Xul'-āter* sprach: „Tränke ihn mit dem in diesem Fasse befindlichen Wasser, er berauscht sich, dann sagt er es dir, wohin er geht.“ *Numi-Tārēm* kehrte heim, mit solchem Wasser sie [seine Frau] ihn tränkte, er berauschte sich, seine Frau fragte ihn und er sagte ihr seine Absicht, dass er heilige Feuerflut mache. Den *Xul'-āter* legte [die Frau] heimlich in ein Nähzeug-Lädchen, trug ihn dann hinauf in das eiserne Schiff, über die heilige Feuerflut hob sie ihn. Obgleich die Erde zertrümmert ward, *Xul'-āter* ward doch nicht getödtet. Dies war die Art der Rettung seines Lebens.

## B.

1. Sieben Winter und Sommer brennt das Feuer. Sieben Winter und Sommer verzehrt das Feuer die Erde. Sieben Winter und Sommer sagt altes (grosses) Weib, alter Mann: unsere Welt, sieh! überschwebmt verändert sich in eine andere, wie könnten wir fernerhin retten unser Leben (unsere Seelen)? Ein alter Mensch, ein anderer alter Mensch, viele, wenige Menschen versammeln sich. In einem Dorfe versammelten sie sich, begannen Rat zu halten: auf welche Weise werden wir nun leben?

2. Ein bejahrter Mensch, ein bejahrter Mann spricht: „Auf welche Weise wir von nun an unser Leben retten?! Wie ich gehört habe, soll man marklose Birkenbäume entzwei spalten, Flösse soll man machen. Wenn dadurch unser Leben gerettet wird, so [nur dadurch];

übrigens wird sich auf keinerlei Weise unser Leben retten. Wenn wir auf dieser unserer bewohnten Erde leben wollen: muss man ein fünfhundert Klafter langes Seil flechten aus Weidenbaumwurzeln. Wenn dann dieses unser Seil fertig ist: soll man ein Ende (desselben) in eine Tiefe von einer Klafter in die Erde versenken, das Ende an unser Birkenbaum-Floss binden. Auf dieses unser Floss möge der viele Töchter, viele Kinder besitzende Mann steigen. An das eine Ende dieses Flosses soll man einen Eimer mit reinem Fischtran hinstellen, den vier Ecken gemäss soll man vier Eimer hinstellen. Dann soll man über die Kinder aus Störhaut einen Baldachin nähen. Nach Fertigstellung des Baldachins soll man ihn über die Kinder halten. Für den Verlauf von sieben Nächten, sieben Tagen [hinreichende] Speisvorräte, Getränke soll man bereiten; im Störhaut-Baldachin sei viel zum Essen und Trinken. Wenn dann auf solche Weise sich unser Leben rettet: so rettet es sich auf diese Weise.

3. Dann gieng jeder heim in sein Dorf. Dann als sie schon heim gelangt waren, floss-verfertigende Männer aus marklosem Birkenbaum Flösse machten, seil-verfertigende Männer Seile flochten. Sieben Nächte, sieben Tage mühten sie sich also ab. Welcher der Männer Flösse nicht fertigstellen kann, er erfragt es vom alten Menschen. Der alte Mensch lehrt ihn: dies auf diese Weise mach', jenes auf jene Weise mach'! Nun mancher Mensch Flösse zu machen nicht verstehend, einen hohen Ort zu suchen beginnt. Vergebens geht er herum; bewohnbaren Ort findet er nicht. Dann fragen sie vom alten Menschen: „du erwuchsest vor uns (früher als wir), vielleicht weisst du irgendwo irgendeinen [geeigneten] Ort?“ Der Alte antwortet: „Wenn wir auch wüssten, wie habt ihr dort alle Platz; alle habt ihr doch nicht Platz?! Siehe da ist schon die heilige Feuerflut über uns gekommen, ihres Kommens Geräusch, Brausen ist schon seit zwei Tagen hörbar; so schnell wohin sollen wir gehen, sie hat uns schon eingeholt?!“

4. Dann eilte jener Mensch, dessen Floss fertig war, darauf mit seiner Tochter und seinem Sohne. Welcher Mensch aber kein Floss hatte, den vernichtete das feurige Wasser, so wie er war, so wie er war, verbrannte es ihn. — Dann an welches Menschen Flosse das Seil [infolge des Steigens der Wasseroberfläche] das Ende erreichte (d. h. nicht lang genug war): der schnitt entzwei [das Seil]; er sank beinahe unter: wie er das Seil entzwei schnitt, so trug ihn [fort die Flut]. Welches Menschen Strick lang war: der so wie er war, schaukelt [auf dem Wasser]. Wenn das Ende des Flosses sich entzündet [vom feurigen Wasser]: begiesst er es mit reinem Fischtran und löscht [das Feuer]. — Dann nach Verlauf von diesen sieben Nächten, sieben Tagen demjenigen Menschen, der [die Not] zu überstehen vermochte, dem sank (vertrocknete) das Wasser; demjenigen, der sie nicht zu überstehen vermochte, dessen Seil zerriss und ihn trug die Flut weg. Welcher Mensch es überstand, der gelangte auf seinem eigenen Landstück aufs Trockene. Die übrigen Menschen wohin sie gelangten. dort erreichten sie das Trockene. Welcher Mensch [die Drangsal] nicht

überstehen konnte, ward sammt Töchtern, sammt Söhnen, so wie er war, vernichtet, ihr Leben entschwand ihnen so (ihre Seele gieng so weg). Dann begannen die übriggebliebenen Menschen, d. h. diejenigen, die auf ihrem Landstück geblieben waren, dort zu wohnen.

5. Dann suchten sie Holz zum Hausbau. Nirgends ein Baum, nirgends ein Gras; so wie sie waren, wurden sie vernichtet, verbrannten sie. Die Erde [des Pflanzenreiches] ist auf eine Klafter Tiefe ausgebrannt, ist [durch das Feuer] ausgemuldet; daher ist weder Baum, noch Gras. Sie fanden nichts, womit man Häuser hätte bauen können. Erdhütten begannen sie also zu graben. Nachdem sie ihre Erdhütten fertig hatten, begannen sie darin zu wohnen. Ueberall kann man hören, dass jenes Volk, das [nach der Sintflut] übrig blieb und in den nahe gelegenen Dörfern gelebt hat, sich dort Erdhütten gegraben hat. Dann kann man auch das überall hören, dass wo sie sich niedergelassen hatten, dort [nach der Sintflut] sie aufs Trockene gelangten.

6. Dann versammelten sich nun die übriggebliebenen Alten und zu *Tärem* sie [also] flehten: „O, auf, welche Weise stillt sich unserer Tochter Hunger (Herz), unseres Sohnes Hunger? Nun gibt es keinen Wasserfisch, kein Waldtier. Nun also *Numi-Tärem* unser Vater, lass herab wenigstens Wasserfische, lass herab Waldtiere! Wir deine neu-lich übriggelassenen Menschensöhne würden den Hunger unserer Tochter daher stillen, würden das stillende Mittel für den Hunger unseres Sohnes dort suchen Wenn er sich auf das Wasser herablässt [dein Menschensohn]: lass [für ihn] Wasserfische herab! Den Wasserfisch tödtenden Menschen segne mit Wasserfisches Glück, den in den Wald gehenden Menschen segne mit Waldtieres Glück! seiner Tochter Hunger würde er von da stillen, seines Sohnes Hunger würde er von da stillen. Erschaffe dann durch dein Wort Waldbäume, Waldgräser! Dein auf welchem Erdteile immer übriggebliebener Mensch möge dann für beständig Wurzel fassen, sein sich vermehrender Sohn möge sich vermehren, seine sich vermehrende Tochter möge sich vermehren!“

## C.

1. Weltbeobachtender Mann traf einmal während seines Ausreitens einen *mañsi*-Menschen an. „Komm' her!“ — sprach er. Der *mañsi*-Mensch gelangte hin. Weltbeobachtender Mann riss ihn an die Hüfte seines Rosses, der *mañsi*-Mensch klebte an die Hüfte des Rosses hin. Zu *Gold-Kworès* seinem Vater gieng er dann hinauf. Als er oben anlangte, sprach er zu seinem *mañsi*-Menschen: „Kennst du mich?“ — Er antwortet: „Woher sollte ich dich kennen?“ — „[Nun also], bedenke, der weltbeobachtende Mann bin ich, den du siehst!“ In seines Vaters *Gold-Kworès'* silberstangiges Stangenhaus giengen sie also hinein. Weltbeobachtender Mann sprach zu seinem *mañsi*-Menschen: „Wenn du innerhalb der Türe gelangst, bleibe an einem Orte im Hause stehen!“ Als sie ins Haus treten, ist dort viel Volk versammelt. Weltbeobachtender Mann von seinem Hausvolke fragt: „So vieles Volk, warum habt ihr euch versammelt?“ Das Volk ant-

wortet: „Warum wir uns alle versammelt haben, wir haben uns versammelt: unser Vater Gold-*Kworés* macht heilige Feuerflut.“ Weltbeobachtender Mann spricht: „Noch ist die Zeit nicht gekommen.“ Das Volk spricht: „Unser alter Oheim aus Jeli's Stadt ist noch nicht gekommen, man soll auch ihn fragen!“ Weltbeobachtender Mann zu seinem Volke spricht: „Zitieret ihn her.“ Ihr alter Onkel aus Jeli's Stadt wird herziert. Auf einmal nur stürzte eine Schneesturmwolke herab, ein schneesohligter Mann trat mit seinen Schneesohlen (in das Haus) ein. Der Alte aus Jeli's Stadt spricht zum Volke: „Was habt ihr mich mit so gewaltiger Kraft herziert; beinahe hätte ich meine alten Knochen gebrochen! — was für einer Sache wegen habt ihr euch versammelt?!“ — „Was für einer Sache wegen wir uns also versammelt haben: unser Vater Gold-*Kworés* macht heilige Feuerflut.“ Ihr Onkel, der Alte aus Jeli's Stadt spricht: „Noch ist die Zeit nicht da; — doch wo ist die Schrift, sehen wir sie an!“ — „In unseres Vaters Gold-*Kworés* gastsitzendem Stubenverschlag liegen die Schriften. Der Alte aus Jeli's Stadt gieng in den gastsitzenden Stubenverschlag, welche Schrift er suchte, die fand er, öffnete sie, zum Volk spricht er: „Seht her, wahrlich noch ist die Zeit nicht da!“

2. Dann trat von draussen ein Mann herein, zum Väterchen des Gold-*Kworés* er spricht: „Sieh da, bereitet ist die warme Badstube!“ Sein Väterchen Gold-*Kworés* hob er empor und trug es in die Badstube. Nachdem er sein Väterchen Gold-*Kworés* in die Badstube getragen hatte, kam der weltbeobachtende Mann [aus dem Hause] heraus. Seinen *manši*-Menschen rief er mit sich: „Komm!“ — so sprach er. In des weltbeobachtenden Mannes eigenes Haus giengen sie hinein. In dem Hause standen (sassen) drei Kessel. Die Kessel so wie sie siedeten, sprudelten über und herausfloss das Wasser. Wie sie auf die unten befindliche Erde sehen, hat von da eine beträchtliche Anzahl Volkes das herausgeströmte Wasser weggetragen. Weltbeobachtender Mann berührte die Bäuche der Kessel mit einem Tuch, ihr Sieden liess nach. Ein wenig hielten sie inne, die Kessel begannen zum zweitenmal zu siedend und überliefen wieder. Wieder eine beträchtliche Anzahl Volkes trug fort (das überlaufene Wasser). Weltbeobachtender Mann berührte die Bäuche der Kessel mit einem Tuche, das Sieden derselben mässigte sich. Sie hielten wieder inne; die Kessel begannen auch zum drittenmal zu siedend. Weltbeobachtender Mann berührte sie wieder mit einem Tuche, ihr Sieden mässigte, mässigte sich, zuletzt mässigte es sich ganz, sie siedend nun nicht mehr. Weltbeobachtender Mann spricht nun zu seinem *manši*-Menschen: „Komm, gehen wir!“ Hierauf giengen sie in das Haus des Vaters Gold-*Kworés*

3. Vater Gold-*Kworés* kam aus jener Badstube herein. Er spricht zu seinem Sohne: „Söhnchen, warum hast du vereitelt (niedergetreten) mein Streben?“ Weltbeobachtender Mann spricht: „O Vater, wie sollte ich es nicht vereiteln; ich bedauerte meine vielen Menschen!“ Weissgekleidete sieben Männer traten jetzt von aussen herein; ihren Vater Gold-*Kworés* setzten sie über die oberste Leiter von sieben Leitern. —

Weltbeobachtender Mann gieng mit jenem seinem *mañsi*-Menschen hinaus [aus dem Hause]. Weltbeobachtender Mann stieg auf den Rücken seines Tieres hinauf, seinen *mañsi*-Menschen klebte er an die Hüfte seines Rosses und so giengen sie weg. Wo er früher seinen *mañsi*-Menschen gefunden hatte, dort (liess er ihn frei).

V.

Heiliges Lied von der Herablassung der Erde aus dem Himmel.

1. Gold-*Kwores* (Gold-Himmel) Väterchen, Gold-*Kwores* Papachen hat sich in eines silbernen Spindelringes Grösse geschaffen. *S'oper*-Frau, *Kami*-Frau Mutter hat er herabgelassen, *Xul'äter*-Tochter (Teufelsfürsten Tochter) hat er erschaffen,
5. Oben-gehenden-geflügelten-*Kalm* hat er erschaffen.

Lange lebten sie oder kurze Zeit lebten sie, einmal nur spricht *Xul'äter*-Tochter zum Oben-gehenden-geflügelten-*Kalm* :  
„Zu Gold-*Kwores*, deinem Vater geh' hinauf!  
Von Gold-*Kwores*, deinem Väterchen erfrage dies:

10. „Die *S'oper*-Frau Mutter hat er herabgelassen, die *Kami*-Frau Mutter hat er erschaffen; an einem kommenden Tag wird Gold-*Kworés* Väterchen des Menschenzeitalters Welt erschaffen, der Manschenperiode Welt erschaffen;
15. diese *S'oper*-Frau Mutter, *Kami*-Frau Mutter mit irgend welcher seiner Fesseln möge er fesseln, mit irgend welchem seiner Gürtel möge er umgürten; (dann) der auf seinen Fusspitzen stehende Mensch kann es bald nicht mehr aushalten, *S'oper*-Frau, *Kami*-Frau Mutter ineinemfort dreht sich.“
20. Jetzt der Oben-gehende-geflügelte-*Kalm* zu Gold-*Kwores* seinem Väterchen also hinaufgeht. Lange gieng er, oder kurze Zeit gieng er, woher soll er dies wissen?! Einmal nur zu Gold-*Kwores*'s, seines Väterchens Wohnort er also hinaufgelangte.
25. Silberangelige sechs Türen sechs er öffnete, silberangelige siebente Türe zum siebenten er öffnete. In des türversehenen Hauses innern Raum er jetzt hineingeht, auf die Mitte der Dielen des gedielten Hauses blickt er hin: goldrändige sieben Tische sieben dort stehen,
30. neben goldrändigen sieben Tischen Gold-*Kwores* Väterchen auf goldflüssigem heiligem Trone (Stule) sitzt;

- sein goldknöpfiger heiliger Stab  
ist an seine rechte Wange geschmiegt.
35. Auf die Mitte des gedielten Hauses als er hingelangte,  
Gold-*Kwores* Väterchen seinen goldknöpfigen heiligen Stab  
von seiner Wange weghob,  
auf ihn er blickt, fragt ihn:  
„Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*,
40. welche Boten-Tier [getragene] Botschaft hast du gebracht?“  
Oben-gehender geflügelter-*Kalm* zu Gold-*kwores*, seinem Vater  
spricht:  
„Welche Boten-Tier [getragene] Botschaft ich bringe?  
Die Boten-Tier [getragene] Botschaft, welche ich bringe, ist diese:  
Gold-*Kwores* Väterchen! *Xul'-äter*-Maid [so] spricht:  
45. „Diese *S'oper*-Frau Mutter hast du also herabgelassen,  
diese *Kami*-Frau Mutter hast du also erschaffen;  
an einem kommenden Tage wirst du des Menschenzeitalters Welt  
erschaffen,  
wirst du der Menschenperiode Welt erschaffen:  
was für einer auf seinen Fussspitzen stehender Mensch wird es  
bald aushalten,
50. [denn] diese *S'oper*-Frau, *Kami*-Frau Mutter in einem fort sich  
dreht?!  
Du mit irgend welcher deiner Fesseln fessele sie,  
mit irgend welchem deiner Gürtel umgürte sie!“
- Gold-*Kwores* Väterchen sein Haupt herabsenkte,  
bis ein eisiger Fisch, bis ein schneeiger Fisch kochen kann,
55. [so lange Zeit] wortlos (ohne mündige Zunge) so sitzt er.  
Als er sein Haupt erhob, [so] spricht er:  
„Ich erschaffe Sieben-Berg Mutter,  
lasse Parüp-Frau Mutter herab;  
auf meine rechtseitige Schulter
60. meine lebendige Schlangen-Peitsche ich schwinde:  
strom-laufende zahlreiche Bäche  
in grosser Zahl strömen von dort;  
auf meine linkseitige Schulter  
meine lebendige Schlangen-Peitsche ich schwinde:
65. schnell fliessende viele kleine Flüsse  
in grosser Zahl fliessen heraus von dort.“  
Von Gold-*Kwores*’, des Väterchens Wohnhause  
silberangeligen sieben Türen  
Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*
70. nun zum siebenten öffnet, hinaus geht,  
zur *Xul'-äter*-Tochter er hiemit herabsteigt.  
Nachdem er herabgelangt,  
*Xul'-äter*-Tochter ihn fragt:  
„Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*,

75. was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft bringst du?  
 Oben-gehender-geflügelter-Kalm spricht:  
 „Was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft ich bringe?!  
 Die Boten-Tier [getragene] Botschaft, welche ich gebracht habe,  
 ist diese:

Gold-Kwores Väterchen, Gold-Kwores Papachen [so] spricht:

80. *S'opér*-Frau Mutter, *Kami*-Frau Mutter  
 zu umgürten habe ich schon umgürtet;  
 Sieben-Berg Mutter habe ich erschaffen,  
*Parüp*-Frau Mutter habe ich herabgelassen.“

Nachdem sie lange [so] gelebt haben,  
 85. oder kurze Zeit [so] gelebt haben,  
*Xul-äter*-Tochter wenn sie sich niedersetzt,  
 auf ihrem Sitzplatz hat sie keine Ruhe;  
*Xul-äter*-Tochter wenn sie aufsteht,  
 auf ihrem Stehplatz hat sie kein Bleiben.

90. Zum Oben-gehenden-geflügelten-Kalm sie spricht:  
 „Zu Gold-Kwores, deinem Väterchen geh' hinauf wieder!  
 Von Gold-Kwores, deinem Väterchen erfrage du dies:  
 des Menschenzeitalters Welt wie soll man erschaffen,  
 der Menschenperiode Welt wie soll man erschaffen?“

95. Oben-gehender-geflügelter-Kalm hiemit hinaufgeht.  
 Lange gieng er, oder kurze Zeit gieng er, woher weiss er es?!

100. Einmal nur an des Gold-Kwores Väterchen bewohnten  
 silberangeligen siebentürigen Hauses Aussenseite gelangte er.  
 Die silberangeligen sechs Türen zu sechsen er öffnete,  
 die silberangelige siebente Türe zum siebenten er öffnete.  
 In des türversehenen Hauses Inneres er jetzt hineingeht.  
 Auf die Mitte der Dielen des gedielten Hauses er hinblickt:  
 dort also goldrändige sieben Tische stehen;  
 neben goldrändigen sieben Tischen

105. Gold-Kwores Väterchen  
 auf goldfüssigem heiligem Trone sitzt;  
 sein goldknöpfiger heiliger Stab  
 ist an seine rechte Wange geschmiegt.  
 Auf Oben-gehenden-geflügelten-Kalm blickend, [so] spricht er:

110. „Oben-gehender-geflügelter-Kalm,  
 was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft hast du gebracht?“  
 Oben-gehender geflügelter-Kalm [so] spricht:  
 „Gold-Kwores Väterchen, Gold-Kwores Papachen!  
 Die Boten-Tiere [getragene] Botschaft, die ich gebracht habe, ist diese:

115. Des Menschenzeitalters Welt wie soll man erschaffen?  
 der Menschenperiode Welt wie soll man erschaffen?“

Gold-Kwores, Väterchen  
 bis ein eisiger Fisch, bis ein schneeiger Fisch kochen kann,

- [so lange Zeit] seinen Nacken er herabbeugte.
120. Als er seinen Nacken erhob, [so] spricht er:  
 „Des unbeweglich stehenden Waldbaumes Stamm  
 wenn ihn Ruten bewachsen: lass sie seine Ruten zertreten,  
 wenn ihn Gras bewächst: lass sie sein Gras zertreten,  
 sieben Söhne aus einer Gebärmutter mögen daraus erwachsen,
125. sieben Töchter aus einer Gebärmutter mögen daraus erwachsen!“  
 Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*  
 Gold-*Kwores*, seines Väterchens  
 silberangelige sieben Türen zu sieben er öffnete,  
 zu seiner *S'oper*-Frau, *Kami*-Frau Mutter
130. also er herabstieg.  
 Als er herabgelangte,  
*Xul'äter*-Tochter ihn fragt:  
 „Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*!  
 Gold-*Kwores*, dein Väterchen,
135. was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft hat er dir gesagt?“  
 Oben-gehender-geflügelter-*Kalm* spricht:  
 „Von Gold-*Kwores* deinem Vater, Gold-*Kwores* deinem Papa,  
 gesagte Boten-Tier [getragene] Botschaft ist diese:  
 „Des unbeweglich stehenden Waldbaumes Stamm,
140. wenn ihn Ruten bewachsen: zertritt seine Ruten,  
 wenn ihn Gras bewächst: zertritt sein Gras!  
 Sieben Söhne aus einer Gebärmutter daraus erwachsen werden,  
 sieben Töchter aus einer Gebärmutter daraus erwachsen werden.  
 Hierauf *Xul'äter*-Tochter
145. des unbeweglich stehenden Waldbaumes Stamm,  
 wenn Ruten ihn bewachsen: seine Ruten sie zertrat,  
 wenn Gras ihn bewuchs: sein Gras sie zertrat;  
 sieben Söhne aus einer Gebärmutter erwachsen daraus.  
 sieben Töchter aus einer Gebärmutter erwachsen daraus.
150. Ihre aus einer Gebärmutter stammenden sieben Söhne,  
 ihre aus einer Gebärmutter stammenden sieben Töchter,  
 nachdem sie lange gelebt haben,  
 oder nachdem sie kurze Zeit gelebt haben,  
 können schon mit spitzen Holzpfeilen schießen, so gross sind sie  
 geworden
155. Oben gehenden geflügelten Tieres  
 Herz zum Beben sie bringen:  
 unten wandelnden füssigen Tieres  
 Herz in Verzweiflung sie stürzen.  
*Xul'äter*-Tochter ihre Mutter
160. zu Oben-gehendem-geflügelter-*Kalm* wieder spricht:  
 „Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*!  
 Zu Gold-*Kwores*, deinem Väterchen  
 geh' hinauf du wieder! Trage ihn dies:



165. „Meine sieben Söhne aus einer Gebärmutter sind sieh! erwachsen,  
meine sieben Töchter aus einer Gebärmutter sind sieh! erwachsen;  
aber jetzt die essbaren Rutenknospen (d. h. die tägliche Nahrung)  
woher sollen sie hernehmen,  
die essbaren Grasknospen (wo) sollen sie suchen,  
auf Herzspitze gehörigen (d. h. Hunger stillenden) schmackhaf-  
ten Bissen (wo) sollen sie suchen?“  
Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*
170. zu Gold-*Kwores*, seinem Vater wieder hinaufgeht.  
Lange gieng er, oder kurze Zeit gieng er, woher weiss er es?!  
An des Gold-*Kwores*-Väterchen bewohnten  
silberangeligen siebentürigen Hauses Aussenseite  
er wieder gelangte.
175. Die silberangeligen sechs Türen zu sechsen er öffnete,  
die silberangelige siebente Tür zum siebenten er öffnete.  
In des türversehenen Hauses Inneres er jetzt gelangte.  
Goldrändige sieben Tische sieben stehen [dort];  
neben goldrändigen sieben Tischen
180. Gold-*Kwores*, sein Väterchen  
auf goldfüssigem heiligem Trone sitzt;  
sein goldknöpfiger heiliger Stab  
ist an seine rechtseitige Wange geschmiegt.  
Als Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*
185. auf die Mitte der Diele des gedielten Hauses gelangte,  
Gold-*Kwores* Väterchen sein Haupt erhob.  
„Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*,  
was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft hast du gebracht?  
„Was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft ich bringe? —
190. Gold-*Kwores* Väterchen, Gold-*Kwores* Papachen?  
Die Boten-Tier [getragene] Botschaft, welche ich gebracht habe.  
ist diese:  
*Xul'-äter*-Tochter hat sieben Söhne aus einer Gebärmutter geboren,  
sie hat sieben Töchter aus einer Gebärmutter geboren;  
schon können sie mit spitzen Holzpfeilen schiessen, so gross sind  
sie geworden;
195. oben gehenden geflügelten Tieres  
Herz zum Beben sie bringen.  
unten wandelnden füssigen Tieres  
Herz in Verzweigung sie stürzen:  
jetzt die essbaren Rutenknospen wo sollen sie suchen,
200. die essbaren Grasknospen wo sollen sie suchen,  
auf Herzspitze gehörigen schmackhaften Bissen wo sollen sie  
finden?“  
Gold-*Kwores*-Väterchen spricht:  
„An das Gelände dichtbeholzten schwarzen Gestrüppes  
sieben Elentierkühe lasse ich herab,
- 205, sieben Elentierstiere lasse ich herab.

- Wenn ich lenzigen langen Tag erschaffe,  
 von bergenden Ruten her,  
 von bergendem Gras her, —  
 die essbaren Rutenknospen von da mögen sie suchen,  
 210. die essbaren Grasknospen von da mögen sie suchen,  
 auf Herzspitze gehörigen schmackhaften Bissen dort mögen sie  
 finden!  
 Ein Teil meines Landgebietes, ein Teil meines Wassergebietes,  
 ist baumarmes armes Moor,  
 ist grasarmes armes Moor,  
 215. grauhaarige viele Hirschkalber lasse ich dahin herab.  
 Wenn ich lenzigen langen Tag erschaffe,  
 von bergenden Ruten her,  
 von bergendem Gras her, —  
 die essbaren Rutenknospen von da mögen sie suchen,  
 220. die essbaren Grasknospen von da mögen sie suchen,  
 auf Herzspitze gehörigen schmackhaften Bissen dort mögen sie  
 finden!  
 Ein anderer Teil meines Landgebietes, ein anderer Teil meines  
 Wassergebietes  
 ist an Nahrung reiches Todten-Land,  
 ist an Wasser reiches Todten-Land.  
 225. Die essbaren Rutenknospen von da mögen sie suchen,  
 die essbaren Grasknospen von da mögen sie suchen,  
 auf Herzspitze gehörigen schmackhaften Bissen dort mögen sie  
 finden!“  
 Jetzt Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*  
 zur seiner *S'oper*-Frau, *Kami*-Frau Mutter  
 230. also herabsteigt.  
*Xul'-äter*-Tochter fragt ihn:  
 „Oben-gehender-geflügelter-*Kalm*,  
 was für eine Boten-Tier [getragene] Botschaft hast du gebracht?“  
 Oben-gehender-geflügelter-*Kalm* spricht:  
 235. „Die Boten-Tier [getragene] Botschaft, die ich gebracht habe,  
 ist diese:  
 Gold-*Kworés* Väterchen, Gold-*Kworés* Papachen  
 an das Gelände dichtbeholzten schwarzen Gestrüppes  
 sieben Elentierkühe, sieben Elentierstiere,  
 sagte er, dass er herablassen wird,  
 240. auf baumarmes armes Moor,  
 auf grasarmes armes Moor,  
 grauhaarige viele Hirschkalber,  
 sagte er, dass er herablässt;  
 an Nahrung reiches Todten-Land  
 245. an Wasser reiches Todten-Land,  
 sagte er, dass er herablässt.  
 Wenn er lenzigen langen Tag erschaffen wird,

- von bergenden Ruten her,  
 von bergendem Gras her, —
250. die essbaren Rutenknospen von da mögen sie suchen,  
 die essbaren Grasknospen von da mögen sie suchen,  
 auf Herzspitze gehörigen schmackhaften Bissen dort mögen sie  
 finden!“
- Nun die von einer Mutter seienden sieben Söhne  
 sieh, in das Gelände dicht beholzten schwarzen Gestrüppes  
 gehen.
255. sieben Elentierkühe, sieben Elentierstiere sie dort finden.  
 Hinter bergendem Gestrüppe [schleichend] nähern sie sich den-  
 selben,  
 hinter bergendem Gras [schleichend] nähern sie sich denselben.  
 Der älteste Mann von ihnen mit dem Bogen schießt :
260. die sieben Elentierkühe, die sieben Elentierstiere  
 mit einem abgeschossenen Pfeile [alle] er traf.  
 Gefrorenen Fettes Fülle fanden sie dort,  
 gekühlten Fettes Fülle fanden sie dort.  
 Aus rohem Felle Zwischenziehriemen sie dann machten,  
 auf zweigekinnnten kinnigen Schlitten luden sie auf,
265. und zu ihrer Mutter, der *Xul'-äter*-Tochter kamen sie heim.  
 Nachdem sie [dort] lange gelebt haben,  
 oder nachdem sie [dort] kurze Zeit gelebt haben,  
 sieh, auf baumarmes armes Moor sie gehen,  
 sieh, auf grasarmes armes Moor sie gehen,
270. grauhaarige viele Hirschkalber sie dort finden.  
 Der älteste Mann unter ihnen  
 hinter bergendem Gestrüpp [schleichend] nähert sich ihnen,  
 hinter bergendem Gras [schleichend] nähert sich ihnen.  
 Sein einmal abgeschossener Pfeil
275. grauhaarige viele Hirschkalber in grosser Anzahl trifft.  
 Gefrorenen Fettes Fülle sie wieder fanden,  
 gekühlten Fettes Fülle sie wieder fanden;  
 auf zweigkinnigen gekinnnten Schlitten sie es wieder aufluden,  
 zur *Xul'-äter*-Tochter, ihrer Mutter heim sie es schlepten.
280. Lange lebten sie, oder kurze Zeit lebten sie [dort],  
 einmal nur die von einer Mutter geborenen sieben Söhne  
 zur *Xul'-äter*-Tochter, ihrer Mutter sie sprechen:  
 „Gold-*Kwore's* unser Väterchen  
 an Nahrung reiches Todten-Land erwähnt,
285. an Wasser reiches Todten-Land erwähnt;  
 dies an Nahrung reiche, an Wasser reiche Todten-Land  
 zu suchen gehen wir weg.  
 Bis wir zurückgehen,  
 einspündige sieben Kessel [Hirsebier] braue (rühre)!
290. Wir lassen unsere Hände ruhen, lassen unsere Füße ruhen.“

- Die von einer Mutter geborenen sieben Männer  
jetzt das Todten-Land aufzusuchen gehen.  
Lange giengen sie, oder kurze Zeit giengen sie,  
in eine baumarme arme Gegend gelangten sie hinaus,  
295. in eine grasarme arme Gegend gelangten sie hinaus,  
an des *Jäx-utmen* [Sees] Ufer gelangten sie hinaus.  
Auf den *Jäx-utmen*-See sie blickten:  
eisenbrüstige sieben Taucherenten  
zu sieben sich wiegen [auf den Wogen],  
300. eisenbrüstige sieben Taucherhühner  
zu sieben sich wiegen [auf den Wogen].  
Der älteste Mann unter ihnen spricht:  
„Hinter bergendem Gesträuch werde ich selbst mich an sie her-  
anschleichen,  
hinter bergendem Gras werde ich selbst mich an sie heran-  
schleichen;  
305. bis ich meinen Pfeil nicht loslasse, Pfeile nicht lasset ihr los,  
bis ich meinen Bogen nicht abspanne, ihr euere Bogen nicht  
spannet ab!“  
Hinter bergendem Strauche schleicht er sich jetzt an sie heran,  
hinter bergendem Grase schleicht er sich jetzt an sie heran.  
Auf bugigen (gekinnten) Bogens Bug kaum legt er seinen Pfeil:  
310. hinter ihm des jüngsten Mannes  
seidener Sehne zitternder Ton erklingt.  
Der eisenbrüstigen sieben Taucherenten  
Brüste hat er nur blutig gestreift;  
der eisenbrüstigen sieben Taucherhühner  
315. Brüste hat er nur blutig gestreift.  
Mit blutigen Brüsten die sieben Taucherenten  
kranichfüssige (vielmündige) viele Flüsse  
in grosser Anzahl entlang laufen;  
mit blutigen Brüsten die sieben Taucherhühner  
320. kranichfüssige viele Flüsse  
in grosser Anzahl entlang laufen;  
der siechtumlosen Erde Gebiet  
mit Siechtum überschwemmt sie also;  
der krankheitlosen Erde Gebiet  
325. mit Krankheiten überschwemmt sie also.  
Der älteste Mann schilt [ihn];  
„Wenn ich geschossen hätte auf sie,  
diese eisenbrüstigen sieben Taucherenten,  
diese eisenbrüstigen sieben Taucherhühner,  
330 wie Frühjahrsfische auf einen guten Birkenstab,  
so hätte ich sie aufgespiesst alle [auf meinen Pfeil];  
wie Herbstfische auf einen guten Birkenstab,  
so hätte ich sie aufgespiesst alle [auf meinen Pfeil].  
Jetzt hast du der siechtumlosen Erde Gebiet

335. mit Siechtum, sieh! überschwemmt,  
ihr krankheitsloses Gebiet  
mit Krankheiten, sieh! überschwemmt

Zur *Xul'äter*-Tochter, ihrer Mutter  
jetzt zurück sie sich wenden.

340. Lange giengen sie, oder kurze Zeit giengen sie,  
Zur *Xul'äter*-Tochter, ihrer Mutter heim sie gelangten.  
Die einspundigen sieben Kessel Hirsenbier waren bereitet.  
Die von einer Mutter geborenen sieben Söhne nun zechten.  
Lange zechten sie, oder kurze Zeit zechten sie, sie wissen es nicht.

345. Als sie [aus ihrem Schlafe] erwachten,  
war der älteste Mann im Rausche wahnsinnig geworden.  
Sein selbst getragenes dichtringiges Ringpanzerkleid  
in kleine Stückchen zernagte er;  
auf seine eigenen Füße, auf seine eigenen Hände spie er sie hin.

350. Des Wiesentieres (Bären) haariger Pelz ist daraus entstanden.  
Den mit sieben Pfeilen versehenen Ring-Köcher  
in kleine Stückchen zerbiss er;  
auf seine eigenen Füße, auf seine eigenen Hände spie er sie hin.

- 355 des Wiesentieres fünfhackige Hackenpfoten (fünfkralige Vorder-  
füße) sind daraus entstanden,  
des Wiesentieres fünfhackige Hackenstiefel (fünfkralige Hinter-  
füße) sind daraus entstanden.

Sein goldquastiges Schwert  
in kleine Stückchen er zerbrach;  
des Wiesentieres zehnzähliger gezählter vielastiger Pfeiler (Mund)  
ist daraus entstanden.

In unwegsamem Walde, dunklen Waldes Versteck entfernte er sich.

## Wanderzeichen der Zigeuner.

Von Dr. Heinrich v. Wislocki.

Indem die Mitglieder ein und desselben Zigeunerstammes während der Zeit ihrer sommerlichen Wanderfahrt nur in den seltensten Fällen alle zusammen bleiben können, sondern in einzelne Familiensippen (*gakkija*) getrennt unter der Führung eines Sippenvorstandes (*gakko*) ihre Wandergebiete durchziehen, so ist es beinahe selbstverständlich, dass die Wanderzigeuner sich gewisser geheimer Zeichen bedienen, die sie an den Wegen, welche sie zurücklegen, aufstecken, um ihre nachfolgenden Stammesgenossen von diesem oder jenem Vortall, Ereignis oder von irgend einer Absicht, irgend einem Plane benachrichtigen, verständigen zu können. Diese Wanderzeichen mögen aus alter Zeit herkommen, als die Zigeuner noch ein ganzes, zusam-

menhängendes Volk bildeten, wenigstens mögen sie noch aus der Zeit herrühren, wo die Zigeuner Mitteleuropa noch nicht überschwemmt hatten und noch diesseits der Donau herumschweiften. Dafür spricht schon der Umstand, dass fast alle Wanderzigeunerstämme Europa's mit wenigen Abweichungen dieselben Wanderzeichen gebrauchen. Wenigstens gilt dies für die Zeltzigeuner Ungarns, Siebenbürgens, Polens, Serbiens, Rumäniens, der Türkei. Damit eben keine Verwirrung stattfinden kann, wenn zufälligerweise Mitglieder verschiedener Stämme ein und dasselbe Gebiet durchwandern, so hat jeder Stamm noch besondere Abzeichen, die von seinen Mitgliedern den betreffenden Wanderzeichen beigefügt werden, damit die Vorüberziehenden jedesmal wissen sollen, ob diese Zeichen ihnen, oder Mitgliedern eines anderen Stammes gelten. Ausser diesen Stammeszeichen hat noch jedes hervorragende Mitglied ein besonderes Zeichen, das in dem Falle dem Wanderzeichen beigefügt wird, wenn der Betreffende allein wandert, wenn er z. B. als Kundschafter der Sippe vorausgeschickt worden ist. Der Vorstand jeder Sippe und der Wojvode jedes Stammes haben obendrein noch ihre besonderen Zeichen.

Das allereinfachste Wanderzeichen besteht demgemäss: 1. aus dem Wanderzeichen selbst, 2. aus dem Stammesabzeichen, 3. aus dem Abzeichen des Sippenvorstandes, eventuell des Wojvoden, und in besonderen Fällen 4. aus dem Abzeichen des eventuell allein irgendwohin voraus-entsendeten Mitgliedes. Diese einzelnen Zeichen bilden zusammen das Wanderzeichen, dessen jedem einzelnen Bestandteile noch 5. ein besonderes Zeitrechnungszeichen, Kalenderzeichen beigefügt ist, um die Zeit anzugeben, wann das Wanderzeichen aufgesteckt worden ist. Ich nenne diese Zeichen bloß aus dem Grunde „Wanderzeichen“, weil dieselben von den Zigeunern eben nur in den milderen Jahreszeiten, während ihrer Wanderfahrten gebraucht werden. Im Winter, wo gewöhnlich der ganze Stamm sich vereinigt oder auf einem enger begrenzten Terrain in den „Winterquartieren“, die gewöhnlich Erdhöhlen sind, sich befindet, werden diese Zeichen höchst selten gebraucht. Die Zigeuner Ungarns, Siebenbürgens und Rumäniens nennen diese Wanderzeichen: *sikajimako*, die serbischen und türkischen Zigeuner heissen sie: *gilderpen*=Erwartung, die deutschen dagegen: *sikerpas-kerö*=Zeichen.

Solche Wanderzeichen, wenn sie auch von Mitgliedern eines fremden und öfter befeindeten Stammes herrühren, darf kein Zigeuner zerstören. Sie sind durch den Volksglauben geheiligt, denn wer solche Zeichen zerstört, den trifft all' das Unglück, welches denjenigen bestimmt war, denen das Zeichen galt. Nur diejenigen dürfen die betreffenden Wanderzeichen zerstören, denen sie eben gelten. Wer aus Uebermut sie vernichtet, wird — wenn sein Vergehen bekannt wird — für „beschimpft“ (*melales*) erklärt und aus dem Stamme ausgestossen. Wird er nach getaner Busse und nach Zahlung einer zigeunerischen Vermögensverhältnissen angemessenen bedeutenden Geldsumme in den Stamm wieder aufgenommen, so verliert er doch für immer sein eige-

nes Abzeichen, sobald er ein solches besitzt; — eine Strafe, die unter die moralisch empfindlichsten gehört, welche einen Wanderzigeuner treffen können. Ein eigenes, vom Wojvoden verliehenes Abzeichen zu besitzen, ist vielleicht der höchste Wunsch jedes Zigeuners. Es schmeichelt eben seiner Eitelkeit, zum Chor der Auserwählten zu gehören. Merkwürdig, diese Abzeichen entsprechen ihrer Natur nach im zigeunerischen Staatwesen — *si licet verbum* — unseren Orden und anderweitigen Auszeichnungen, wenn sie auch mit einem recht praktischen Zweck verbunden sind. Nur der Wojvode des Stammes kann solche Abzeichen verleihen. In öffentlicher Sitzung, die gewöhnlich nur zur Winterzeit abgehalten wird, wo eben alle Mitglieder des Stammes beisammen sind, oder sich wenigstens nahe zu einander befinden, — erklärt der Wojvode: dieser oder jener habe seiner Familie oder Sippe, oder diesem und jenem Stammesmitgliede, somit auch dem ganzen Stamme, diesen oder jenen wichtigen Dienst erwiesen, wodurch er (der Wojvode) sich bemüsstigt fühle, ihm ein besonderes Abzeichen zu verleihen. Der Wojvode erklärt nun die Form des verliehenen Abzeichens, worauf eine allgemeine Zecherei auf Kosten des Ausgezeichneten folgt. Sobald der Wojvode bei einem seiner noch nicht „beabzeichneten“ Untergebenen eine bedeutendere Geldsumme spürt, die eben für eine etwas anhaltende, allgemeine Zecherei genügt, so verleiht er dem oder der Betreffenden — *nolens volens* — ein „Abzeichen.“ -- „Früher war es anders,“ meinte ein serbischer Wanderzigeuner, namens Milivoj Rañićić, „da hatten nur wenige besondere Abzeichen; denn der Wojvode durfte nur auf Verlangen des ganzen Stammes einem seiner Zigeuner ein solches Abzeichen verleihen. Heutzutage tut er es nach eigenem Willen und gibt wem immer Abzeichen, ohne den Stamm zu fragen. Wir haben jetzt so viele Leute im Stamme, die Abzeichen besitzen, dass wir uns bald einen Pfarrer halten müssen, der uns alle diese Abzeichen aufschreibt, damit wir nicht vergessen, wer dieses Abzeichen hat und wer jenes!“

Bezüglich der unerlaubten Zerstörung der Wanderzeichen erzählte mir Herr Franz Sulok, damals Fleischer in Bezdan (Südungarn) folgenden Fall: Zur Zeit des russisch-türkischen Krieges kamen Wanderzigeuner aus Serbien und Bosnien schaarenweise über die Donau nach Südungarn. Kein Tag verging einige Wochen lang, wo nicht 20 — 30 Zigeuner durch Bezdan gezogen wären. Anfangs waren den Einwohnern diese durchwandernden Zigeuner, die sich von da nach Slavonien zu verstreuten, höchst unlieb; die Gensdarmen hatten vollauf zu tun; später aber waren sie willkommen, denn sie liessen durch ihre Einkäufe ziemlich viel Geld in Bezdan. Da traf es sich einmal, dass zwei Sippen verschiedener Stämme sich in dieser Ortschaft antrafen. Es kam zu einem mörderischen Gemetzel. Ein Teil wurde arretiert, ein Teil aber entkam. Die Verhafteten gaben an, dass ihre Gegner die Wanderzeichen vernichtet oder verstellt hätten, um sie auf unrichtige Fährte zu führen.

Die von den Wojvoden den Sippenvorständen und einzelnen

Stammesmitgliedern verliehenen Abzeichen bestehen: aus einer gewissen Anzahl von Längs- oder Quer- oder Kreuzschnitten in Holz; einer gewissen Anzahl von Pferdehaaren, Schweineborsten, Bohnen, Kürbisskernen, Stechapfelsamen, Strohhalmen, einer gewissen Anzahl von Rissen in Tuch- oder Leinwandlappen; ferner in besonderer Art zugespitzten, abgeschälten, oder aufgeschlitzten und gespaltenen oder geflochtenen Ruten und Holzern; in mit Kohle angebrachten Zeichen und Figuren

Die Wojvoden wählen sich gewöhnlich Farben zu ihrem Abzeichen, während das des ganzen Stammes gewöhnlich aus der Lage und Structur überhaupt des ganzen Wanderzeichens erkenntlich wird.

An jedem Kreuzwege, jedem einzeln stehenden Baume oder Strauche, an allen bedeutenderen Brücken und Hohlwegen, ebenso an den Lagerstätten wird von den Wanderzigeunern ein Wanderzeichen zurückgelassen. Gewöhnlich wird ein Zweiglein mit drei Nebenzweigen in die Erde gesteckt, so dass der mittlere die Richtung anzeigt, welche die betreffenden Zigeuner genommen. Oder es werden in die Seite eines Banmes, welche der genommenen Richtung zugekehrt ist, eine bestimmte Anzahl von Schnitten gemacht; oder an einen Ast Fetzen gehängt; Steine, mit Strohhalmen umwickelt und übereinander geschichtet, werden auch als Wanderzeichen benützt, wobei drei, sich den übereinander geschichteten Steinen anschliessende Steinchen die genommene Richtung anzeigen. Gewöhnlich wird in die nächste Nähe dieser Zeichen Mist und dergleichen geworfen, damit sie von Uneingeweihten nicht so leicht vernichtet werden können. Am gebräuchlichsten sind die Fetzen und man mag sich nicht im Geringsten darüber wundern, wenn man Zigeuner auch den allerwertlosesten Lappen aufklauben und aufbewahren sieht; sie verwenden ihn eben zu Wanderzeichen.

Was die an diese Wanderzeichen angefügten Zeitrechnungs- oder Kalenderzeichen anbelangt, so müssen wir vorausschieken, dass alle christlichen Zigeunerstämme der oben erwähnten Länder die Zeit nach den drei Hauptfesten der Kirche und dem *Set. Michaelstag* rechnen und zwar das Jahr in vier Teile teilen und die Zeit nach den verflossenen Sonntagen bestimmen; z. B. der siebente Sonntag nach Weihnachten der zweite Sonntag nach *Set-Michaeli* usw., denn nach Verlauf eines der obigen Feiertage beginnt man stets die Zeit mit dem ersten Sonntag zu rechnen. Beispiele werden dies Verfahren der Wanderzigeuner am besten erläutern.

Wenn z. B. der Wojvode des oberungarischen (marmaroscher) Wanderzigeunerstammes, der sogenannten „*Rejäte*“, seinen nachfolgenden Genossen kund geben will, dass er da und da am Mittwoch nach dem fünften Sonntag nach Pfingsten gewesen sei, so macht er folgendes Zeichen: ein Fetzen wird in der genommenen Richtung an einen Baum gehängt; in den Fetzen sind mit roter Wolle (dem Abzeichen des Wojvoden) fünf Nähstiche (die fünf Sonntage) der Länge nach und drei Nähstiche mitten durch die fünfe der Quere nach ge-



macht (die drei Wochentage). Solche Fetzen fand man Ende Juli dieses Jahres vom erwähnten Wojvoden herrührend, auch in A. Herrmanns Badorte *Jegenye*. Die Fetzen waren mit 10 Nähstichen der Länge nach und mit vier Nähstichen der Quere nach versehen und obendrein mit Menschenkot eingeschmiert. Diese Fetzen sollten den nachfolgenden Genossen die Nachricht geben, dass der Wojvode den Badeort Donnerstag nach dem zehnten Sonntag nach Pfingsten (also am 30. Juli) passiert habe, und der Menschenkot sollte Kunde vom Erfolg seines Unternehmens geben, d. h. dass er die Schweine des Stammes auf dem Jahrmarkt zu Bánffy-Hunyad verkauft habe.

Um nicht nur die genommene Richtung den nachfolgenden Stammgenossen anzugeben, sondern ihnen auch gewisse Nachrichten von allgemeinem Interesse zukommen zu lassen, werden diesen Wanderzeichen in letzterem Falle auch noch bestimmte Gegenstände beigefügt. Sind die Zeichen zum Teil mit Kuhdünger eingeschmiert, so bedeutet dies, dass man sich in dieser Gegend vor den Behörden in acht zu nehmen habe; ganz mit Kuhdünger eingeschmierte Zeichen zeigen an dass man wegen Diebstahl u. dgl. verfolgt werde, daher jeder auf der Hut sein soll. Mit Menschenkot eingeschmierte Zeichen bedeuten Erfolg in den Unternehmungen, überhaupt etwas Gutes von allgemeinem Interesse. Ein Fliederzweig an das Wanderzeichen geheftet, bedeutet: dass jemand der betreffenden Sippe erkrankt sei. Je mehr sogenannte „Änglein“ (*jakhori*) d. h. Blattknospen oder Blattstellen der Zweig hat, desto schwerer oder gefährlicher ist die Krankheit. Um mitzuteilen, wer erkrankt ist, wird an den Zweig das Abzeichen des betreffenden kranken Mitgliebes angeheftet; wenn dies Mitglied aber selbst kein Abzeichen besitzt, so wird das seines nächststehenden Verwandten angeheftet, indem man dasselbe doppelt, dreifach, vierfach an den Zweig neben einander bindet. Zwei Abzeichen bedeuten den Sohn, drei das Enkelkind usw. Ist ein Weib, das kein Abzeichen hat, erkrankt, so werden die Abzeichen des nächsten Verwandten oder — wenn sie verheiratet ist, des Gatten, — nicht nebeneinander, sondern aufeinander gelegt und so am Zweige befestigt. Auf gleiche Weise wird in solchen Fällen auch bei anderen Nachrichten verfahren.

Ein Birkenzweig bedeutet, dass der oder jener von der Behörde abgefangen worden ist; ein Weidenzweig dagegen zeigt Familienvermehrung an. Wenn das Kind ein Knabe ist, so bindet man an den Weidenzweig einen roten, wenn es ein Mädchen ist einen weissen Wollfaden. Ein Tannenzweiglein zeigt Verlobung und ein Eichenzweig die Rückkehr eines Mitgliebes der betreffenden Truppe den nachfolgenden Genossen an. Fell- und Lederstücke bedeuten, die Zusammenkunft in wichtiger Angelegenheit beschleunigen zu wollen. Wann und wo diese Zusammenkunft stattfinden solle, wird den Nachfolgenden auf folgende Weise bekannt gegeben: Man zeigt die Zeit der beabsichtigten Zusammenkunft durch Nähstiche in das Fell- oder Lederstück an, indem dabei jeder Stich der Länge nach einen der oben erwähnten Sonntage, jeder Querstich aber einen der Wochentage angibt. Der Ort

wird also angegeben: Es werden in das Fell- oder Lederstück quadrat- oder kreisförmige Löcher geschnitten. Ein quadratförmiges Loch bedeutet die dem Wanderzeichen zunächst liegende Stadt; zwei, drei solcher Löcher die zweit-, drittnächste Stadt. Die kreisförmigen Löcher zeigen Dörfer an. Liegt zwischen dem Platze, wo das Wanderzeichen sich befindet, und dem *Dorfe*, wo die Zusammenkunft stattfinden soll, eine Stadt, so wird dies durch ein an betreffender Stelle zwischen die kreisförmigen Löcher angebrachtes, quadratförmiges Loch angezeigt; z. B. drei kreisförmige Löcher, dann ein quadratförmiges Loch und wieder zwei kreisförmige Löcher zeigen an, dass in dieser Richtung drei Dörfer, eine Stadt und dann noch zwei Dörfer, respective ein Dorf passiert werden muss, um an den Ort der beabsichtigten Zusammenkunft zu gelangen. Das *letzte* Loch zeigt immer den Zusammenkunftsort an. Sobald ein Dorf passiert worden ist, so wird in das Wanderzeichen immer ein Loch weniger eingeschnitten.

Ein Bündel Schweineborsten an die Wanderzeichen gebunden, bedeutet „grosses Glück“ (baro baçt), das der Truppe bevorsteht (vgl. die deutsche Redensart: „Er hat ein Schweinsglück“); ein Bündel Hundehaare aber mahnen die Nachfolgenden, die Richtung ihrer Reise schleunigst abzuändern. Jede Sippe (gakkija) hat ausser ihrem Sippenamen auch noch eine Nummer, erste, zweite, dritte usw. Sippe. Will nun z. B. die erste Sippe der dritten mitteilen, dass ihr Gefahr drohe und sie die Wanderoute abändern solle, so werden in die Hundehaare drei kreierte Käter gewickelt. Kommt nun an das Wanderzeichen z. B. die vierte Sippe, so weiss dieselbe, das nicht ihr, sondern der dritten Gefahr drohe und lässt das Zeichen unberührt. Glasscherben neben den Wanderzeichen zeigen den Verlust eines Tieres an; sind dieselben winzig klein, so bedeutet das, dass das Tier kriept, wenn sie aber gross sind, so zeigt dies an, dass das Tier gestohlen worden sei oder sich verirrt habe. Sind die Glasscherben rein, so ist das Tier ein Ross; sind sie aber mit Kuhmist beschmiert, so ist das betreffende Tier ein Schwein.

Graphische Zeichen mit Kohle gemacht, bringen die Zigeuner nur an den Gebäuden derjenigen Ortschaften an, welche sie passieren. Allgemein gebräuchliche Zeichen sind: 1. ein Kreuz bedeutet: dass hier nichts zu holen sei; 2. ein Doppelkreuz=Niderträchtigkeit (düngiben) d. h. unmenschliche Behandlung; 3. ein Kreis=Geschenk; 4. ein Doppelkreis=sehr gute Leute; 5. zwei Längstriche und zwei Querstriche=hier wohnt der Richter oder eine Amtsperson; 6. zwei Kreuze und zwei Striche unter dieselben=hier werden die Zigeuner eines Diebstahls beschuldigt; 7. mehrere vertikale Linien=hier haben wir gefunden (kathe hadsiljam), d. h. hier haben wir etwas gestohlen; 8. ein Dreieck=hier kann man durch Kartenaufschlagen usw. Geld verdienen; 9. ein Kreis und in der Kreisfläche ein Kreuz=machet hier (aus Rache) Schaden! (keren paguba!); 10. zwei schlangenförmige Linien= die Frau möchte Kinder haben; 11. zwei vertikale Linien mit einer schlangenförmigen verbunden= die Frau möchte keine Kin-

der mehr gebären; 12. zwei schlangenförmige Linien durch einen Kreis gezogen=hier starb eine alte Frau; durch zwei Kreise gezogen=hier starb ein alter Mann; sind in den Kreisen Punkte angebracht, so heisst es: in Folge Todesfall Zwist wegen Erbschaft; 13. eine schlangenförmige Linie, die ein Dreieck durchschneidet= Tod des Hausherrn; 14. zwei solcher Linien durch ein Dreieck= Tod der Hausfrau; 15. zwei Kreuze und dazwischen eine schlangenförmige Linie= Treulosigkeit der Frau; 16. zwei schlangenförmige Linien und dazwischen ein Kreuz= Treulosigkeit des Gatten; 17. eine vertikale Linie darunter eine horizontale Linie und unter dieser ein Kreuz= Heiratsprojecte.

Diese Zeichen werden an solchen Stellen der Hauswände, der Einfriedigung, der Tore usw. angebracht, wo sie Uneingeweihten weniger auffallen. Diese Zeichen bewirken z. B., dass die Aussagen verschiedener Zigeunerinnen beim Kartenaufschlagen in den meisten Fällen im Grossen und Ganzen übereinstimmen.

Curort Jegenye (Siebenbürgen), August 1891.

## Kosmogonische Spuren in der magyarischen Volksüberlieferung.

Von *Ludwig Kálmány.*

### II.

#### Vom Sündenfall.

Der Sündenfall ist den Traditionen gemäss nichts anderes, als die Umwandlung der Geschöpfe in weniger vollkommene Wesen. Eine ungarische Sage erzählt:

Der Teufel betrog den armen Menschen auf jede Art und Weise; darüber beklagte sich der arme Mensch. „Na, ich helf' dir aus der Klemme!“ meinte der Teufel, „beklag' dich nicht, armer Mensch; komm', gehen wir stehlen!“ Sie giengen in den Stall einer Herrschaft. Der arme Mensch getraute sich nicht zuzugreifen, damit das Schwein nicht schreie. „Fürchte dich nicht, ich halte ihm das Maul zu!“ Es schrie auch kein einziges. Sie warfen die Schweine aus dem Stalle heraus, wobei der Teufel einem jeden Tiere den Schwanz nach rechts drehte. Der arme Mann konnte kaum ein einziges hinaus werfen, als der Teufel bereits alle hinaus geworfen hatte. Als schon alle draussen waren, sprach der Teufel: „Nun, armer Mann, hast du sie bezeichnet?“ — „Ja!“ — „Was für ein Zeichen hast du ihnen gegeben?“ — „Ich habe ihren Schwanz nach rechts gedreht!“ und dies hatte nicht er, sondern der Teufel getan. Sie begannen nun nachzusehen, und da war nur ein einziges, dem der Schwanz nicht nach rechts gedreht war. Der Teufel packte dies Schwein an, und warf es so gewaltig in die Theiss, das es zu Nichts ward. Seit der Zeit ist der Schwanz eines jeden Schweines nach rechts gedreht“ (Majdán.)

Eine andere unserer Daten erzählt, dass früher die Rinder die Fliegen von ihrem Leibe nicht abzuschütteln brauchten, sondern die Mittagsruhe genießen konnten; der Hirte konnte auch rasten. Christus kam einmal herbei und bat den Hirten um Milch, doch dieser war zu faul aufzustehen. Weil der Hirte bösherzig war, müssen die Rinder, obwol sie nichts verschuldet, die Fliegen von sich treiben. <sup>1)</sup> Eine andere Sage berichtet:

„Der heilige Erzengel Michael warf auf Befehl Gottes alle Bösen aus dem Himmel herab. Der Erzengel tat dies so lange, bis unser Herrgott nicht ‚Amen!‘ sagte. Als unser Herrgott das ‚Amen!‘ aussprach, konnte keiner weiter fallen: der eine hängt an den Füßen in der Höhe, dem anderen ragt noch der halbe Kopf aus der Erde, in die er versunken. Darum soll der Mensch, wenn er strauchelt, nicht lästern, denn es kann eben ein solcher Teufelsscheitel sein, der ihn straucheln machte, und wenn er dann flucht, kann er am Fuss ein ernstes Übel bekommen“ (Ó.-Szent-Iván.)

In den Altajer Schöpfungssagen besiegt Mandi-Sire den Ärlík und dessen Schar, von denen jeder da blieb, wohin er eben fiel. <sup>2)</sup> In der Variante der Bukovinaer Ungarn gibt Gott dem heil. Elias den Auftrag 40 Tage und 40 Nächte hindurch zu donnern und zu blitzen, und 40 Tage und Nächte hindurch fiel der Regen, und alle Teufel „fielen herab“. Als auch die Engel schon begannen herabzufallen, stellte Gott Elias' Werk ein, und wo in dem Augenblick die Teufel sich eben befanden, in derselben Stellung blieben sie bis auf den heutigen Tag. Von daher kommt es, dass man nachts ‚Funken‘ sehen kann, die jetzt hie und da zur Erde herabfallen. (Sternschuppen). <sup>3)</sup>

In anderen Sagen erscheinen die ‚gefallenen Wesen‘ als sich „schüttelnd-rüttelnd“, demzufolge auch die Luft „erzittert“:

„Nachdem auf Befehl Gottes alle stolzen Engel aus dem Himmel herabgestürzt waren, sprach er sein „Amen!“ Dann war einer oder der andere in der Luft, der andere wieder in der Erde, der dritte wieder auf der Erde. Und als unser Herrgott das „Amen!“ sprach: blieb jeder dort, wo er war. Und aus diesen wurden die Gespenster. Dann, wenn sich die Luft wie die Espenblätter bewegt — dann spielen sie einmal frei im Jahre miteinander.“ (Szöreg).

Ferner heisst es: „Als unser Herrgott noch auf Erden war, bestürmten ihn die Engel gar sehr. Als Gott wieder in den Himmel stieg, so liess er sie herabwerfen. Im Fallen hielt sich Lucifer am Monde fest, und seither kann man ihn dort sehen. (Temesköz-Lörinczfalva). — Die Osseten erblicken gleichfalls ein „höheres“ Wesen, einen Dämon im Monde“ <sup>4)</sup>

Beim Fall der höheren Wesen gedenken die Traditionen auch der „Feen“, „die so lange sie mit sterblichen Menschen noch keinen

<sup>1)</sup> In des Verf. ungarischem Werke: „Szeged népe“ (Szeged's Volk) II. 140.

<sup>2)</sup> Radloff a. a. O. I. 181.

<sup>3)</sup> Wolf, Zeitschrift f. deutsche Mythologie I. 180

<sup>4)</sup> Ausland 1884. S. 884.

Umgang gepflogen, in der Luft schweben.“ (Szegeed-Királyhalom). Aehnlich der Fall des ersten Menschenpaares in der Ueberlieferung der Neger. <sup>1)</sup> Die ungarische Tradition erzählt: „Als Adam und Eva noch im Paradiese waren, sprach die *Schlange aus dem Wasser* zur Eva: sie solle sich vom verbotenen Baum eine Frucht pflücken. Als sie beide schon gegessen hatten, liess sie Gott durch Engel mit Schwertern hinaustreiben. Vordem hatten die Menschen Flügel und konnten fliegen; nachdem sie aber gesündigt hatten, konnten sie nicht mehr fliegen.“ (Magyar-Kanizsa). <sup>2)</sup>

Ueber die Unersättlichkeit des ersten Menschen erzählt die ungarische Ueberlieferung: „Als Gott den Adam aus dem Paradiese vertrieb, befahl er ihm, sein Brot sich im Schweisse seines Angesichtes zu verdienen. Er gab ihm eine Haue, damit er um sich herum einen Kreis haue, aus dem er nicht heraustreten dürfe; die Früchte, (die im Kreise gedeihen) werden ihm für ein Jahr genug Nahrung bieten. Sie hätten auch ausgereicht, denn damals wuchsen nicht solche Aehren wie jetzt, sondern der ganze Halm war eine Aehre. Da aber Adam unersättlich war, machte er sich einen langen Stiel in die Haue, damit er weiter reiche. Auch das sah ihm unser Herrgott nach; im nächsten Jahre aber wollte Adam noch mehr, und trat aus dem Kreise. Als er heraustrat und mit der Haue rodete, sprach Gott: „Nun also Adam, du begnügst dich nicht mit dem, was ich dir gegeben habe; auch deine Nachkommenschaft soll ungenügsam sein!“ Seit der Zeit gedeiht der Weizen nicht mehr so gut, wie er früher gediehen; jetzt kann der Mensch die ganze Erde bebauen, kann sich plagen und abquälen wie ein Pferd, und doch hat er nie genug.“ (Szöreg.) — Nach einer Tradition aus Magyar-Kanizsa beredet der Teufel den Adam dazu, dass er um eine Furche mehr anbaue, als ihm Gott gestattet hatte, worauf nicht der ganze Halm Aehren gedieh, wie früher, sondern nur bis zur Hälfte. Auch dann noch gab sich der Teufel keine Ruhe, und beredete den Menschen, dass er noch mehr säe, was zur Folge hatte, dass nur so kleine Aehren gediehen, wie sie eben auch heutigen Tages zu sehen sind. — Der Weizen kommt in den ungarischen Traditionen häufig vor. „Auf dem Weizen — heisst es — sieht man nur seit der Zeit Christi Bild, seitdem er sein Antlitz in das Tuch der Veronika gewischt hat. Damals sagte er: damit ihr es ewig im Herzen behalten möget, so lasse ich es auch an euerem Brote (am Weizen) zurück; desshalb darf man auf das Brot nicht treten.“ (Szöreg). — Eine Tradition aus dem Borsoder Comitatz erzählt, dass Gott sein Antlitz deshalb auf den Weizen abgedrückt habe, damit die Menschen desto leichter die ihnen verliehene Nahrung erkennen mö-

<sup>1)</sup> Ausland 1859. S. 1132.

<sup>2)</sup> S. Weil, Bibl. Legenden der Muselmänner S. 22—23. — Pallas, Samml. historischer Nachrichten über die mongolischen Völkerschaften II. 27; Schanang *Scheitzen*, Geschichte der Ostmongolen übers. von Schmidt 5—7; Radloff, das Schamanentum u. sein Kultus 3.

gen. Nach anderen Ueberlieferungen kann man am Weizen Maria's Bild sehen. (s. Ethnologische Mittheilungen aus Ungarn I. S. 173). Die deutschen Einwohner von Nagy-Szent-Miklós sehen am Weizen Maria mit dem Jesuskindlein auf ihrem linken Arm, und erklären sich dies so, dass als Christus auf Maria's Bitten auch dann noch für Hunde und Kalzen Weizen übrig liess, trotzdem er ein Weib den Weizen verschwenden sah, er zum Andenken daran sein Bildnis dem Weizen aufdrückte. Mit Bezug auf den Missbrauch, den eine Frau mit dem aus Weizenmehl gebackenen Kuchen (lángos) trieb, heisst es: „Als Christus auf Erden wandelte, waren reichliche Weizenernten, da war aber eine Frau, die hatte ein kleines Kind, das weinte in der Wiege, als die Frau grade buk. Sie formte die Kuchen, schob sie (in den Ofen): einen schob sie hinein, den anderen zog sie heraus. Das Kind hörte nicht auf zu weinen; sie hob das Kind auf; das Kind hatte sich besudelt. Was soll sie in der Eile tun; sie wischt das Kind mit einem Kuchen ab. Gott hatte den Weizen so geschaffen, dass er drei Finger breite Aehren hatte, und solche Triebe besass, wie der Lein. Damals verfluchte Gott das Kind und die Frau, und liess nur eine (einfache) Aehre zurück; auch die erhaschte eben nur die Katze und hielt sie zurück. Da sprach Gott: „Mit dem sollt ihr euch begnügen, was die Katze zurückgerafft hat.“ (Szöreg). In einer Variante aus Ó-Szent-Iván heisst es, dass eine Frau mit Weizen, und nicht mit Kuchen also getan habe worauf jeder Halm, der früher drei Aehren getragen, <sup>1)</sup> nur eine Aehre trieb. In Szeged, in der Királyhalomer Gegend erzählt man, dass Gott „nach der Tat der Frau nichts vom Weizen zurücklassen wollte; darauf habe Sct. Peter eine Handvoll Weizen für die Hunde und Katzen zurückbehalten; davon leben wir.“ In einer Variante aus Félegyháza tut dies die heil. Maria. In Ságújfalu glaubt man, dass „als Gott die Weizenähre nach aufwärts zog (streifte), Maria die Spitze derselben ergriffen habe, damit für die Hunde etwas übrig bleibe.“ <sup>2)</sup> Mit Bezug auf das Vergehen der Frau erzählt eine Sage der Votjaken: „In Urzeiten warf eine Frau die schmutzigen Windeln des Kindes auf den früher tief herab hängenden Himmel, auf dem der Gott herumgieng. Seitdem ist der Himmel unendlich hoch emporgerückt und der Kornhalm, der früher von der Wurzel bis zur Spitze mit Aehren dicht besetzt war, treibt jetzt nur an der Spitze eine magere Aehre, und auch die nur nach schwerer Mühe.“ <sup>3)</sup> In einer Sage der Neger heisst es, dass ein Weib den tief herabhängenden Himmel, von dem bis dahin Fische reichlich herabfielen, beleidigt habe, indem sie ihn hiess, sich höher hinauf zu heben. <sup>4)</sup>

In ungarischen Traditionen ist die verbotene Frucht des Paradieses mit der biblischen Überlieferung übereinstimmend *der Apfel*, der

<sup>1)</sup> Vgl. Weil a. a. O. S. 26.

<sup>2)</sup> Vgl. Grimm, Kinder- und Hausmärchen: „Die Kornähre.“

<sup>3)</sup> *Munkácsi*, Votják népköltészeti hagyományok. (Volkspoetische Traditionen der Votjaken.) S. 53.

<sup>4)</sup> *Petermann*, Mitteil. aus Justus Perthes geogr. Anstalt Jahrg. 1856. S. 465.

in der ungarischen Volksdichtung Sinnbild der Liebe ist. Eva hat mit ihrem „namenlosen“ (nevetlen) Finger den Apfel gepflückt; deshalb blieb der Finger „namenlos“ (Szöreg). Adam verschlang gierig den Strunk des Apfels, der ihm in der Kehle stecken blieb: seit der Zeit haben wir den „Adamsstrunk“ an der Kehle (Egyházas-Kér). In Magyar-Kanizsa und Egyházas-Kér sagt man: „Als Adam und Eva im Paradiese waren, ward sie schwanger, worauf sie Gott aus dem Paradiese trieb.“ — In den Traditionen gibt es auch noch andere verbotene Früchte. So erzählt eine Sage der Votjaken: „Inmar, der Hauptgott gebot dem ersten Menschenpaare, den Kumyška nicht zu genießen, weil denselben Keremet, der Diabolus besudelt habe. Aber als Inmar die Ureltern ins Paradies führte stellte Keremet in einer zugedeckten Schüssel vergifteten Kumyška hin. Die erste Frau, von Neugierde getrieben, deckte dem Gebote Inmar's zuwider die zugedeckte Schüssel auf, trank daraus und bot davon auch ihrem Gemahl an, wovon die Folge Tod und Sünde war. Keremet hatte nämlich auch den Tod in die Schüssel hinein getan. Gott trieb sie dann aus dem Paradiese. Inmar erschuf dann an einem anderen Orte — weil er den ersten Menschen auch das Vermehrungsvermögen genommen hatte — einige Menschen, und damit diese von Keremet verschont bleiben, gab er neben jedes Menschenpaar einen Hund als Wächter.“<sup>1)</sup> Hierzu vergleiche man die ungarische Sage: „Als Frau Eva den Apfel gegessen hatte, kam Gott in den Garten und frug: wo sie sind? Adam und Eva wolien nicht hervortreten: „Herr, wir schämen uns!“ Sie hüllten sich in Feigenblätter. Als sie auf Gottes Befehl hervortraten gab Gott unserer Mutter Eva eine Schüssel; in diese Schüssel war weil unsere Mutter Eva die Frucht gekostet hatte damit sie dem Manne folgsam sei, — die Folgsamkeit hineingelegt. Dann gab ihnen Gott Samen, damit sie denselben aussäen. Und dann öffneten sie die Schüssel, in welcher das war, dass das Weib dem Manne folgen solle, denn wenn das Weib unter dem Manne gestanden wäre, so hätte es vom Apfel nicht gegessen.“ (Temesköz-Lörinczfalva). — In Lörinczfalva, Magyar-Kanizsa (und vor ungefähr drei Decennien auch in Szeged) herrschte der Brauch, dass man an Hochzeiten und bei Gelegenheit des Schweineschlachtens dem angesehensten Gaste eine zugedeckte Schüssel, in der sich ein Sperling befindet, vorsetzte.

Eine andere ungarische Ueberlieferung erzählt: „Gott trug dem Adam und der Eva auf, dass sie von jedem Obste essen dürften, nur eine Frucht sollten sie nicht anrühren. Da aber Mutter Eva wankelmütig war, so konnte sie nicht umhin, danach zu greifen und Gottes Gebot zu übertreten. Als sie in den verbotenen Apfel biss, fiel ihr Gottes Gebot ein. Sie errötete und sie schämten sich, sie hüllten sich in Feigenblätter ein und begannen herumzuirren, konnten sich aber nirgends vor Gottes Zorn verbergen; sie verbargen sich unter den Fei-

<sup>1)</sup> *Barna*, A votjások pogány vallásáról (Ueber die heidnische Religion der Votjaken). S. 5 .

genbaum. Unter dem Feigenbaum war eine Schüssel, die war zuge-  
deckt. Mutter Eva konnte sich ihrer sträflichen Neugier auch jetzt nicht  
erwehren, denn die Schlange war da und zeigte ihr die Schüssel, da-  
mit sie dieselbe aufdecke, was sie denn auch tat. In dieser Schüssel  
befand sich der Weltspiegel, in welchem Eva das Los der zukünftigen  
Welt erblickte. Als dies Mutter Eva gesehen hatte, trat Gott in das  
Paradies ein und trieb sie von dannen. Aber Mutter Eva hatte ihr  
zukünftiges Schicksal schon gesehen und wollte nicht gleich von dan-  
nen, sondern irrte herum. Dann sandte Gott einen Engel aus, der aus  
der unter dem Feigenbaum befindlichen Schüssel ein feuriges Schwert  
hervorzog, dann gieng auch Mutter Eva aus dem Paradiese.“ (Szöreg).<sup>1)</sup>

Das Paradies befindet sich nach ungarischem Volksglauben am  
Himmel. Es heisst: „Das Paradies befindet sich am Himmel und kann  
auch gesehen werden; die Sterne glänzen nach der Art, wie die Bäu-  
me des Paradieses sich hin und her neigen.“ (Szöreg). — Mit Bezug  
auf die Unfolgsamkeit des Weibes heisst es: „Eva wollte sich nicht  
fürchten, sie fürchtete sich auch nicht vor Adam. Dieser gieng nun zu  
Gott und sagte ihm, dass Eva sich vor ihm nicht fürchten wolle. Sprach  
da Gott: „Geh' und wasche dich im Flusse Tigris!“ Adam wusch sich,  
und es wuchs ihm ein Bart. Als ihn nun Eva erblickte, erschrak sie:  
wer das wol sei? Seit der Zeit fürchtet sich das Weib vor dem Manne,  
aber nicht ein jedes; manches ist so wie ein Pferd, man kann es  
schlagen, stossen — es folgt dennoch nicht. Eva wollte dann, dass auch  
sie einen Bart bekomme; sie gieng also auch zum Tigris um sich da-  
rin zu waschen. Aber da stach eine Fliege ihren Bauch. Eva schlug  
auf ihren Bauch, und dort wuchs ihr ein Bart.“<sup>2)</sup> (Egyházaskér).  
Ferner heisst es: „Adam hatte bei der Schöpfung keinen Schnurbart;  
an der Stelle des Schnurbartes stach ihn eine Fliege; Adam schlug nach  
ihr, da wuchsen ihm sofort Haare unter der Nase“ (Szöreg). — In  
der Ueberlieferung der Wotjaken sagt Inmar dem Menschen, dass er  
sterben werde, wenn er sich den Tieren unterwirft. Vor den grösseren  
Tieren hütete sich der Mensch, auf den Sperling aber gab er nichts,  
und diesem gelang es ihn zu zwicken. So kam der Tod und der Kampf  
ums Dasein in die Welt.<sup>3)</sup> — Nach dem Sündenfall wandten sich die Tiere  
gegen Adam. So heisst es in den ungarischen Ueberlieferungen: „Die  
Katze ist ein schlaues Tier; am Tage brummte sie stets der anderen  
zu, dass sie in der Nacht ihren Herren oder ihre Frau verscharre.  
Doch Gott strafte die Katze, dass sie, wenn der Abend kommt, das  
vergisst, was sie am Tage gebrummt hat. Jetzt brummt sie nun der  
anderen vergebens etwas zu, denn sie vergisst es“ (Szöreg). — „Frü-  
her war die Biene besser als jetzt. Einmal sagte sie zu Christus, dass  
der sterben solle den sie sticht!“ „Stirb auch du!“ versetzte Christus.

<sup>1)</sup> Vgl. Müller, Geschichte der amerikanischen Urreligionen S 624

<sup>2)</sup> Vgl. Mayer, Allgem. Myth. Lexikon I. 31; O. S. 19. 29.

<sup>3)</sup> Munkácsi Bernh., Votják népköltészeti hagyományok (Volkspoetische Tra-  
ditionen der Wotjaken) 52.



Seit der Zeit stirbt auch die Biene. Auch die Schlange sagte, dass der sterben solle, den sie sticht. „Gut, den du stichst, soll sterben! Aber dich soll die Erde nicht in sich aufnehmen!“ sprach Christus. Die Erde nimmt sie auch nicht auf, denn wenn die Zeit kommt, dass sie sterben soll, dann legt sie sich auf den Fahrweg, damit man sie zer-trete“ (Csanád-Apáczsa). In Egyházas-Kér erzählt man sich, dass: „die Schlange früher, als sie noch im Paradiese war, nicht gestochen habe; nur seither sticht sie.“ — Von den Strafen in Folge des Sündenfalls heisst es weiter in der ungarischen Ueberlieferung: „Damals, als unser Vater Adam noch nicht gesündigt hatte, war sein ganzer Körper so wie jetzt unsere Fingernägel; da er aber sündigte, verschwand dies. Nur die Nägel blieben als Andenken daran zurück.“ (Magyar-Kanizsa). Was die Bestrafung der Schlange anbelangt, so heisst es in ungarischer Tradition: „Wer eine Schlange sieht und sie nicht tod schlägt, der sündigt, die heil. Maria wendet sich von ihm ab, denn die Schlange ist ein von Gott verfluchtes Geschöpf, seit dem der Teufel in Gestalt einer Schlange den Menschen betrogen hat.“ (Temesköz-Lörinczfalva). Ferner heisst es: „Als Gott den Adam in das Paradies führte, gebot er ihm: „Hier sei! Paradies wachse! Menschengeschlecht vermehre dich!“ Dies kränkte den Teufel, weil er daraus keinen Nutzen hatte. In der Gestalt einer Schlange verführte er die Eva zur Sünde. Dann verfluchte Gott die Schlange. Vordem war die Schlange ein schönes Tier; Eva spielte mit ihr.“ (Egyházas Kér).<sup>1)</sup> Auch der Pfau wird in der ungar. Ueberlieferung bestraft: „Der Teufel hat ausser dem Pfau keinen anderen Vogel, denn dieser hat dem Teufel sein Fleisch verkauft und auch seine Füsse, damit er schöne Federn erhalte; er hat nun auch kein Fleisch, nur Knochen und Haut Damit er nicht übermütig werde, bekam er hässliche Füsse Der Pfau getraut sich nicht seine Füsse anzublicken, denn wenn er seine Füsse ansähe, würde er krepieren.“ (Temesköz-Lörinczfalva)<sup>2)</sup> Zur Bestrafung der Unzufriedenen gehört die ungarische Sage: „Das Kind konnte gleich nach seiner Geburt gehen; wenn es fiel, erhob es sich und gieng weiter. Als eine Frau sah, dass ihr Kind fallen wollte, haschte sie nach ihm Da sprach Gott: „Wenn es so nicht gut war, wie ich es erschaffen, so trage du jetzt ein Jahre lang oder noch länger die Sorge für das Kind!“ Seither muss man Sorge für das Kind tragen und dennoch fällt es, sobald es zu gehen beginnt“ (Egyházas-Kér).<sup>3)</sup> Vom Kuckuck erzählt die ungar. Ueberlieferung: „Der Kuckuck erbat sich von Gott das allerschönste Gewand; er war mit dem seinigen nicht zufrieden. Da ward Gott zornig auf ihn, und setzte ihm den Teufelskamm auf. Seither bereut der Kuckuck stets seine Tat und ruft traurig, denn es lastet ein Fluch auf ihm.“ (Majdán).<sup>4)</sup>

<sup>1)</sup> Vgl. *Weil* a. a. O. S. 22, 28.

<sup>2)</sup> Vgl. *Weil* a. a. O. S. 20.

<sup>3)</sup> Vgl. *Müller* Siebenbürgische Sagen: „Strafe des Ungehorsams.“

<sup>4)</sup> Vgl. *Pallas* a. a. O. II. 32; *Barna*, A Mordvinok pogány istenei (Die heidnischen Götter der Mordwinen) 36; *Kalevala* IV Runo 500; *Weil* a. a. O. 30.

Wir wollen noch einige, mehr oder weniger hieher gehörige ungarische Ueberlieferungen mitteilen

„Als Christus auf Erden wandelte, ward er müde und rief das Pferd, damit es ihn über den Morast trage „Warte, bis ich satt werde!“ sagte das Pferd. „Gut, iss denn auch dann, wenn du nicht willst!“ sprach Christus den Fluch über das Pferd aus, während er den Esel, der auf seinen Rut selbst das schon zwischen seinen Zähnen befindliche Schilfrohr fahren liess, segnete, damit er auch auf einem Misthaufen überwintern könne Aehnlich ergieng es auch dem Kuh- und Schafhirten. Früher rasteten die Rinder zur Mittagszeit, während die Schafe von den Fliegen geplagt wurden. Christus änderte an der Sache. Denn als er einmal Milch vom Kuhhirten verlangte, wollte dieser aus seiner Mittagsruhe nicht aufstehen, während der Schafhirt ihn bereitwillig bediente. <sup>1)</sup> In den Kreis der Belohnung und Strafe gehört auch die folgende ungar. Sage: „Christus gieng an den Schnittern vorbei und verlangte Wasser. Eine heiratsfähige Maid brachte ihm sogleich frisches Wasser. Als er nun mit Petrus weiter gieng, trafen sie einen faulen Hirten an, der unter einem Birnbaume den Mund offen haltend lag und wartete, dass ihm die Birnen in den Mund fallen mögen. Sct. Petrus wollte die Maid belohnen und den Burschen bestrafen, Christus aber verheiratete sie mit einander, damit der Faule neben der Fleissigen leben könne und nicht zu Grunde gehe.“ <sup>2)</sup>

Einer Verwandlung wird nach ungarischer Ueberlieferung auch das Pferd un'ezogen u. zw. durch den Teufel. Es heisst: „Das Pferd hat der Teufel erschaffen; da es aber gar zu schnell lief, nahm er ihm einen Gelenkknöchel heraus. Auch jetzt noch lief das Pferd zu schnell und nun band er ihm eine Fessel (fesselförmige Muskel) an das Bein. Seither läuft es nicht so schnell. Hätte dies der Teufel nicht getan, so wäre das Pferd rascher gelaufen, als der Teufel.“ (Ó.-Szent-Iván). In einer Variante heisst es: „Als Gott das Pferd erschaffen hatte, lief es so schnell, dass ihm auf der weiten Welt an Geschwindigkeit kein Tier nahe kam. Dies gränzte den Teufel und er schnitt ihm in alle vier Beine, damit es ihn im Laufen nicht übertreffe. Seit der Zeit kann das Pferd nicht so laufen, wie der Teufel“ (Egyházas-Kér). Hieher gehört die folgende ungar. Variante: „Gott erschuf für den Adam ein Pferd. Adam hatte keine Not mit dem Pferde, aber als ihn Gott aus dem Paradiese trieb, ward das Pferd gar zu schnellfüssig. Er klagte Gott, dass er mit dem Pferde nicht mehr umgehen könne. Da sagte ihm Gott, er solle dem Pferde in die Beine schneiden; so wuchs demselben das Oberbein. Adam ward dann ein Ackersmann.“ (Temesköz-Lörinczfalva). <sup>3)</sup> Hier spielt Adam die Rolle eines Demiurgen. Woraus nun das Pferd erschaffen ward, darüber erzählen uns auch die ungarischen Ueberlieferungen: „Pferde hatte Gott nicht erschaffen; es

<sup>1)</sup> Szeged népe (Szeged's Volk) II. 140.

<sup>2)</sup> Eben da II. 143.

<sup>3)</sup> Vgl. Weil a. a. O. S. 27. 40; Zeitschr. d. deutsch. morgenl. Gesellschaft XXX. 189.

gab nur Esel, Pferde aber keine. Die Teufel aber vermehrten sich so sehr, dass wohin immer Christus gieng, er überall lauter Teufel sah. Die Teufel foppten nun Christus und er machte aus ihnen Pferde. Manche Pferde sind auch wie die Teufel. Damals war das Pferd gar schnellaufend; es lief so schnell, dass man es kaum zum Stehen bringen konnte. Da schleuderte Christus ein Beil an das Pferd, das in dessen Bein eindrang. Seit der Zeit sieht man den Beilschnitt an den Beinen der Pferde. Das Pferd ergab sich hierauf und ist nicht mehr so schnellaufend.“ (Ó-Szent-Iván). Vgl. hiezu die mongolische Sage über Sigemuni. <sup>1)</sup> Auf welche Weise aus Teufeln das Pferd erschaffen wurde, darüber berichtet die ungarische Tradition also: „Als Gott den Adam ins Paradies berief, erklärte er ihm, dass er darin leben könne, wie er wolle, nur das solle er einhalten, was er ihm befehle. Der Pflug ackerte von selbst, denn damals gab es noch keine Pferde. Der Teufel trat hinzu, damit er an sein Wort glaube und nicht an das Gottes; aber der Pflug ackerte weiter. Da glaubte ihm Adam und der Pflug blieb stehen. Da gieng Adam zu Gott und sprach: ‚Herr, meus Schöpfer, der Pflug ackert nicht weiter!‘ Hierauf versetzte Gott: ‚Warum hast du dem Satan geglaubt? Wenn du dahin zurückgehst, so schleudere den, der neben dem Pfluge steht, an den Pflug!‘ Als Adam zurückkehrte, schleuderte er den Teufel so an den Pflug, dass er gleich in ein Pferd verwandelt wurde. Da sprach Gott: ‚Spann’ ihn ein, damit er den Pflug ziehe!‘ Seither zieht das Pferd den Pflug.“ (Egyházas-Kér). <sup>2)</sup> Eine andere ungar. Ueberlieferung erzählt: „Als Gott den Menschen pflügen lehrte, kam auch der Teufel hinzu und disputierte mit Gott, dass auch er zu pflügen verstünde. Der Teufel sagte, dass er noch vor Hahnruf den Berg aufackere. Als er die Mitte des Berges pflügte, schrie der Hahn. Der Teufel liess sogar seine Bundschuhe zurück. Der Teufel hat gerippte Bundschuhe.“ (Szeged-Madarásztó). In einer anderen ungar. Ueberlieferung wieder heisst es: „Als Gott dem Menschen das Pflügen gebot, gab er ihm einen solchen Pflug, der von selbst gieng; man benötigte kein Pferd dazu. Gott sagte dem Menschen: er solle den Pflug nur gehen lassen, wohin er (von selbst) geht und ihn nicht anrühren. Der Teufel kam hinzu und sah, dass der Mensch pflügt; er sprach zu ihm: ‚Es geht nicht gut, es geht nicht grade! keh’ dich herzu! dann wird die Furche grade sein.‘ Der Mensch wendete den Pflug, berührte ihn; der Pflug blieb stehen, er gieng nicht weiter. ‚Nun!‘ sprach der Teufel, ‚ich bringe dir schon vier Pferde, dass er gehen wird!‘ Der Teufel brachte auch solche vier Pferde, dass der Mensch mit ihnen nicht umgehen konnte: es waren Teufel und nicht Pferde. Gott kam nun zum Menschen und sah, dass er mit den Pferden nicht umgehen kann, und da schlitzte er alle vier Beine der Pferde auf, worauf diese alle langsamer giengen. Damals wurden aus den Teufeln Pferde; man darf auch den Pferden nicht

<sup>1)</sup> *Majer a a O. I, 541.*

<sup>2)</sup> *Vgl. Weil a. a. O. 40.*

recht trauen, denn sie sind aus Teufeln entstanden!“ (Szeged-Gajonya). In Egyházas-Kér sagt man noch: „Den Teufel schleuderte der heil. Petrus an die Pflugschar; so wurde er ein Pferd.“

Zum Schluss noch eine ungarische Tradition zu diesem Thema: „Als Gott den Menschen erschaffen hatte, gab er ihm einen Pflug. Dieser Pflug ackerte von selbst. Gott sprach: „Aber schlag' ihn nicht in die Seite!“ Kam hinzu der Teufel und zwang den Menschen, dass er den Pflug in die Seite schlage. Aber Adam schlug ihn nicht. Nun kam Gott und frug: „Geht der Pflug gut?“ Adam antwortet: „Nicht besonders gut! Kam her ein roter Mann und sagte, ich möge den Pflug in die Seite schlagen.“ „Nun gut, Adam,“ sprach Gott, „ich gebe dir einen Zaun, mit dem schlage dem roten Manne an den Kopf, in dieses Geschirr spanne ihn ein, lass ihn auf die Weide gehen; dann kannst du den Pflug schlagen!“ Gott gieng weg und es kam der Teufel und sagte wieder, der arme Mensch möge den Pflug in die Seite schlagen. Adam schlug den Zaun dem Teufel an den Kopf, spannte ihn ein und schlug auf den Pflug. Seit der Zeit geht der Pflug nicht mehr von selbst. Der Teufel verwandelte sich in ein fuchsrotes Pferd, Adam spannte es ein und seither zieht das Pferd den Pflug.“ (Szeged-Királyhalom).

## Türkisches Puppentheater. \*)

### Karagöz-Schaukelspiel.

Aufgezeichnet u. übersetzt von *Dr. Ignaz Kúnos*.

Hadşeiwat (trägt hinter der Bühne folgenden Achtzeiler vor):

Ist jede Schöne so voll Liebreiz und Schelmerei,  
 Hat sie so schöngefärbte blaue Augen?  
 Ist die Liebe der Schönen eben so heimlich?  
 Schatz meines Lebens, komm und lass dich nur einmal umarmen  
 Wo weilst du, o Holde, wohin soll ich kommen,  
 Was für Leute fragen, wie's dir geht und wie's mit dir steht?  
 Einmal im Monat möcht' ich dein Antlitz schaun.  
 Schatz meines Lebens, komm, lass dich doch umarmen.

(Nach Beendigung dieses Achtzeilers betritt Hadşeiwat die Bühne und hebt mit den Worten „O Du Geruhter!“ das folgende Bühnen-Ghasel an zu singen:

Ohne dass die Kerze meines Glückes brennte,  
 Strahlt unser Vorhang im Licht;  
 Für die, welche Aufmerksamkeit haben,

\*) Einleitung, türkischer Originaltext und Anmerkungen im nächsten Hefte.

Ist unser Vorhang reich an Reiz:  
 Den Vorhang zieh' vom Auge weg  
 Und nimm Anteil an dieser Rede!  
 Glaube nicht, der Vorhang sei von Leinwand,  
 Vollkommenheit ist unser Vorhang.  
 Der ich hinter dem Vorhang hervorkomme,  
 Hadſeiwat bin ich, der für Euch betet;  
 Wenn dies Schwarzauge kommt,  
 Macht es diesen unseren Vorhang erbeben.

(Nach Beendigung des Ghasels redet er folgendermassen zum Publikum:)

Zuerst habe ich ein Schattenspiel arrangiert, habe ein Zelt aufgeschlagen, eine Kerze angezündet; zeigen möchte ich ein Schattenbild; der Scheich Küſteri, unser Altmeister hat es mit dem Bemerkten gelehrt, dass Leute von Empfindung es verstehen sollten; wer nun Empfindung hat, versteht es, den andern ist das Verständnis nicht möglich, Gegenwart der Anwesenden, Versammlung von Kennern: das ist hier eine Glückszeit für Männer! Verflucht ist ein Heuchler, ein Betrüger ist der Satan. Für des Satans Gottlosigkeit, für des Allerbarmers Einheit, für Tage und Augenblicke und Glück Sr. Majestät unseres Grossherrn, des mächtigen, gnädigen, hochherzigen Kaisers, der Zuflucht (Stütze) des Weltgeistes, insbesondere aber für das Wohlbefinden der Freunde, die uns Bewunderung zollen! Das heisst, davon will ich nicht sprechen, wenn froh ich, euer Diener, ich euer Fürhbitter, ich der Staub, ich der Staubbedeckte, eine Kurzweil hatte, das für mich ein Freund wäre, dessen Hand und Gesicht gewaschen, dessen Worte wohlgeordnet, dessen Umgang angenehm wäre, und der so gut wäre, und zu dem viereckigen Zelte käme! Versteht er Verse und Gedichte, versteht er arabische und türkische Ausdrücke, ist er auch mit der Musik etwas vertraut, höre ich, wenn er redet, und hört er, wenn ich rede, so möchte ich sagen, die anwesenden Liebhaber sollen ihr Glück finden! Was war unsere Aufgabe! Unser Werk möge unser Herr richtigstellen!

„Einen Freund mir her, einen lustigen Freund!  
 Einen Freund mir her, einen lustigen Freund!“

(So ruft er und sieht, dass von Karagöz kein Laut kommt. Darauf fährt er so fort:)

Ach mein Karagöz, mein Schneeberg, mein Hyazinthengarten, mein kameradschaftlicher Freund, mein in der Fremde mir brüderlicher Karagöz! Ob er wohl zu Hause ist oder in der Wildnis? Ich will doch hingehen, an seine Thüre klopfen und ihn einladen.

Hadſeiwat (an des K. Thüre pochend): Karagöz, he, Karagöz!

Karagöz (sieht aus dem Fenster): Was gibt's, o Hadſeiwat?

H. Du bist geboren wie ein Mond zwischen zwei Wolken; ein Giessbach ist gekommen und hat die Traufe überströmt.

K. Mache dich fort, du ersaufst.

H. O weh, Bruder, wodurch?

K. Durch den Giessbach.

H. Komm, Karagöz, Karagöz!

K. Hast du eine schwarze Traube in der Hand? Machst du ein Lamm von Málič \*) zahm?

H. Komm, mein holder Freund!

K. Ich kann nicht kommen, mein alter Vater.

H. Komm, meine Herzenswonne!

K. Ich kann nicht kommen, Markt-Kaldaune!

H. Komm, mein herumstreichender Wanderer!

K. Pack dich fort; wenn ich herunterspringe, bei Gott, so zerquetsche ich dir das Gehirn!

H. Versteht Ihr Armenisch, Herr?

K. Ja wohl.

H. *Egórnaĵym*, *egórnaĵym*. \*\*)

K. *Stell's dorthin*, ich nehm's dann hin und drück's auf deines Vaters Schnurbart.

H. Könnt Ihr Griechisch, Herr?

K. O ja.

H. *Elado*, *Elado*!

K. *Hältst du* so die Hand voll, so lege die Hälfte davon dorthin.

H. Versteht Ihr Bulgarisch, Herr?

K. Gewiss.

H. *Pedi suda*, *pedi suda*!

K. *Fällt die Kuh da* ins Wasser, so pack sie am Schwanz und zieh' sie heraus!

H. Könnt Ihr Jüdisch, <sup>1)</sup> Herr?

K. Ja wohl.

H. *Wénaki*, *wénaki*!

K. *Spende viel* <sup>2)</sup>, so kriegst du Schnapps.

H. Könnt Ihr Italienisch, Herr?

K. Ja wohl.

H. *Veni quà*, *veni quà*!

K. „*Fehl' Dir was*“, so flick das Loch <sup>3)</sup>, was geht's mich an?

H. Versteht Ihr Zigeunerisch Herr?

K. Ja wohl.

H. *Udsán*!

K. *Somrulu* <sup>4)</sup> (mit diesem Worte kommt er herunter).

H. Was bedeutet das denn, Bruder?

K. Was schert dich's! sag (Imp.) „*sos körös*“ <sup>5)</sup> und damit gut.

H. Man kann auf das, was man nicht versteht, keine Antwort geben; was bedeutet das und was für eine Nation hat diesen Gruss?

\*) eine Stadt unweit Brussa.

\*\*) dies wie alle folgenden fremden Ausdrücke bedeuten „Komm her!“

<sup>1)</sup> nämlich das spanische Jüdisch.

<sup>2)</sup> eig. „Her mit dem Geld, so kriegst Du Schnapps.“

<sup>3)</sup> eig. „Gib's ein Loch, so flick' es!“

<sup>4)</sup> zigeunerisch: „Hier bin ich.“ Karagöz versteht Zigeunerisch. eine Bestätigung der Vermutung, dass er ursprünglich als Zigeuner gedacht wurde.

<sup>5)</sup> Zigeunerisch (so *keres*): „was machst du?“

K. Die Zigeuner.

H. Ich hab's nicht verstehen können, Herr.

K. Die Zigeuner, sag' ich, mein Herr.

H. (engel <sup>1)</sup>) sagt nicht, Herr.

K. Nein, nach *Wani-köi* ist er gegangen. Warum sagst du das, Kerl? Die „Zigeuner“, sag' ich.

H. Ich kann's nicht verstehen, Herr.

K. Wir machen Kohlenbecken und Feuerzangen.

H. Seit Ihr das Kohlenbecken- und Feuerzangen-Volk?

K. Nein, das Feuerschaufelvolk; Leute von *Aiwán-Serai*, von „*Aiwán-Serai*.“

H. Die Quitte ist gelb geworden? <sup>2)</sup>

K. Ha gleich wird der Apfel in deinem Gesicht rot werden; *Zelt-insassen* sind wir, Zeltinsassen.

H. Gelbes Leder, Herr?

K. Nein, rotes Saffian; aus *Sulu-Kulé* sind wir, aus *Sulu-Kulé*.

H. Sohle gib'ts in der Kuhle?

K. Da gib'ts für deinen Schädel einen Faustschlag, nimmst du den an? Zigeuner! (mit diesen Worten gibt er ihm eine Ohrfeige).

H. Kann nicht verstehn, Herr.

K. Zigeuner! (nachdem er dies laut gerufen, gibt er dem Hadseiwat eine Backpfeife, der macht sich fort). Zu welcher mich berührenden Angelegenheit ist das nötig, (zieht sich ins Haus zurück, klopft an das Tor)?

Seine Frau. Wer da? (ruft).

K. Mach auf, Alte! *ich* bin gekommen.

Frau: Wer bist du?

K. Der Mann, der die Abende Licht und Brot bringt.

Frau. Ein Krämer bist du?

K. Nein, ein Grünhändler bin ich. Weshalb fragst du, mein Herrchen, dein Mann bin ich?

Frau: Was für ein Mann von mir bist du?

K. Wieviel Männer hast du denn? Der Hausherr bin ich, der Hausherr.

Frau: Der Hausherr seid Ihr, Herr?

K. Ei ja.

Frau: Ach Herr, verzeiht, gestern abends habe ich dort mit dem Agha sogar noch eine Unterredung gehabt, wir haben die Miete nicht aufbringen können; will's Gott, so bringen wir sie in 1, 2 Tagen zusammen und zahlen sie.

K. Mensch, <sup>3)</sup> so ein Hausherr ist's nicht; ach, wie soll man der sich verständlich machen (mit Mühe macht er ihr's klar und lässt sie die Tür öffnen).

Frau: Du bist es?

<sup>1)</sup> an „Čingane“ (Zigeuner) anklingend, die Bedeutung ist „Haken.“ Čengel-köi und Wani-köi sind zwei Dörfer am asiatischen Bosphorusufer, dieses Arnautköi, jenes Ortáköi gegenüber.

<sup>2)</sup> Dies, näml. *aiwa sarardy* hat er statt *aiwan S.* verstanden.

<sup>3)</sup> *Ulán Bursch* -- werden in dieser Weise auch Frauenaugeredet.

K. Ja wohl, ich.

Frau: Wieder bist du gekommen, indem du deine Hand so hin und her schlenkerst? <sup>1)</sup>

K. Nein, ich habe beide Hände in meine Tasche gesteckt und bin so gekommen.

Frau: Was habe ich um dich aushalten müssen: Das Fleisch sehe ich <sup>2)</sup> beim Metzger, das Obst beim Fruchthändler.

K. Sei doch dankbar!

Frau: Dafür, dass ich Hungers sterbe, soll ich Dank sagen?

K. Und wenn nun deine Augen blind wären, und du keins von beiden sehen würdest?

Frau: Marsch, geh wenigstens und hole ein bisschen Reis, für die Kinder will ich etwas kochen, dass sie essen.

K. Gib nur das Geld dafür her, ich will's schon holen

Frau: Und hernach wenn ich das Geld hergegeben habe, wovon bist du denn der Gemahl?

K. Gib das Geld, dann bist du mein Gemahl.

Frau: Was habe ich von deiner Hand zu leiden gehabt? (Über diese Worte gibt's mit Karagöz Zank und Lärm, sie wirft den K. hinaus, und der fängt draussen zu weinen an).

Hadŕeiwat (kommt und sieht den K. weinen): O je, Bruder, warum hältst du dich um Mitternacht hier auf?

K. Frage nicht, Hadŕeiwat, frage nicht, ich kam nach Hause, ereiferte mich gegen die Frau, prügelte sie gehörig und warf sie hinaus.

H. Warum hältst du dich (denn) hier auf?

K. Da misch dich nicht hinein, ich habe den Stock zu schmecken bekommen.

H. Bruder, sage mir, was für eine Sache der Grund davon war.

K. Ich kam heim, und da ich sagte: „Was habe ich von dir auszustehen!“ hat sie mich hinausgeworfen.

H. Bruder, die Schuld liegt an uns, wir tun keine Arbeit noch Verrichtung.

K. Was sollen wir tun, welche Arbeit und Verrichtung sollen wir besorgen?

H. Ich besitze eine Schaukel: (*Sallyndŕak*) wenn ich die hieher (eig. an den Platz dieses Ortes) brächte, und wenn du ein ordentlicher Kerl bist, können wir etwas Geld verdienen.

K. Kerl, was habe ich in *Saladŕak* <sup>3)</sup> zu thun? werde ich in *Saladŕak* Geld verdienen?

H. Nein, mein Bruder, das ist nicht gemeint, sieh nur einmal (bikerre) her, du missverstehst (mich), eine *Bairamwiege*.

K. Eine *Bairamziege*, <sup>4)</sup> was für eine ist das?

<sup>1)</sup> Beschreibung der mechanischen Gebärden des Karagöz.

<sup>2)</sup> ohne Geld zum Einkauf zu haben.

<sup>3)</sup> ein Dorf nahe Ismid.

<sup>4)</sup> eig. Bairam-Esel, in dem K. eŕeji für beŕiji verstanden haben will. Weil am Bairam auf dem Moscheehofe eine Schaukel aufgestellt wird, so nennt man diese auch Bairamwiege.



H. Bruder, das nicht, eine Schaukel!

K. Bring sie her, wollen sehn, was das für ein Ding ist (Er bringt die Schaukel und stellt sie auf den Platz). Eine Bairamwiege ist das? Gut, Hadŕeiwat, sehr gut.

H. Sieh, Bruder, ich werde nun Kunden kommen lassen; so viel Piaster du (dann) erhandelst; sind z. B. 100 Piaster zusammengekommen, diese 100 Piaster teilen wir in 3 Teile, einen für dich, einen für mich, und einen für die Schaukel.

K. Hadŕeiwat, hat die Schaukel auch eine Seele? Ich — ja, du — ja, die Schaukel, von welcher Art ist die denn?

H. Bruder, daran gibt's Reparaturen, daran gibt's Farbe, deswegen teilen wir in drei Teile.

K. Je meinerwegen.

H. Vorwärts, jetzt steige auf die Schaukel, und ich will dich lehren, wie du die Kunden schaukeln wirst.

K. (steigt auf die höchste Spitze der Schaukel) Vorwärts, Hadŕeiwat, schaukele.

H. (sieht nach, und wird gewahr, dass Karagöz nicht in der Schaukel sitzt, sondern bis auf die Höhe des Gerüstes gestiegen ist). Steige herunter, du wirst die Schaukel zerbrechen.

K. Kerl, hast du nicht gesagt, ich sollte hinaufsteigen, sieh, nach deinem Wort bin ich hinaufgekllettert.

H. Nein, wenn ich sagte, du solltest hinaufsteigen, so meinte ich nicht hinauf, sondern dass du dich unten auf die Schaukel setzen solltest.

K. Stelle dich hinter, dass ich nicht falle, schaffe mich hinunter. (Er tritt auf Hadŕeiwats Schulter und hebt an denselben zu fragen). Hadŕeiwat, gehört diese Schaukel dir oder deinem Vater?

H. Kerl, schnell steige ab, die Schulter thut mir weh.

K. Nein, die Schaukel ist schön, deshalb frage ich.

H. (wirft bei diesen Worten den Karagöz von seiner Schulter auf die Erde).

K. O weh! (zu Boden fallend).

H. Schurke, ich habe dir gesagt, du sollst unten hingehn, ich wollte dich schaukeln; habe ich etwa gesagt, du solltest oben hinauf gehn?

K. (legt sich der Länge nach unter die Schaukel). Schaukele Hadŕeiwat.

H. (sieht, wie er unter der Schaukel liegt). Steh von da auf, Schurke (bei diesen Worten erhebt sich Karagöz und stösst gleichzeitig mit dem Kopfe an den Schaukelstuhl).

K. O je (erhebt sich): Kerl, ich bin hinaufgestiegen und du hast gesagt, ich sollte nicht hinaufsteigen, dann habe ich mich darunter gelegt, und du hast meinen Kopf daranstossen lassen (damit gibt er dem Hadŕeiwat eine Ohrfeige).

H. (lehrt ihn etwas sich schaukeln). Bleibe du hier, ich will dir jetzt einen Kunden schicken (damit geht Hadŕ. fort).

K. Schicke du nur den Kunden; Geld Dir? <sup>1)</sup> Geld? Nicht einmal einen Heller gebe ich.

<sup>1)</sup> ich soll dir Geld geben?

H. (Kehrt wieder um). Was, Karagöz, Geld Dir? Geld? so etwas sagtest du; was war das?

K. Ich sagte: Wenn wir hoffentlich Geld gewinnen und Frau *Habbe* kommt zu uns zu Gast, so wollte ich einen Honigkuchen machen.

H. Hoffentlich Karagöz (geht ab).

K. Geld? Dir? Geld? Einen Knüppel möchte ich dir nachwerfen, dass du das nehmen konntest und weggiengest.

H. (Kommt wieder). Wieder hast du da Worte gesprochen, was war das?

K. Ich sagte: Wenn wir Geld verdienen und man aus dem Hause „Holz!“ rief, wollte ich Holz kaufen.

H. Jetzt kommen Kunden (sägt's und geht fort. Mit folgendem Liede tritt nun ein Bej auf:)

„Liebe ergriff mich zu dir, o du mit dem Knospennunde  
Mit unauslöschlichen Flammen branntest du mir ins Herz die Wunde,  
Was sollte werden, hätt' ich dich nicht erschaut, zur Stunde!  
Mit unlöschbaren Flammen branntest du ins Herz mir die Wunde.“

Bej. Ich grüsse Euch, Schaukelvater! Die Schaukel des Herrn Hadšeiwat soll hier sein; ist dies eine Schaukel?

K. Marsch, geh an deine Arbeit, wer ist Hadšeiwat, wer ist Schaukel? Die Schaukel ist mein; sieh mal, was der da für Geschwätz macht.

Bej. Was geht mich das an? Mag sie dir oder dem Hadšeiwat gehören! Esel von einem Menschen, was fährst du mich so an?

K. Nein, mein Sohn, du bist auf einmal gekommen und hast gesagt, hier sei des Hadšeiwat Schaukel. Aber woher sollte ein so blutarmer Tropf wie Hadšeiwat eine Schaukel haben?

Bej. Ich bin gekommen, um mich zu schaukeln, wieviel habe ich zu zahlen?

K. Gib 1000 Piaster, mein Sohn.

Bej. Väterchen, will ich denn die Schaukel kaufen?

K. Mein Sohn, ich habe die Schaukel für 600 Piaster machen lassen.

Bej. 100 Piaster will ich geben, nun schaukele mich.

K. Mein Sohn, für weniger als 6 Para schaukele ich nicht.

Bej. Sind 100 Piaster mehr oder 6 Para?

K. Hast du „100 Piaster“ gesagt, so ist's damit Ende; 6 Para — sieh, wie viele Para das sind: 1 2 3 4 5 6, wie viel ist das?

Bej. Du scheinst ein dummer Mensch zu sein. Ich gebe dir 100 Piaster und (noch) 6 Para, dann schaffe (mich) die Schaukel hinauf!

K. Kannst du nicht von selber daraufsteigen?

Bej. O du Esel von Kerl du, spricht man so zu einem Kunden?

K. Ich will (dich) hinaufschaffen.

Bej. Väterchen, drücke mir das Bein nicht!

K. Da sagst du aber die Unwahrheit, nicht einmal meine Hand habe ich (darüber) gestrichen

Bej. Vorwärts, Väterchen, schaukele, wollen sehn!

K. (schaukelt 1, 2-mal) Du stösst deinen einen Schuh an meine Nase (sagt's und schaukelt nicht mehr).

Bej. Ich will mich nur wenigstens selber schaukeln (der Bej schaukelt sich).

K. Es brennt (schreit).

Bej. O je, Väterchen, brennt eine Stelle an dir?

K. Nein, mein Sohn, die Schaukel macht eine Pause.

Bej. Nimm die 100 Piaster da und die 6 Para!

K. Sakyn? Hüte dich, mein Sohn wenn du dem Hadseiwat begegnest, so sage ihm nicht, dass du dich auf der Schaukel geschaukelt und Geld gegeben hast.

Bej. Was schert das mich! [geht ab. Hadseiwat kommt von der andern Seite her. Als Karag. den Hadseiwat kommen sieht, legt er sich nieder und schläft.]

H. Nun sieh einmal den da, die Schaukel hat er ruhn lassen und schläft. Karagöz, he Karagöz!

K. Hurr . . . poff . . . (schnarcht).

H. (weckt den Kar.) Was schläfst du?

K. Was soll ich tun, kein Kunde ist gekommen, das wurde mir langweilig, nun schlafe ich.

H. Ist nicht jetzt eben ein Bej zu dir gekommen und hat sich geschaukelt?

K. Niemand ist gekommen, da bin ich vor Langweile eingeschlafen.

H. Hat er nicht sich geschaukelt und dir 100 Piaster und 6 Para gezahlt?

K. Niemand ist zu mir gekommen (fängt an zu weinen).

H. Ich werde den Kerl schon später drankriegen (Geht ab. — Mit einem Liede kommt eine Dame).

Dame. Guten Abend, Väterchen mit der Schaukel!

K. Danke schön, meine junge Spielzeug-Verkäuferin!

Dame. Weisst du, weshalb ich hieher gekommen bin?

K. Weshalb bist du gekommen?

Dame. Hier soll des Herrn Hadseiwat Schaukel sein; ich bin gekommen mich zu schaukeln

K. Jetzt sei böse auf das Mädchen, wenn du kannst.

Dame. Soeben ist mein Bruder gekommen, hat sich hier geschaukelt und 100 Piaster 6 P gegeben, ich will mich nun auch schaukeln.

K. Eben habe ich ihn ermahnt, es nicht zu sagen, und nun hat er es doch jedermann gesagt

Dame. Vorwärts, schaukle, aber allein kann ich mich nicht schaukeln; marsch, mit dir will ich den Gurt schlagen. <sup>1)</sup>

K. (steigt mit der Dame auf die Schaukel, schaukelt sich, kann sich aber nicht halten und fällt herunter). Au!

Dame. Weshalb bist du gefallen?

K. Mir wurde übel, (eig. meine Galle erhob sich), da fiel ich.

<sup>1)</sup> = uns vis-à-vis darauf setzen und die Beine umeinander schlagen.

Dame. Wenn das so ist, will ich mich allein schaukeln. (tut es).

K. Es brennt! (schreit).

Dame. Eine Stelle an dir brennt? (steigt herunter).

K. Nein, mein Töchterchen, die Schaukel hat eine Pause gemacht.

Dame. Nimm das Geld da, ebenso viel als mein Bruder gegeben.

K. Wenn du dem Hadšeiwat begegnest, sage nichts.

Dame. Was schert mich das? (ab).

K. (fängt an das Geld zu zählen, Hadšeiwat kommt, macht an einem Kopfbende halt und sieht zu).

H. Karagöz, was machst du (da)?

K. (wird verdutzt und fängt an „Fünf Steine“<sup>1)</sup> zu spielen). Fünf und fünf sind  $2 \times 5$ , 5 kam aus 5, der Mieter zog aus dem Hause.

H. Karagöz, was hast du denn gemacht?

K. Ich langweilte mich, da habe ich, „Fünf Steine“ gespielt.

H. Jetzt (eben) kam doch ein Bej und eine Dame, nicht wahr, alle beide? Gaben sie nicht 200 Piaster und 12 Para?

K. Nein, mir nicht, sprichst du Verleumdungen aus? Seit kurzem langweile ich mich, Geld habe ich nicht verdienen können (fängt an zu weinen).

H. Ich ertappe dich sofort! (geht in sein Haus, zu seiner Tochter). Mein Mädchen, gib mir da das Kleid deiner Grossmutter (sagt's und kommt dann verkleidet mit einem Liede zur Schaukel; zu Karagöz). Guten Tag, Schaukeldirector.

K. Guten Tag, Hexe.

H. Dass dir die Knochen knacken, woher soll ich eine Hexe sein? Ich bin hieher gekommen, um mich zu schaukeln.

K. Geh du und mag dich der Totengräber schaukeln!

H. A, was soll das heissen? Mein Sohn da und meine Tochter sind gekommen und haben sich hier geschaukelt, nun möchte ich mich auch schaukeln.

K. Was geht das dich an? Hier kannst du dich nicht schaukeln. Auf dieser Schaukel wird nur für viel Geld geschaukelt, wie viel Geld kannst du zahlen?

H. Das soll wol heissen, das hier ist immer im Betriebe.

K. Freilich, es ist im Betriebe.

H. Ist nicht Hadšeiwat dein Teilhaber?

K. Was kümmert das dich?

H. Gehört ihm nicht von dem Gelde, das du verdienst, die Hälfte?

K. Woher gehörte dies ihm?

H. Was heisst das? ist er nicht dein Associé? Schändlich, das ist Unrecht.

K. Als wäre er mein Associé, fragt er von mir die Rechnung.

H. Karagöz! (entschleiert sein Gesicht).

K. Je Hadšeiwat, ich erkannte dich und habe es absichtlich so gemacht, (sein Gesicht auf die andere Seite wendend). Man soll's glauben, ich kannte ihn nicht, (schämt sich vor sich selbst).

<sup>1)</sup> Tric-trac.

H. Sieh, ich fasse den Kerl, Gaunerei treibe nicht! (ab) (Mit einem Liede tritt laut schreiend *Deli Bekir* auf)

Bekir. Höre, Weinwirt, gib doch nur eins her!

K. Je, der Mensch meinte, hier wäre eine Weinwirtschaft; hier ist eine Schaukel, Väterchen.

Bekir. Wenn's nicht eins sein kann, dann gib zwei her!

K. Wahrhaftig, der Kerl hat das hier für eine Weinschenke gehalten. Höre, hier ist die Bairamwiege, die Bairamwiege.

Bekir. He, man soll mich schaukeln, aber sowol einschläfern als auch aufwecken, zum Weinen wie zum Lachen bringen!

K. Du schaukelst dich ja von selbst, was willst du noch mit diesem Schaukeln machen?

Bekir. Was habe ich denn alles zusammen genommen, 10 Mass Schnaps, 9 Mass Wein.

K. Da hast du wenig getrunken, du hättest Onkel Dimitris Weinhaus in deine Tasche stecken sollen.

Bekir. Lass (mich) auf die Schaukel steigen. (Kar. lässt ihn hinaufsteigen und fängt an zu schaukeln, Bekir schläft ein, es wird ihm übel und er steigt herunter). Halt, ich werde dir Geld geben (speit in die Schaukel).

K. Jetzt verweigere dem Hadşeiwat sein Recht! (ruft den Hadş.).

H. Karagöz, soll ich Gewicht und Wage (terazy) bringen?

K. Nein, bring 2 Eimer Wasser und einen Schwamm! Sieh, Hadş., ich dein Recht, in der Schaukel, da (hast du's).

H. (sieht sogleich in die Schaukel). Pu (fährt zurück).

K. Pfui! (fährt gleichfalls zurück).

H. Den Hund lässt man zu dem schleppen, der ihn getötet hat (ab).

Kar (reinigt das Innere der Schaukel ein bischen).

Mit folgenden Liede kommt ein *Jude*:

Durch das Tor von Balat kam ich herein;  
Da sassen die spanischen Jüdinnen in zwei Reihen:  
Ist es lange her, dass mein Liebchen hier vorbeikam?

Am Tore von Balat hab' ich es gesehn.  
Blau ist seine Hose, weiss seine Unterhose.  
(Gar schön ist mein Lieb, zierlich seine Art.

Jude. Guten Abend, Schaukelvater „Kara-ujaz“. \*)

Kar. Dein Hinterer soll leben, Schacherjude!

Jude. Vorwärts an deine Arbeit, Roton-Wasser, Lotterbubensohn und Lümmel; sieh nur die Fratze in Kartoffelform, ein Abtritt der Muselmänner! Vorwärts, ich bin schaukeln gekommen: für wieviel Piaster leckst du mir den . . . . .

Kar. Schacherer, mach nicht, dass ich anfangs zu schimpfen!

Jude. Wenn du nun für so und so viel Geld mir den . . . . . leckst, wirst du mich dann schaukeln?

\*) schwarzer rändiger.

Kar Kerl, wie viel kannst du zahlen?

Jude. Vorwärts, 2 Fünfer will ich geben, schaukele mich!

Kar Geht nicht!

Jude. Vorwärts, 4 Hunderter sollen's sein!

Kar Geht nicht!

Jude Vorwärts, 8 Fünfziger mögen's sein!

K. Geht nicht!

Jude Vorwärts, 16 Fünfundzwanziger!

K. Vorwärts, her mit den Geld, Schacherjud!

Jude. Da hast du 2 Fünfer!

K. Kerl, das sind ja 10 Piaster.

Jude. Fängt das Handeln immer wieder von neuem an?

K. Du wolltest doch 16 Fünfundzwanziger geben

Jude. Sind das nicht genau 10 Piaster?

K. (rechnet und sieht, dass es genau 10 P sind) Er hat mich beschwätzt, es ist ein Jude (lässt ihn in die Schaukel steigen).

Jude. Sieh dich mal an, Kara-ujaz; wenn ich sage „Schaukele“, so tust du's nicht, und wenn ich sage „Schaukele nicht“, so tust du's.

Kar. O du verdrehter Kerl du!

Jude. Schaukele nicht!

K. Ich schaukele ja nicht.

Jude. Willst du nicht schaukeln?

K. Nein!

Jude. Schaukele!

K. (fängt an zu schaukeln).

Jude. Schaukele nicht! (bei diesem Wort lässt er ihn von der Schaukel fallen, und der Jude wird ohnmächtig. Als Karagöz das sieht, läuft er in sein Haus).

H. (Kommt, sieht, dass der Jude gefallen und bewusstlos geworden ist, nimmt die Schaukel zusammen und geht (wieder fort).

K. (sieht, dass der Jude da liegt, und legt sich selbst neben ihn. Der Jude kommt wieder zu sich, sieht den Karagöz neben sich liegen, gibt ihm ein paar Fackpfeifen und legt sich wieder hin).

H. (Kommt und sieht den Karagöz da). Junge, Karagöz, du hast den da von der Schaukel und in Ohnmacht fallen lassen, wir wollen nun seinen Gesellen Nachricht geben, und die sollen ihn in sein Haus schaffen. (Sie melden es, die nehmen den Juden und bringen ihn nach Hause. Zu Karagöz): Was für Sachen hast du gemacht?

K. Deine Mutter sollen die Christenpfaffen und- Mönche ins Gerede bringen!

H. Guten Erfolg! Du hast die Bühne vernichtet und zerschlagen (?); ich will gehn und dem Besitzer Nachricht geben.

K. Alle Redefehler, die wir gemacht haben, möge man verzeihen! (macht die Grussgebärde und geht ab).

## Recht und Unrecht.

Ein magyarisches Märchen mit seinen Varianten und Parallelen.

Von Dr. L. Katona.

## II. Varianten und Parallelen: .

*Magyarisch: I. Kriza, Vadrózsák 403: Az Igazság és Hamisság útazása* (Reise der Wahrheit und Falschheit). W. u. F. begegnen sich auf der Reise. F. fordert W. zur Kameradschaft und Teilung des Reisevorrates auf. W. willigt ein. Zuerst wird die Barschaft der W. aufgezehrt. Als nun die Reihe an das Reisegeld der F. kommen sollte, fordert diese (eigentlich *dieser*, denn die personif. Vertreter der W. u. F. sind männlich gedacht) den Genossen auf, sich ein Auge ausstechen zu lassen, um dafür etwas von der Wegzehrung einhandeln zu können. W. verliert auf diese Art das zweite Auge, dann einen Arm nach dem andern. W. kommt nun also verstümmelt unter einen *Galgen*. Das Gespräch wird von *Teufeln* geführt. Der älteste rühmt sich, einen gelehrten Arzt getötet zu haben, der eben die Erfindung gemacht hatte, wie die vom Teufel verkrüppelten und geblendeten geheilt werden könnten. Der jüngere erzählt, dass in dieser Nacht alle Lahmen und Blinden Heilung ihrer Gebrechen finden, wenn sie ihre kranken Glieder mit dem Taue netzen, der zur besagten Zeit fällt; der dritte gibt das Brunnengeheimnis kund. Mit der Zeit kommt F. verarmt zur W. Jus talionis. F. will ebendasselbst Heilung suchen, wo W. sie gefunden. fährt aber dabei übel, da die über ihr Belauschtwerden erbosten Teufel ihn zerreißen. Lehrhafter Schluss wie oben. Episode der kranken Königstochter fehlt. Für den Stadthauptmann in der wasserlosen Stadt ist bei Kriza ein König eingeführt. W. bleibt reich belohnt in der Stadt, die er von ihrer Not befreit. Fundort: *Háromszék*. \*)

*II. Nyelvőr, XIII, 378: A két testvér* (Die beiden Brüder.) Zwei Br., von denen der eine reich, der andere arm, gehn eine Wette über die Frage ein, was vorteilhafter sei: gerecht oder ungerecht zu handeln? Als Schiedsrichter werden zuerst ein Gutsherr, dann das Gericht selbst angerufen. Beide entscheiden sich zu Gunsten des reichen Bruders, der den Armen seiner Ochsen beraubt und dann *geblendet* unter einen *Galgen* führt. *Zwei Raben* verraten, wie die Blinden durch das Wasser, welches auf der Galgenwiese emporquillt, zu heilen sind. Der arme Blinde erlangt zuerst sein eignes Augenlicht zurück und heilt dann die Blinden der nächsten Stadt, wodurch er reich wird. Er misst sein Geld mit einem Scheffel, den er von seinem reichen Bruder entliehn. Der ältere fragt nach der Herkunft seines Reichtums. Will es dem jüngeren nachmachen und wird beim Horchen unterm Galgen von den beiden Raben getötet. — Die Erzählung ist sehr confus. Fundort: *Domokos*.

\*) Eine Var. aus Udvarhelyszék hat Kriza im „Szépirodalmi Figyelő“ mitgeteilt.

III. *Paul Gyulai's* Bearbeitung: „Wahrheit und Lüge“ (ins Deutsche übersetzt von Ad. Dux). Die Geschwister Wahrheit und Lüge gingen auf die Wanderschaft. Ihre Mutter gab ihnen je 20 Brötchen. Unterwegs beredet die Lüge die Wahrheit, gemeinsam zuerst deren Vorrat aufzuzehren. Als der alle war, wollte die Wahrheit vom Vorrat der Lüge essen. Sie musste aber hiefür der Reihe nach ihre Ohren, Hände, Füße und Augen hergeben. Und so wandern Beide in der Welt herum, indem die taube, blinde und verstümmelte Wahrheit von der Lüge geführt wird.

IV. *Gaal György*. Magyar Népmese-gyűjteménye... III. (1860.) S. 176 = No. 47: A szerencsétlenség jól esett. — Bereits in Gaal's Märchen der Magyaren (1822) erschienen. (S. 175.) Registriert von Reinh. Köhler und Cosquin (S. weiter unten) Der letztere führt bei ders. Gelegenheit noch *Erdélyi-Stier No. 10* an. Beide stehn mit Grimm No. 107 (ältere Ausg.) im nächsten Zusammenhange.

V. *Cosquin und Oesterley* erwähnen a. a. O. noch eines hiehergehörigen Märchens der *Majláth'schen* Sammlung (Brünn 1825, 2 Aufl. Stuttgart u. Tübingen 1837), welches in der „Semaine des familles“ 1866–67, p. 4. auch in frz. Übers. erschienen ist.

VI. Die dieser Zusammenstellung zugrunde gelegte Fassung. *Ethnol. Mitt. a. Ungarn II. S. 38.*

Für die nicht-magyarischen Parallelen vgl. Reinhold Köhler's Anmerkung zu Widter und Wolf No. 1 im Jahrbuch für roman. und engl. Lit. VII, 3 ff. und *Cosquin*, Contes pop. de Lorraine (Paris 1886) I, 87 ff.

Von den europäischen Versionen sind besonders zu erwähnen: die bisher älteste Aufzeichnung des Märchens im cap. 28 des *Libro de los Gatos* (Katzenbuch), einer spanischen Fabelsammlung vom Anf. des XIV. Jh. (Vgl. Jahrb. f. rom. u. engl. Lit. VI, S. 18.) Nach Oesterley (Germania 1864, S. 126 u. 1871, S. 129) ist aber dieses span. Werk nur eine Übers. der im letzten Drittel des XII. Jh. verfassten *Narrationes* des engl. Cistercienser-Mönches *Odo de Ciringtonia* — Dann die ebenfalls litterarische Variante in *Pauli's* Schimpf und Ernst (1519) Kap. 464 (Vgl. die Ausg. von Oesterley in der Bibliothek des Litter. Vereines in Stuttgart. Kap. 489–90: Von falschheit vnd betrügnis. S. auch die reichhaltigen Nachweise daselbst.) Von den obigen magyarischen Varianten steht die II. (Nyelvör XIII, 378) der Version *Pauli's* am nächsten. — Hier wäre noch anzuführen: *Pelbartus de Themesvar* (Pomerium sermon. de sanctis. 1. 2. Hagenów. 1562. fol.) pasc. 8. Y. (Angef. bei Oesterley, a. a. O.)

Von sonstigen Varianten sind zu erwähnen:

1. deutsch bei Grimm No. 107 (dazu III. 188 und vgl. No. 97 mit III, 176 u. 342); Proehle, Märchen f. die Jugend No. 1 (Halle 1854); Ey. Harzmärchenbuch (Stade, 1862) S. 183; Zingerle, Tiroler Kinder- u. Hausm. I. No. 20 (Innsbruck. 1852); Sutermeister, Kinder- u. Hausm. aus d. Schweiz (Aarau, 1869) No. 43 u. 47; siebenbürgisch-sächsisch bei Haltrich, Volksmärchen, der goldne Vogel; bei Wolf, Deutsche Märchen u. Sagen (Leipzig 1845) No. 4.



2. *dänisch* in Molbech, Udvalgte Eventyr, No. 6. und Grundtvig, Gamle danske Minder III. 118.

3. *norwegisch* bei Ashjörnsen og Moe, Norske Folkeventyr No. 49 (= deutsche Ausg. von Bresemann in Berlin 1847, II. S. 166.)

4. *finnisch* bei Eero Salmelainen (Erik Rudbeck), II. 172 — E. Beauvois, Contes pop. de la Norvège, de la Finlande et de la Bourgogne (Paris 1862) p. 139; die *ehstnische* in „Wiron Satuja“ (Ehstland's Märchen) St. Michael 1849, 2. Ausg. S. 5.

5. *russisch* bei Goldschmidt, Russ. Märchen (Leipzig 1883) S. 61.

6. *wendisch* in Haupt u. Schmalers Volkslieder der Wenden (Grimma, 1843) II. S. 181.

7. *böhmisch* bei Gerle, Volksm. d. Böhmen, I. S. 347; Waldau, Böhm. Märchenbuch (Prag. 1860) S. 271.

8. *serbisch* bei Wuk, Volksm. der Serben (Berlin, 1854) No. 16 und bei Jagić, im Archiv f. slav. Phil. „aus dem südl. Märchenschatz“ No. 55; *kroatisch* bei Fr. S. Krauss, Sagen u. Märchen d. Südslaven, I. No. 740

9. *neugriechisch* bei Hahn, Griech. u. alb. Märchen (Leipzig, 1864) No 30

10. *rumänisch* (aus Siebenbürgen) im „Ausland“ 1857, S. 1028.

11. *zigeunerisch* aus der Bukowina, bei Miklosich, Üb. die Mundarten und Wanderungen der Zigeuner Europa's, (in den Mitteil. der Wiener Akademie d. Wiss. XXIII, 1874) No 12. und aus den ungarischen Karpaten, mitgeteilt von J. Kluch, bei Miklosich, Beiträge zur Kenntnis der Zigeunermundarten, IV. Wien 1878. S. 3—7.

12. *italienisch* bei Widter und Wolf, Volksmärchen aus Venedig, im Jahrb. f. roman. u. engl. Litteratur, VII No 1 (S. 3.) Dann aus Toscana, bei Nerucci, Sessanta Novelle pop. Montalesi (Firenze 1880), No. 23; aus Wälschtirol, bei Schneller, Märchen u. Sagen aus Wt. (Innsbruck 1867), No 9, 10 u. 11.

13. *französisch* bei Cosquin a. a. O. No. 7 (S. 84 ff. mit den oben erw. Anmerkungen.) Bei Luzel, Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne (Paris. 1881) p. III. und in dess Veillés bretonnes (Morlaix, 1879) p. 258. Ferner die *baskischen* bei Cerquand, Légendes et Récits pop. du pays basque (Pau, 1875—76) I. S. 51 und bei Vinson, Le Folk-lore du pays basque (Paris 1883) S. 17 und J. M. de Goizueta, Leyendas vascongadas 3. ed. (Madrid 1886) S. 9.

14. *katalanisch* im Rondallayre von Maspon y Labros (Barcelona, 1875) I. S. 68.

15. *portugiesisch*, bei Coelho, Contos pop. portuguezes (Lisboa, 1879) No. 20.

16. *irländisch* bei K. v. K.(illinger), Sagen u. Märchen (aus Irland) II. S. 23.

17. *albanesisch*, Der Gerechte und der Ungerechte, deutsch von J. U. Jarnik in Zeitschrift für Volkskunde. II. B. 7. H. S. 264—265.

Von *aussereuropäischen* Versionen sind bei Cosquin und Oesterley (zu Pauli a. a. O.) die folgenden verzeichnet:

Tausend und eine Nacht (Ausg. des Panthéon littéraire S. 717. — Ein *kirgisches* M. bei Radloff, Proben der Volkslit der türkischen Stämme Süd Sibiriens, III. S. 343. Ein *sarikoli* M. (aus den westl. Thälern des Pamir-Plateau's), im Journal of the Asiatic Soc. of Bengal. vol. 45, part. I. No. 2. p. 180 — Eine Version aus *Bengal* im Indian Antiquary, 1874. p. 9. Zwei *kamaonische* (vom Fusse des Himalaya-Gebirges), bei Minaef, Indiiskia Skaski y Legendy (St. Petersburg 1877). No 42 u. 16. In Süd-Indien: Ind. Antiquary, octobre 1884. p. 285. — Vgl. auch Benfey's Pantschatautra I. S. 13 ff. — Ein *Kabylon-Märchen* bei Rivière, Recueil des contes pop. de la Kabylie de Djurdjura (Paris 1882). S. 35.

## Die Zipser Volkssage von Kasperek. <sup>1)</sup>

Von Bertalan Matirko jun.

(Vorgelesen in der Vortragssitzung vom 10. Mai 1890.)

Um die Auslagen des Feldzuges gegen die Venetianer zu decken, verpfändete König Sigismund 1412 die 13 Städte der Zips, sowie die Besitzungen Lublo und Podolin dem polnischen Könige Ladislaus. Lublo ward der Sitz der Starosten, welche über diese Städte eingesetzt wurden. Der Einfluss dieser 400 jährigen polnischen Oberhoheit ist heutzutage in der Zips nur noch an Lublo bemerkbar, das die einzige polnische Stadt in Ungarn ist. Reich ist diese Gegend an Sagen, die alle ein mystisches Motiv haben, und von denen die „Kasperek-Sage“ in vieltacher Beziehung für den Volksforscher von bedeutendem Interesse ist.

Kasperek, so erzählt das Volk, war ein Bürger zu Lublo, der mit Wein nach Polen, nach Warschau handelte. Auf Flößen führte er auf dem Poprad-Flusse die weingefüllten Fässer nach Polen und brachte auf diesem Wege leere nach Hause. Einmal kam er nach Warschau, als sein Handelsfreund abwesend war; die Gattin desselben übergab dem Kasperek die Kellerschlüssel, damit er so vorgehe wie früher, d. h. die weingefüllten Fässer einlagere und die leeren mit sich nehme. Kasperek, den Keller durchforschend, fand ein Fässchen mit Gold gefüllt. Er nahm es mit seinen leeren Fässern unbemerkt mit sich nach Lublo, wo er nun in Ruhe lebte. Der Warschauer Kaufmann bemerkte den Diebstahl, und erschien unverhofft in Lublo. Kasperek leugnete und schwor auf die heil. Dreifaltigkeit: Seinen Körper möge die Erde ausspeien, der Himmel seine Seele nicht aufnehmen, so er falsch schwöre! Am dritten Tage starb er. Nachdem man ihn beerdigt begann er als Gespenst herumzuwandeln. Er hatte weder in der Erde, noch im Himmel Ruhe. In der Nacht besuchte er die

<sup>1)</sup> Siehe „Ethnographia“ I. Jahrg. S. 261 ff.

Schlafenden und sog ihr Blut. Auch seine Gattin besuchte er; bat und flehte, man solle sein Vergehen wieder gut machen, denn er habe weder in der Erde, noch im Himmel Ruhe. Man öffnete also sein Grab. Sein Körper schien der eines Schlafenden zu sein; vom ausgesogenen Menschenblute ward er von Tag zu Tag fetter, schöner. In seinen Händen fand man ausgeraute Haare, an seinem Gewande Blutstropfen. Seinen Leichnam trug man auf den Mariplatz, sein Haupt schlug man mit einer Grabschaufel auf dem nördlichen Eckstein der Kirche ab. Der Kopf fiel vom Rumpfe, Blut strömte aus der Wunde. Aber Kasperek trieb sein Unwesen weiter; am helllichten Tage biss und würgte er die Reisenden, die Feldarbeiter usw. Wo man ihn erwähnte, da erschien er blitzschnell. Die Reichen beraubte er, die Armen beschenkte er.

Der Stadtmagistrat beschloss, die Leiche ausgraben und verbrennen zu lassen. Mitten auf dem Marktplatze wurde die Leiche verbrannt. Die Leiche lachte inmitten der Flammen, quackte wie ein Frosch, hob bald das rechte, bald das linke Bein empor; Kasperek aber sah seiner eigenen Verbrennung vom nächstgelegenen Hausdache zu. Wo er von nun an erschien, dort fieng alles Verbrennbare Feuer; sobald aber Menschen erschienen, um den Brand zu löschen, flogen weisse Tauben aus den Flammen empor und keine Spur des Feuers war sichtbar. Bisweilen täuschte er nur das Volk, bisweilen aber wütete das Feuer in mehreren Stadtvierteln zu gleicher Zeit. Ungarns und Polens Bischöfe kamen in Lublo zusammen, um das Unheil zu bannen. sprachen den Exorcismus über die böse Seele aus und verfluchten den Kasperek in die Sároser Burg, die ausserhalb der Zips liegt. In einem Turm dieser Burg harret Kasperek, an den Schweif eines weissen Rosses gebunden, seiner Erlösungsstunde. Nach jedem Jahrhundert reisst ein Rosshaar und wenn alle Haare des Rosschwefes zerrissen sind, dann erst kann K. vor Gottes Richterstuhl treten. . . .

Dies der Inhalt der Sage, so wie sich dieselbe die Lubloer Einwohner erzählen. Kasperek lebte in der Tat und ist keine fingierte Gestalt. Er trieb nach seinem Tode sein Unwesen im Frühjahr 1718 unter dem Starosten *Theodor Lubomirsky* (1702—1754). Der ungarische Historiker *Mathias Bél* hat diese Geschichte auch verzeichnet (*Hungariae antiq. et novae Prodromus . . . etc. . . auctor Math. Bellius Pannonius. Norinbergae 1723. Lib. II. p. 103*). *Samuel Weber* schreibt in seinem Werke: „Zipser Geschichts- und Zeitbilder“ (Leutschau, 1880) S. 63 u. A. über Kasperek also: „Man grub hierauf den Leichnam aus, und liess ihn verbrennen, weshalb die Stadt, die den Aberglauben zu nähren schien, bestraft wurde.“ Dies ist ein Missverständnis des Originals, wo es heisst: „Cadavere, haud sine superstitionis crimine exusto, novo iterum incendio a nefando isthoc spectro oppidum muletatum fuit.“ Abgesehen von *Bél*, spricht schon der damalige Zeitgeist dagegen. Solche Verbrennungen gehörten ja zu den damaligen Hexenprocessen und waren an der Tagesordnung.

Im Sommer 1889 fand ich im städtischen Archiv zu Lublo

einen Codex in Quart unter dem Titel „*Liber Actorum*“, auf dessen 178—197. Seite ein städtischer Notarius, Franz Wilcinsky 1718 die Historie des Kasperek teils in polnischer, teils in lateinischer Sprache erzählt. Michael Kasperek starb — diesem Berichte gemäss — am 28. Febr. 1718; erschien am 1. März dem Diener Hertely; an 26 März erschienen schon viele Leute beim Verhör, die alle mit Eid bekräftigten, dass K. ihnen ein Leid zugefügt habe. Am 15. April abermaliges Verhör. Zawadsky sagt aus, dass er von K. auf dem Wege angefallen worden sei. Noch am selben Tage wird sein Grab geöffnet und sein Körper so befunden, wie ihn auch die Sage beschreibt. Hierauf werden zwei Bürger: Jakob Maczko und Jo<sup>h</sup>. Joseffi an den Krakauer Bischof Mich. Szembeck mit einem Bittschreiben <sup>1)</sup> abgesendet, damit dieser dem Lubloer Pfarrer die Exhumierung der Leiche erlaube. Am 26 April wurde die Leiche verbrannt, wobei dieselbe die Beine öfter in die Höhe hob und quackte. Das Herz wurde in einem hölzernen Gefässe den Brüdern K.'s übergeben. Von einer Köpfung der Leiche erwähnt dieser Bericht nichts. Aber K. erschien auch jetzt noch vielen Leuten. Nun folgt die Beschreibung der Feuerbrände, besonders der vom 6. und 25. Mai, 5. 8. 9. 12. und 14. Juni. Die Brüder und die Witwe K.'s werden beeidet und sagen aus, dass K. nie einen Zauberring besessen habe und ihres Wissens keinen Teufelsspuck im Leben getrieben habe. Am 27. Juni nehmen 2 Pfarrer den Exorcismus vor. K. aber treibt seinen Spuck weiter. Nun wird auch das Herz des K. verbrannt. Nun erschien K. nimmer wieder! — Dies der Inhalt des Codex. <sup>2)</sup> — Das Motiv dieser Sage, nämlich: der Sieg des Glaubens über die Macht des Bösen, findet sich auch in einer anderen Sage der Lubloer vor, die der ungar. Dichter *Michael Tompa* unter dem Titel „Hegyeskő“ (Spitzstein) genau nach der Volksüberlieferung bearbeitet hat. Der Ritter Lublo baut die Burg. Der Bau schreitet langsam vorwärts. Er schliesst daher einen Bund mit dem Bösen. Die Burg wird nun fertig, aber der Ritter hat keine Ruhe mehr und zieht sich in ein Kloster zurück. Der Teufel will ihn nun bestrafen und die Burg mit riesigen Felsenstücken zerstören. Da erklingt die Kloster-glocke und die Macht der Teufels ist gebrochen. . . . .

Die K.-sage hat auch Baron Nikolaus Jósika in seinen 1852. verfassten Roman „*Rákoczy II*“ aufgenommen, aber von der Volkstradition in manchen Punkten abweichend.

<sup>1)</sup> Der Originalbrief ist dem Codex angeheftet; der Text ist in der „*Ethnographia*“ I. Jahrg. S. 266 mitgeteilt.

<sup>2)</sup> Im Archiv der Stadt Gnezda, einer Nachbarstadt von Lublo war auch ein deutsches Manuscript der Kaspereksage, das aber öfter ausgeliehen, verloren gegangen ist.

Die Kleidung der Zipser Sachsen.<sup>1)</sup>

Von Samuel Weber.

(Vorgelesen in der Vortragssitzung vom 10. Mai. 1890.)

Die Volkstracht der Zipser Sachsen war in den frühesten Zeiten echt deutsch. Noch 1690 schrieb Andr. Stübel: „Die Weiber gehen auff alt sächsisch gekleidet.“<sup>2)</sup> Die Männer trugen früher dreieckige Hüte: noch 1830 sah solche *Sydow*<sup>3)</sup> in Késmárk. Diese Hüte, gewöhnlich am Rande mit Leder eingefasst, vererbten sich von Vater auf Sohn; ebenso die Hauben, aus Seide, Gold- oder Silber-Spitzen verfertigt. von Mutter auf Tochter. Die Mädchen trugen Kopfbinden, Kränze aus Blumen und Perlen, deren Bänder auf den Rücken herabhiengen. Solche Kopfbinden trägt man in einigen Dörfern auch heutigen Tages.

In früheren Zeiten war der Männerrock sehr einfach. Aus Wolle verfertigten sich die Sachsen selbst das grobe weisse oder graue Tuch zum Alltagsgewand. Der lange, bis auf die Fersen reichende „Gehrock“, der Sonntagsrock, war aus blauem Tuch verfertigt und bei reichen Leuten mit Silberknöpfen versehen. In der Hand trug der Mann einen Stock, mit einem Gold- oder Silberknopf. Bei dem grossen Leinwandbau ist es selbstverständlich, dass die Weiber ihre Kleidung aus selbst verfertigter, blauer, geblümter Leinwand herstellten. Das Alltagsgewand unterschied sich nicht vom Sonntagsstaat. Als Schmuck wurden weisse Perlen oder rote Granatstrüsse und Ringe getragen, die wie *David Fröhlich* 1644 in seiner „Cynosura“ erwähnt, oft auch den Verstorbenen ins Grab mit gegeben wurden. Die Hauptrolle in der Weiberkleidung spielte das Brustleibchen (Brustlatz), „Wisst“ genannt, das aus Samt oder Seide verfertigt, mit goldenen oder silbernen Spitzen und Schnallen versehen war. Dies „Wisst“ vererbte sich auch auf Kindeskind und es gibt kaum ein Testament aus alter Zeit in der Zips, worin unter den vererbten Sachen dies Kleidungsstück nicht erwähnt wäre. Zum Festschmuck gehörte auch der Gürtel, den beide Geschlechter trugen. Er war eine Spanne breit und aus Samt oder Seide verfertigt, bisweilen aus Silber- oder Goldstoff und mit goldenen oder silbernen Schnallen versehen, bei ärmeren Leuten aus billigeren Stoffen gemacht. Auch dieser Gürtel wird als Erbstück in den „Marktbüchern“ häufig erwähnt; heutzutage tragen ihn die Bursche bei Hochzeitsfeierlichkeiten.

Ausser dem langen Rock trugen die Männer bis zur Hüfte reichende, mit Silberknöpfen und Schnüren versehene Westen. In früheren Zeiten trug man Kniehosen und Strümpfe, später Stiefelhosen, die auch verschnürt waren: daher das Sprichwort: „Hosen mit Tressen und

<sup>1)</sup> Siehe: „Etnographia“ I. Jahrg. S. 291 ff.

<sup>2)</sup> Hungaria, oder vollständige Beschreibung des Königreichs Ungarn von Mart. Zeller, ergänzt durch Andr. Stübel... Frankfurt und Leipzig 1690.

<sup>3)</sup> Albrecht von Sydow, Die Beskiden u. die Central-Karpathen. Berlin, Dümmler 1830 S. 348.

nichts zu fressen!“ Noch 1-05 beleidigte mit diesem Sprichwort ein Bürger die Belaer Behörde und ward dieserwegen mit Gefängnis bestraft. Später wurden die Weiberkittel auch aus feineren Stoffen verfertigt, mit Schnüren und goldenen und silbernen Schnallen verziert. Früher trugen Männer und Weiber mit Schnallen versehene Schuhe und Strümpfe, später Stiefel von verschiedener Farbe. Die Schürze, aus teuren Stoffen oder nur aus einfacher Leinwand verfertigt, vervollständigte den Anzug der Weiber. Ein eigentümliches, mantelartiges Kleidungsstück war die „Schaube“ oder „Kotsch“, in der die Weiber ihre Säuglinge trugen. Der weite sächsische Mantel war auch das Erbstück des Zipsers. So heisst es im Marktbuch zu Szepes-Szombat (1587) in einer testamentarischen Aufnahme: „Eine braune Schaube mit lauter Fuchsaugen gefüttert; eine grüne Schaube mit Fuchsklauen samt einer guten Schlangen (Schnalle); ein schwarz-grüner Keppenik (Mantel) mit rothen Gewand gefüttert; ein Mantel mit gelben Borten.“ — Pelze, mit Marder- oder Fuchsfell gefüttert, trugen Weiber und Männer; die Pelze der Weiber waren hinten reichgefaltet und aus den Falten hiengen Goldquasten herab. Die hellen, schreienden Farben waren stets beliebt: rot (Weste), grün, blau (Rock und Hose); selbst bei Leichenbegängnissen vermied man die schwarze Farbe. So berichtet schon 1644 *Fröhlich* in seiner „Cynosura“; ja selbst die Todten begrub man in so gefärbten Kleidern und mit ihren Ringen, damit die verstorbene Enehälfte der Hinterbliebenen bei einer etwaigen neuen Heirat keinen Anstand mache.

Später griff der Luxus um sich, so dass die städtischen Behörden gar oft dagegen auftraten. Bis 1848 erhielt sich noch diese alte Kleidung, dann wich sie der ungarischen Nationaltracht, später der allgemeinen Mode und kann heutzutage nur hie und da noch einzelt gefunden werden.

## Ueber den „Garabonczyás diák.“<sup>1)</sup>

Von *Béla Lázár*.

(Vorgelesen in der Vortragssitzung von 10 Mai. 1890.)

Die Volksphantasie beschreibt den sog. *Garabonczyás diák* also: Der G. D. kommt mit Zähnen auf die Welt, absolviert 13 Schulen, zieht sich dann in eine Höhle zurück, wo er sammt 13 — bisweilen 12 — Genossen vom Teufel Unterricht erhält. Dann setzen sie sich aufs Glücksrad, bei dessen Drehen einer herabfällt und 12 werden *Garabonczyás diák*. Als Zauberer in bauschige Mäntel geüllt, durchzieht er dann als Bettelstudent (tuhrender Schüler) das Land. Wehe dem, der ihm kein Almosen gibt. Stürme

<sup>1)</sup> S. „Etnographi“ I. S. 277. ff.

und Hagel bringt er hervor, verrenkt die Beine der Kinder, melkt die Brunnense wegel usw. Stürmt es, so reitet er auf einem Drachen durch die Lüfte und liest aus einem Buche, dessen Schrift nur er versteht. Die Palovzen in Ungarn glauben, dass dieser Drache den Sturm auf Wunsch des G. D. erzeuge.

Diese Gestalt gieng auch in die ungar. Litteratur über. Schon der Bibelübersetzer *Komjáthi* gebraucht in seiner Uebersetzung der Briefe Pauli das Wort: garabonczias mit Bezug auf Zauberbücher und in *Peter Melius* „Hiob“ (S. 93) lesen wir schon 1565 etwas über den G. D. — *Mathias Bél* (Notitia Hung. vol. IV. p. 682 ff) erzählt ein Abenteuer des 1712 verstorbenen Gellyo, den die Bauern G. D. nannten. 1782 schreibt der Jesuit *Joh. Illei* ein Fastnachts-spiel „Peter Tornyos“, das auf der Sage vom G. D. basirt, Ventifax heisst im Stücke der G. D., der alle Züge dieser Gestalt des ungar. Volksglaubens in sich vereinigt. 1799 beschreibt der Dichter *Mich. Csokonai* in seinem komischen Epos „Dorotyya“ (Dorothea) als Episode die Wirkung der Taten des G. D. 1807 erwähnt auch *Anton Szirmay* in seiner „Hungaria in Parabolis“ den G. D. als eine Gestalt des ung. Volksglaubens und 1834 schrieb *Joh. Munkácsy* eine Posse: „Garabonczias diák“, die sich lange Zeit auf den Bühnen Ungarns hielt. 1864 beschreibt *Vas Gereben* in seinem Werke „Dixi“ den G. D. so, wie er eben im Volksglauben lebt, nur ist sein G. D. zu sentimental gefärbt. Seither hat niemand in Ungarn den Stoff bearbeitet, nur noch *Joh. Arany* erwähnt an einer Stelle (I. Gesang) seines Epos: „Buda halála“ (Buda's Tod) den G. D.

Dem Kern dieses Volksglaubens forschten schon mehrere nach. *Arnold Ipolyi* führt in seiner „Magyar Mythologia“ (Ungar Mythologie S. 454 ff) in das ungar. Heidentum zurück und sieht im G. D. den letzten Rest heidnischen Priestertums. Die heidnischen Priester segneten die Saaten, sie waren Auguren, Propheten. Etymologisch erklärt *Ipolyi* den Namen G. D. aus *gara* = ung. alt und *boncz* = ung. Scierer (der den Cadaver aufschlitzt). Dieser Ansicht schloss sich auch *Jókai* an (in der „Oesterreich.-Ungar. Monarchie in Wort u. Bild“ I. S. 330 der ung. Ausg.) und in neuester Zeit auch *Jul. Istvánffy* in der Zeitschrift „Turisták Lapja“ 1890. 3. Heft (Touristen-Blätter.) Der vergleichenden Mythologie gegenüber ist diese Ansicht unhaltbar. Die G. D. waren einfach wandernde Studenten, die entweder auf ihrem Wege nach den Universitäten, oder von da auf ihrem Heimwege von Dorf zu Dorf, von Stadt zu Stadt sich durch das Land bettelten und auf ihren Wanderfahrten, um zu einem Imbiss zu gelangen durch ihre dem Volke unbekanntem physikalischen Productionen usw. in den Ruf der Zauberkünstler gelangten.

Nicht nur bei den Ungarn, Croaten, Rumänen, Slovaken, Polen, und Deutschen, aber auch in der Schweiz und in der Bretagne finden wir den G. D. *Jagič* hat über den G. D. der Croaten einen Aufsatz (Archiv f. slav. Phil. II. 437) veröffentlicht. Bei den Südslaven werden dem G. D. dieselben Eigenschaften und Kenntnisse zugeschrieben, wie

bei den Ungarn, nur ist er hier Pfarramtscandidat. Bei den Rumänen ist der G. D. — Solomonari — sächsischer Abstammung und wie *Gaster* (Archiv f. slav. Phil. VII. 281—291) ihn uns beschreibt, so stimmt auch dieser rumänische G. D. mit dem der Ungarn und Croaten betreffs seiner äusseren Gestalt und seiner Eigenschaften überein. Auch der „schwarze Student“ der Slovaken ist im Grossen und Ganzen der G. D. der Ungarn. *Ipolyi* teilt a. a. O. auch eine polnische Volkssage mit, die betreff des G. D. nur den neuen Zug enthält, dass er seine Ausbildung im Lysei gora (Gebirge) erhält. Auch bei *Henne* (Volkssagen S. 147) finden wir in einer schweizerischen Sage unseren G. D. vor. *De Riese* (Histoire et traité des Sciences occultes p. 356) teilt auch eine Volkssage aus der Bretagne mit, in der von einem zaubernden Studenten die Rede ist. Aus dem von *Grimm* (Alteutsche Wälder II. S. 49) mitgeteiltem Gedicht, in welchem ein fahrender Schüler, namens Johann Nürnberg auftritt, aus dem Anfang des XIV. Jahrhunderts ersehen wir am deutlichsten, dass der ungarische G. D. der deutsche fahrende Schüler ist (Vgl. auch *Freytag*, Bilder aus der deutschen Vergangenheit II. S. 456). Solche Gestalten wie der G. D. finden wir also auch im Volksglauben anderer Völker vor. Dass im Mittelalter italienische Zaubermeister Ungarn oft und oft besuchten, ist eine bewiesene Tatsache. Ihre Kunst hiess Negromanzia oder, nach Valentini's Lexikon -- Gramanzia. Hieraus leitet *Gabr. Szarvas* (Nyelvör = Sprachwart VI. 99) die Benennung *Garabonczyás* ab: und wohl richtig, während *Jagič* dies für ein aus dem Slavischen entlehntes Wort erklärt. Was nun das Wort *diák* = Student anbelangt, so stammt dies vom lateinischen diakonus ab. Katholiken sandten im Mittelalter zahlreiche Jünglinge auf theologische Anstalten, während die protestantischen Magnaten ebenfalls viele Schüler auf ausländische Universitäten sandten. Aus diesen wurden dann die Geistlichen, die Diakone. Hieraus ist ersichtlich, dass der *Garabonczyás diák* des ungar. Volksglaubens ein „fahrender Schüler“ gewesen ist, der durch Zauberkünste sein Leben fristete, bis er eben das Ziel seiner Wanderfahrt erreicht hatte.

## Colonien der Spanier in Ungarn.<sup>1)</sup>

Von Dr. Ladislaus Réthy.

Nach der Vertreibung der Türken aus Ungarn waren die südlichen Landesteile beinahe ganz entvölkert, wo früher Ungarn gewohnt hatten und wo wahrscheinlich zu Bözörmény ein reformiertes Bistum bestanden hat. Hier, in diese Gegenden wurden Süddeutsche, Italiener, Elsässer und Spanier angesiedelt. *Adolf Erkövy* bietet uns in seinem Werke: „A telepítés“ (Die Colonisation) einen grossen Ueberblick über

<sup>1)</sup> Vgl. „Ethnographia“ I. Jahrg. S. 300 ff.



diese Bewegung, während L. Hecht (Nancy 1879) ausführlich über die Ansiedelung der Elsässer und Lothringer schreibt (*Les colonies Lorrains et Alsaciens en Hongrie.*) Über die spanischen Niederlassungen berichtet *Joh. Miletz*: „Adatok a délmagyarországi spanyol telepek történetéhez“ (Beiträge zur Geschichte der spanischen Niederlassungen in Südungarn) in der Zeitschrift: *Délmagyarországi tört. és rég. ért.* 1878. Miletz hat die auf die Verhältnisse der vom Generalen *Mercy* circa 1733 in Werschetz und Temesvár, besonders aber in Gross-Becskekere angesiedelten Spanier bezüglichen Daten sorgfältig gesammelt. Diese Spanier wanderten aus Murcia, Arragonien, Byscaja ein und wohnten zum grössten Theil in Gross-Becskekere, so dass diese Stadt auch Neu-Barcellona genannt wurde. Einzelne spanische Namen waren: Donna Anna Navarra (aus Murcia) Josef Navarra's Witwe, Anna Maria Abbadia (aus Arragonien), Josef Calon, Don Alfons Entero, Don Johann Kristof Garcia, Donna Maria Serra y Laguna, Don Joannes Calcagin de Toledo, Fernandez, Alvarez Lopez, Donna Gertrud Ximenez, Don Josephus a Castro et Gongora u. s. w. Ihre Pfarrer waren: Valdoriola Franz, Villatersana Josef, Brihuega Alfons, Cuttiè Salzedo Anton. Auf königlichen Befehl — wie dies *Ludwig Némethy* Estergomer Kaplan, der gründlichste Kenner der Geschichte Budapest's, so freundlich war uns mitzutheilen, — wurden diese Spanier aus Südungarn 1738 nach Budapest übersiedelt, wo laut den Matrikeln schon 1717 spanische Colonisten waren. Am 14. April 1715 wurde in der Festungskirche in der Sct. Stefans-Capelle der Pfarrer der Spanier Michael Guadancara begraben. Sie hatten hier ihre eigene spanische Kirchengemeinde, deren Pfarrer (Capellani curati inclytæ nationis Hispanicæ) eben Antonius *Cuttie a Salcedo* und Alfonsus de *Brihuega* waren. Was aus dieser spanischen Colonie geworden, wissen wir nicht. Solche Namen in Budapest, wie: Rodriguez, Las Torres, Valduaga, Villas, können die letzten Nachkommen dieser Colonisten sein.

## Die Klementiner in Slavonien.

Von Prof. Fr. Š. Kuhač

(Fortsetzung u. Schluss).

Das Stammland der Klementiner ist Albanien welches von Kastriotić 1433—1457 gegen die Türken tapfer vertheidigt, schliesslich der Uebermacht unterlag. Die grausamen Verfolgungen unter Sultan Murat II. veranlassten viele der römisch-katholischen Albanesen den muhamedanischen Glauben anzunehmen; diese fielen nun über ihre christlichen Brüder her, und überboten die Türken an Grausamkeit und Treulosigkeit. Da entschloss sich ein grosser Theil der christlichen Albanesen, (die Türken nennen sie *Arnauten*, sie sich selbst aber Ski-

patari oder Skipitari, \*) sich ein neues Heim zu gründen. Im Jahre 1465 sammelte *Klement* gegen zweitausend Krieger, und führte sie sammt ihren Angehörigen aus dem Lande ihrer Väter. Nach vielen Hindernissen und Angriffen seitens der Türken und der albanesischen Renegaten gelangten sie in eine damals unbewohnte Gebirgslandschaft zwischen Albanien und Serbien, eine kleine Hochebene von ungefähr einer halben Stunde im Umfange in der prokleitischen Bergkette, von allen Seiten von unzugänglichen Abgründen umgeben, mit einem einzigen sehr beschwerlichen aber leicht zu vertheidigenden Zugang.

Zum Oberhaupte ihres kleinen Freistaates wählten sie ihren Anführer *Klement*, nannten ihre Völkerschaft „*Klementinci*“ oder „*Bruderschaft des Klement*“, und richteten ihr Staatswesen nach patriarchalischer Art, nach Bruderschaften ein. Diese Bruderschaften der Albanesen dürften den Serben, Montenegrinern und Kroaten als Muster gedient haben, da solche *bratovštine* (Bruderschaften) nur bei den Süd-, nicht aber auch bei den West- oder Nordslaven anzutreffen sind.

Hier lebten die *Klementiner* fünfzig Jahre frei und unabhängig, und schlugen jeden Angriff der Türken tapfer zurück. Allein als im Jahre 1526 nach der *Mohács*er Schlacht ein Theil Ungarns, Slavoniens und der ganze Balkan unter türkische Herrschaft gelangte, mussten sich die *Klementiner* wenn auch nicht ergeben, so doch bequemen, einen jährlichen Tribut von 4.000 Dukaten dem Sultan zu geben, wofür ihnen von Seite der Türken Ruhe und Friede garantiert wurde.

In diesem Verhältnisse lebten die *Klementiner* in ihrer kleinen Republik gegen zweihundert Jahre ganz unbehelligt, vermehrten sich ausserordentlich, und gelangten sogar zu einem gewissen Wohlstande. Der Friede, welcher während dieser Zeit zwischen Türken und *Klementinern* herrschte, hatte zur Folge, dass das kleine Volk ganz in Vergessenheit geriet. Selbst die einheimischen Volksdichter erzählen aus dieser Periode gar nichts, was insofern begreiflich ist, da keine Heldenthaten, Raufereien, Verräthereien u. d. gl. stattfanden. Wo aber nichts geschieht, kann auch nichts erzählt werden.

Erst in den Jahren 1737—1739 geschah der *Klementiner* wieder Erwähnung. Es war dies zur Zeit, als Kaiser Carl VI. im Bunde mit Russland gegen die Türkei Krieg führte, und Oesterreich die katholischen Albanesen, besonders aber den Stamm der *Klementiner* für einen Aufstand gegen die Türkei gewann. Die Albanesen hielten treu zu Oesterreich. Aber leider hat sich Oesterreich durch übertriebene Strenge und allzugrosse Härte des Obersten *Strasser* die Sympathien der Albanesen derart verwirkt, dass diese sich in den darauf folgenden Kämpfen ganz passiv verhielten. Dies ihr Schmollen wird viel beige-

\* *Adelung* sagt (*Mithridates II.* pag. 792), das Wort *Skipatar* oder *Skipitar* sei unbekannter Bedeutung, *Anton* und andere legen ihm die Bedeutung „*Bergbewohner*“ bei, während die syrmischen *Klementiner* meinen: *Skipet* oder *Skit* bedeute einen Wanderer, *Skipitari* daher ein Wandervolk. Hauptmann *Bakić* (ein geborener *Nikincer*) sagte mir jedoch, das in der alten albanischen Sprache „*šći-pe(r)-tar*“ so viel bedeute, als „*ein Unsriger, Einer, der das Unsrige versteht.*“

tragen haben, dass das österr. Heer, das auf Novi Bazar gieng, bei Niš eine fürchterliche Niederlage erlitt. Gleich nach der Schlacht trennten sich die Albanesen von den Trümmern des österr. Heeres, und wanderten als Flüchtlinge mit Sack und Pack, Weib und Kind über Ušica nach Serbien. Als sie am Fusse des Berges Alava lagerten, wurden sie von den Türken überfallen und zum grössten Theile niedergemacht. Die Wenigen, welche diesem Blutbade entkamen, trachteten den Sammelplatz des österr. Heeres: Šabac, zu erreichen, von wo aus sie die Save überschritten, und sich mit Erlaubnis Kaiser Carls in Syrmien niederliessen.

Dies ist im Kurzen die Vorgeschichte unserer Klementiner, die ich theils den „Albanesischen Studien“ von Dr. Joh. Georg von Hahn (Jena 1854), theils anderen Quellen und vielfachen mündlichen Mittheilungen entnommen habe. Für die neuere Geschichte der syrmischen Klementiner lieferten mir, als ich im Jahre 1875 Hrtkovci und Nikinci besuchte, der damalige Hrtkovcer Gemeindevorstand Herr Anton Kolić und der Gemeindevorstand Herr Markus Pepčić, beide geborene Klementiner, wie auch der k. u. k. Hauptmann in Pension Herr Markus Bakić, der gegenwärtig in Agram lebt, schätzenswerte Beiträge, für die ich ihnen hier meinen Dank ausspreche.

Als sich die Klementiner im Jahre 1737 oder 1738 in Slavonien niederliessen, wohnten sie lange Zeit hindurch in Wäldern, in zerstreuten Einzelgehöften, in Familien oder Bruderschaften geteilt. Doch bauten sie bald nach ihrer Ankunft zwei Kirchen, und gründeten im Jahre 1785 zwei Pfarren. Im Jahre 1805, als das Grenz-Grundgesetz ins Leben trat, wurden die Klementiner aufgefordert, ihre isolierten Gehöfte zu räumen und in geschlossenen Dörfern zu wohnen. Da sie sich dieser kaiserlichen Anordnung widersetzten, so wurden sie mit Waffengewalt, wobei nicht wenig Blut floss, gezwungen, Gehorsam zu leisten. Nun rotteten sie grosse Strecken Wälder aus, und legten um ihre Kirchen die zwei grossen Ortschaften Hrtkovci und Nikinci an.

Im Pfarrhofe zu Nikinci befindet sich jetzt noch ein hölzernes Kreuz, welches die Klementiner bei ihrem Auszuge aus der alten Heimat vorantrugen, und unter dessen Schutz sie nach Slavonien gelangten. Früher befand sich das Kreuz, das die Klementiner als ein Heiligtum verehren, in der Kirche zu Nikinci, da aber die Hrtkovcer Insassen drohten, das Kreuz mit Gewalt zu nehmen, so musste dasselbe der Sicherheit wegen, in das Wohnzimmer des Nikincer Pfarrers gebracht werden.

Kaum einige Jahre später, als sich die Klementiner in Slavonien festsetzten, erhielten sie neuen Zuwachs aus Italien, wohin sich viele albanesische Familien nach dem Falle Škender beg's geflüchtet hatten, und wo sie wie nomadisierende Zigeuner lebten. Diese italienischen Albanesen führte ihr Erzbischof Summa nach Slavonien unter dem Schutze eines Marienbildes, das sich heute noch in der Hrtkovcer Kirche befindet, und welches Bischof Strossmayer vor etwa zwanzig Jahren renovieren liess. Kaiser Carl VI. wies dem albanesischen Erz-

bischof die innere Stadt Eszék (Festung) als Sitz an, und gab ihm einen Jahresgehalt von zweitausend Gulden. Sumina starb zu Eszék am 20. November 1777, und wurde dort im Sanctuarium der Franziskaner-Kirche beigesetzt.

Mit den Brüdern der alten Heimat stehen die syrmischen Klementiner in gar keiner Verbindung. Das was sie von dem weiteren Schicksale ihrer alten Stammesgenossen wissen, theilte ihnen ein vornehmer Albanese mit, der die beiden Ortschaften Hrtkovei und Nikinci im Jahre 1840 besuchte. Die Klementiner in Albanien gedenken überhaupt stets der syrmischen Colonien, während sich diese um das alte Vaterland nicht im mindesten kümmern, wie dies bei Auswanderern gewöhnlich der Fall ist. So kam in dem stürmischen Jahr 1849 ein Abgesandter Albaniens zu unseren Klementinern, um nachzusehen, ob diese irgend welchen Beistand von Seite Albaniens benötigen; im Jahre 1865 kam wieder ein albanesischer Mönch aus Constantinopel, der sie aufmunterte ihrer Sprache und ihrer Religion treu zu bleiben, und ihnen zu diesem Zwecke ein gedrucktes Psalter, ein Evangelium und ein Gebetbuch in albanischer Sprache brachte.

Die Sprache der Klementiner ist der albanesische Gegedialekt, der in Nordalbanien gesprochen wird, und sich von dem toskischen, der in Mittelalbanien zu Hause und voll Gräcismen ist, dadurch unterscheidet, dass er trotz vieler slavischen und türkischen Wörter älter und urwüchsiger ist.

Das Vater Unser und der Englische Gruss lautet in der Sprache der syrmischen Klementiner nach Aufzeichnung des Herrn Marko Pepečić folgendermassen:

Ati ün či je n čijel, šajtnña kjost, emnit tat, a rodjenija jote, bolst volundedeja jote, si kur sen čijel, a štu egsen ze. Bnken ton per dičmen nepot v mazi zot. nep ena dije, si kursem diem na fajtorsit tan, mosna lje o zot me ra ne keč po ljargona pre casitkečit. Amen: Aštu kjost. -- -- Valjemi Mri ilji pljota, zoti uhn me tüh bekua je pigjiž (pigjırslr) grah, e bekua furte barkut tit Jesus: sentnuame Mri, oma e tim zot, ljutu perne patnuamit lašen fil mors san Amen: Aštu kjost.

Diese Sprache sprechen die syrmischen Klementiner heute noch unter sich, doch kann jeder Mann auch kroatisch. Anfangs gieng es ihnen mit der richtigen Betonung der kroatischen Wörter schlecht, und sie accentuierten jedes zwei- oder mehrsilbige Wort derart, dass sie die erste Silbe über die Massen dehnten z. B. nisam bïo tâmo; môja je mâti zdráva. Heute sprechen sie jedoch so correct, dass man der Aussprache nach den Klementiner vom Kroaten nicht unterscheiden kann. Die Klementiner bedienen sich des lateinischen Alphabetes, dem sie noch drei eigene Schriftzeichen beifügen: ε, 8 und ξ. Der Laut des ersten Zeichens wird wie das kroatische z oder dass deutsche s in „Rose“ ausgesprochen (εot = zot, der Herr; iεane = izane, der Sklave), der zweite wie das deutsche ü (s88 = süü, das Auge) und der dritte wie ein lispelndes aber etwas schnarrendes r (ξre = rlsree, die Erde; herξε = herrsre, das Nest).

Jene Albanesen (in Albanien), welche den toskischen Dialekt sprechen, und grösstenteils der griechisch-orthodoxen Kirche angehören, bedienen sich des griechischen Alphabetes.

Bis zum Jahre 1785 erhielten die symrischen Klementiner ihre Priester aus Rom von der „Propoganda fide“, da kein Priester der Diakovarer Diöcese (zu der die beiden Ortschaften Hrtkovci und Nikinci gehören) albanesisch zu sprechen verstand. Um diesem abzuhelpfen verordnete Kaiser Joseph II. im Jahre 1773, dass je zwei klementinische Jünglinge, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, und vom Haus aus die Sprache der Klementiner kennen, auf Staatskosten erzogen werden mögen. Infolge dessen erhielten unsere Klementiner bereits im Jahre 1786 zwei Pfarrer aus ihrem Stamme, und hatten solche bis zum Jahre 1855 Die letzten zwei Pfarrer, welche Klementiner von Geburt waren, und dem Volke in dessen Sprache predigen konnten, hiessen Paul Gjotić und Peter Malja. \*)

Als im Jahre 1822 die früher erwähnte Verordnung Kaiser Josephs ausser Kraft gesetzt wurde, die Klementiner aber ihre Söhne auf eigene Kosten nicht studieren lassen wollten, gab es auch keinen geistlichen Nachwuchs mehr, und so mussten sie schliesslich solche Pfarrer annehmen, die der albanesischen Sprache gänzlich unkundig waren. \*\*) Immerhin wird auch jetzt noch in ihren Kirchen, wenn auch nicht in ihrer Sprache gepredigt, so doch albanesisch das Gebet verrichtet.

Erwähnenswert ist, dass die Klementiner, als sie sich in Slavonien niederliessen, keine eigentlichen Zunamen hatten, sondern ihrem Taufnamen die Taufnamen des Alivaters, Urgrossvaters, Grossvaters und Vaters beifügten. Hiess z. B. einer Mraš (d. i. Markus), so nannte er sich: Mraš-Gjot-Gig-Nik-Prek, d. h. Markus vom Johann, Georg, Nikolaus der Sohn Peters In den dreissiger Jahren, als in der Militärgrenze Conscriptionslisten angelegt wurden, mussten sich auch die Klementiner eines Zunamens bedienen. Diesem Befehle nachkommend wählten sie den Taufnamen des Vaters oder Grossvaters, und fügten demselben nach kroatischer Art die Silbe „ić“ bei, z. B. Gjotić (von Gjot), Kolić (v. Kolja), Bakić (v. Bakai), Malić (v. Malja) u. s. w.

Das Klima des gesegneten Flachlandes an der Save wirkte auf die Klementiner, die an trockene Bergluft gewohnt waren, sehr ungünstig; deshalb verminderte sich auch ihre Zahl von Jahr zu Jahr. Nach der Volkszählung vom Jahre 1870 gab es in Hrtkovci nur mehr 96 männliche und 94 weibliche, in Nikinci aber 94 männliche, und 103 weibliche Klementiner, im Ganzen also 387 Seelen. Manche glau-

\*) Malja, Dr. der Theologie und Dechant, hatte eine wertvolle Bibliothek mit vielen albanesischen Schriften, welche nach seinem Tode jedoch verschwand. Möglich, dass sich ein Teil dieser Bücher in der Diakovarer bischöfl. Bibliothek befindet.

\*\*) Vom ethnographischen Standpunkt ist es gewiss recht schade, dass diese so überaus interessante Spracheninsel auf diese Weise der baldigen gänzlichen Überflutung ausgesetzt ist. Red.

ben zwar, dass die Klementiner durch die in den Jahren 1809—1812 eingewanderten Kroaten aus der ehemaligen Karlstädter Grenze, durch die im Jahre 1839 eingewanderten Schwaben, und durch die in den Jahren 1865—1870 eingewanderten Magyaren verdrängt wurden; aber dem ist nicht so, da sich der Klementiner aus seinem syrmischen Stammsitz durchaus nicht verdrängen lässt; sondern sie wurden, wie gesagt, durch Epidemien, zumeist aber durch das Fieber, welches in diesen Gegenden herrscht, hinweg gerafft. Indess forderte auch das Jahr 1848 viele Opfer; damals war nämlich die Aufregung unter den Klementinern so gross, dass sie mit den dortigen Schwaben und Serben im buchstäblichen Sinne des Wortes Krieg führten, wobei viele, sowol von den ersteren als von den letzteren ums Leben kamen. Denn es muss gesagt werden, dass die Klementiner mit den Kroaten, so wie auch mit den später eingewanderten Magyaren stets sympathisierten, die Schwaben aber ihrer Habsucht, und die Serben ihres spöttischen Wesens wegen nicht leiden mögen. Das Benehmen der Serben entspringt übrigens nicht aus Spott, sondern aus Hass und Verachtung, da sich die Klementiner rühmen, bei der für die Serben unglücklichen Schlacht am Kosovopolje (1389) den Ausschlag gegeben zu haben. Der Kampf, so erzählt die Tradition der Klementiner, währte sehr lange ohne Entscheidung, und da sämtliche türkische Kräfte bereits aufgebraucht waren, so beschloss der Sultan den Rückzug. In diesem entscheidenden Momente bot sich der Anführer des kleinen albanesischen Hilfscorps dem Sultan an auf die Serben einen Sturm zu wagen. Der Sultan lehnte anfangs dies Anerbieten mit den Worten ab: „Wie wird eine handvoll Leute, eine so grosse Schlacht zur Entscheidung bringen?“ Als jedoch der verwegene Albanese erwiderte: „Herr, der Feind ist erschöpft, die Siegeszuversicht geschwunden, der Gehorsam und die Eintracht gelockert, lass mich daher den Versuch machen!“ so antwortete der Sultan: „Also handle, wie du sagst!“ — Als die Albanesen den Stoss mit dem ihnen eigenen Elan wagten, fieng der Gegner an zu weichen, das türkische Heer aber lebte neu auf, rückte vor und — siegte. Nach vollbrachter Tat ritt der Sultan auf den albanesischen Führer zu und dankte ihm mit dem Ausrufe: „mir dit!“ d. h. wol geraten, oder auch: „guten Tag, Segenstag.“ Diese Worte des Sultans sollen Veranlassung gegeben haben, dass sich ein Stamm der Albanesen Mirditen nannte, den Serben aber, dass sie die Albanesen bis auf den heutigen Tage hassen.

Die Klementiner wurden, als sie sich in Slavonien niederliessen, als ein sehr emsiges und fleissiges Volk gerühmt, das — wie Taube sagt — seine faulen Nachbarn heimlich auslachte. Sie bebauten ihre Felder („bastinene me punuem“), hatten vortrefflichen Tabak, dessen Samen sie aus Albanien gebracht, hielten Bienen („mialzate“) und betrieb Viehzucht. Sie hatten schönes Hornvieh („brij delleia“). Schweine (šijrlsrij) besonders aber schöne Schafe („grigi“), die sie ebenfalls aus der alten Heimat mitgebracht haben, und die eine vorzügliche, seidenartige Wolle geben. Die Weiber waren nicht minder fleissig und

geschickt, sie spinnen, webten und verfertigten sowol ihre Kleidung als auch die ihrer Männer. Die Schafwolle, welche sie gewannen, färbten sie mit dem Saft gewisser Kräuter, welche Farbe besonders schön und dauerhaft war. Ihre Teppiche, die sie fabrizierten waren von ganz besonderer Schönheit und Güte. Heute kümmert sich der Klementiner bei weitem nicht mehr so viel um Wirtschaft und Erwerb, weiss er ja doch, dass einst fremde Leute Erben seiner Habe sein werden.

Die Gestalt der Klementiner ist gross und schlank, Augen und Haare sind gewöhnlich dunkelbraun oder schwarz, die Gesichtszüge sehr regelmässig. Cretins gab es weder früher unter ihnen, noch gibt es jetzt solche, doch sind die Weiber gegenwärtig nicht mehr so gross und schlank wie ehemals. Immerhin findet man aber auch heute noch klementinische Mädchen, die gerade von entzückender Schönheit sind.

Dem Temperamente und Charakter nach sind die Klementiner hitzig und roh, aber nicht wild; sie sind ehrlich, treu, verschwiegen, tapfer, voll des Nationalstolzes und dem Herscher und der Kirche bis zum Äussersten ergeben. Anderseits aber sind sie wieder rachsüchtig, unversöhnlich und über alle Massen eifersüchtig. Darum ist es nicht ratsam mit einer klementinischen Braut oder einer jungen Frau ohne Zeugen zu sprechen, wenn auch auf offener Strasse und bei hellem Tage, denn wenn der Klementiner von einem derartigen Zwiesgespräche Kunde erhält, so ist der Betreffende, sei er ein Klementiner oder ein Fremder, seines Lebens nicht sicher. Lobenswert ist dagegen ihre Gastfreundschaft und Zuvorkommenheit. Tritt man in ein klementinisches Haus, so kommen sie einem mit dem Grusse: „Miresete giaagn!“ („Willkommen, mein Herr!“) oder mit: „Miresete giaagn mich!“ („Willkommen, Freund!“) entgegen, heissen einen in ihrem schönsten mit kostbaren Teppichen belegten Zimmer Platz nehmen, und bringen sogleich Erfrischungen: Wein, Mehlspeisen, Obst u. d. gl.

Geistig sind die Klementiner sehr begabt und aufgeweckt. Jene Jünglinge ihres Stammes, welche die Königin Maria Theresia studieren liess, gelangten zu hohen Aemtern und Würden, jene aber, die als Hussaren in dem slavonischen Reiterregimente dienten, zeichneten sich jederzeit durch Tapferkeit, gutes Verhalten und Ritterlichkeit aus.

Paul Hunfalvy †

1810—1891.

Paul Hunfalvy, der Begründer der wissenschaftlichen Ethnologie in Ungarn, der Praesident der Gesellschaft für die Völkerkunde Ungarns, unser Vorbild und Meister, ist am 30. November 1891 in

Budapest gestorben. — Am 28. hat er noch an der zu seinem 50-jährigen akademischen Jubiläum von jener Gesellschaft veranstalteten Gedenksitzung in ungeschwächter geistiger Kraft teilgenommen und sehr bedeutsame Äusserungen getan, und noch am letzten Abend an seinem grossen Werke über die Geschichte der Rumänen gearbeitet. Sein Beispiel objectiven Forschens möge der heimischen Volkskunde den Weg zur Wahrheit weisen! Unsere „Mitteilungen“ werden dem Andenken ihres illustren Mitarbeiters einen längeren Nekrolog widmen.

### Bücherbesprechungen.

*Sébillot Paul. Devinettes de la Haute-Bretagne.* Paris, p. 26. gr. 8. Maisonneuve & Leclerc.

Zu den am Wenigsten beachteten und immer weniger gepflegten Volksüberlieferungen gehört das Rätsel. Es ist das Erzeugnis kindlich scherzenden Scharfsinns, eine zuweilen sehr geistreiche Abart des Witzes, der den Rätselaufgeber sowie den glücklichen Löser des Rätsels erfreut und erheitert. Die Zeit, wo ein Rätselaufgeber beim Volke hochgeehrt wurde, ist freilich für die Culturvölker längst vorüber. Bei uns pflegen nur mehr Kinder und Frauen im Volke das Rätsel. Frankreich ist sehr reich an Rätseln. Rätselbücher, bemerkt Sébillot, sind seit Jahrhunderten ein guter Artikel der Colportage-Buchhändler. Am interessantesten sind aber, fährt S. zutreffend fort, die internationalen Rätsel. Solcher Rätsel bietet gerade diese Sammlung nicht wenige. Auffällig erscheint es auf den ersten Blick, dass die Literalbewohner wenig Gefallen den Rätseln abgewinnen. Die charakteristische Einleitungsformel zu Rätseln lautet: „Devine devinaille“, der Serbe sagt: „da sto mi da sto?“ (was denn mir, was denn?) Wie der Serbe die „*Pitalica*“ (vergl. Sitte u. Brauch der Südslaven p. XIX) hat der Franzose die *demande facétieuse*. Das deutsche *Fragespiel* ist doch etwas Anderes. (Man vergl. *Frischbier's* Sammlung) Wie sich doch in der Beantwortung eines einzigen Rätsels zwei Volksseelen abzeichnen können, will ich an einem Beispiel zeigen Nr. 96. lautet: Qui va le plus vite du monde? — Antwort: *d'esprit*. *Lessing* sagt in seinem Faustfragment analog: *der Gedanke*, der Südlave aber — das Wort wird dem greisen *Cejvanaga* zugesprochen — meint: *oko* (das Auge, der Blick.) *L'esprit* und *Gedanke*, der augenblickliche geistvolle Einfall ist eben nicht das Schnellste beim Südslaven. Das liegt aber nicht an dem Individuum, sondern an den uralten communistischen gesellschaftlichen Einrichtungen, nach welchen nie ein einzelner, sondern nur eine Versammlung *Esprit* besitzen kann. Der Franzose kennt auch: *choses à dire très vite*, so z. B. *Cossulu*, *Pissulu*, *Coquentra*, *Pinosa* (*Coq sur l'hu [la porte], pie sur l'hu; le coq entra, la pie n'osa.*) Auch dem Deutschen muss das Wälsche (Italienische) zu solchen Dingen herhalten, so z. B. *Di curante bizi fil.* (Die Kuh rannte, bis sie fiel.) Die „Rätselhaften Inschrif-



ten“ in den Scherzwinkeln unserer illustrierten Blätter sind nur Nachbildungen solcher uralte volkstümlicher Scherzreden

Wien.

Dr. F. S. Krauss.

**Haberlandt Michael: Der altindische Geist.** In Aufsätzen und Skizzen von —, Leipzig, 1887. Bei A. G. Liebeskind. VIII. + 348, 8<sup>o</sup>.

Haberlandt ist eine eigenartige und etwas befremdende Erscheinung unter den österreichischen Gelehrten. Ein stiller Zug von Lieblichkeit und Frauenhaftigkeit spricht uns aus seinen Arbeiten an. Er ist ein dichterisch, ein lyrisch veranlagter Gelehrter; zwei Naturen streiten in ihm um den Vortritt, doch beide weiss er sich dienstbar zu machen, und so schafft er eine neue Welt aus sich heraus. Dieser indische Geist ist vielfach sein eigener Geist. Ich möchte Haberlandt's Verhältnis zum Indischen Wesen mit seinen eigenen Worten begründen, die er in Bezug auf die Nichtbeachtung von Naturschönheiten gebraucht bei den Römern. (S. 173.) „Auch das mächtigste Object kann dem Geist nicht mitteilen, was er nicht schon innerlich hat, wir sehen, dass die Dinge nichts in uns hinein bringen, sondern Alles aus uns hervorlocken.“ Und auf seine Darstellung passt die Bemerkung, die er über die Namen der Lotosblume macht (S. 49). „Sprache und Poesie sind hier nicht mehr geschieden, sie spielen in einander über und sich gegenseitig in die Hände.“ Von der Art sind seine Aufsätze: *Bei den indischen Göttern, Die Mütter, Der Mann im Brunnen* und am meisten: *Die indische Frau*.

Haberlandt's Grundfehler vom Standpunkte des Ethnographen glaube ich darin zu finden, dass er zu häufig verallgemeinert und Äusserungen des Volksgeistes von den Auffassungen der Kunstilliteraten nicht immer genau unterscheidet. Was soll man z. B. zu der Behauptung (S. 3) sagen: „In der Abgeschlossenheit des Gangeslandes hat das indische Volk *nun immer aus eigenem und aus ganzem* geschnitten, ist es *aus sich allein* zu dem geworden, wozu es sich gebildet hat; zum geistvollen Sonderling, zum Grillenfänger unter den Völkern, für dessen Grundstimmung, Denkgewohnheiten und Lebensformen wir Europäer in den eigenen nicht immer Gleichungsformeln zu finden vermögen.“ Wo in der Welt findet man noch so ein buntes Gemisch von Völkerschaften wie in Indien, und wo ist etwas krauser in eines zusammengeschmolzen als es indisches Wesen ist? Nur von einem Naturvölkchen, das seit Aeonen auf einem weltvergessenen Eilande haust, kann man sagen, es habe aus eigenem und aus ganzen Holze geschnitten. — Bei der Deutung der Vielköpfigkeit der Götter missversteht er die aetiologischen Mythen und sagt: (S. 9) „So ist alles indische Wesen: dem Lieblichsten und Tiefsten immer ein Gran von Aberwitz zugesetzt.“ Nein, Aberwitz, das ist ein wissenschaftlich unzulässiges Wort an dieser Stelle. Die vielköpfige Gottheit hat nicht ursprünglich nur *einen* Kopf gehabt, sie ist schon vom Anfang an vielköpfig gewesen; denn sie ist einem ihrer Ursprünge nach aus anthropomorphisierten Blumen und Blüten hervorgegangen. Diese auf den ersten Blick ungeheuerliche Form hat mit gesteigerter Cultur alle

anderen Nebenformen in sich aufgesogen, doch dem Volke entschwand das Verständnis für den urältesten, religösymbolischen Gedanken, der natürlich nicht spezifisch indisch genannt werden kann. Wie zutreffend bemerkt doch H. an einer anderen Stelle: „Mythologie ist nicht Kunst. Wir sind durch die Griechen gewöhnt, die beiden für eins zu nehmen. Aber das ist ein unzweifelhafter Irrtum und verdirbt uns jede rechte Erkenntnis in unserer Sache.“

Eine recht hübsche folkloristische Silhouette ist der Aufsatz über den *indischen Fridolin*. Die 57 Skizzen im Anhang zu dem Buche bieten eine gelungene Auswahl trefflicher ethnographischer Seltsamkeiten, die meistens keine Seltsamkeiten eigentlich sind. Das „Liebespiel“, bei welchem der Geliebte den Speichel der Geliebten schluckt, das ist nicht weniger als besonders indisch. In manchen Gegenden Deutschlands pflegt der Bursche beim Tanz ein Stück Apfel zu zerkaugen und seiner Tänzerin in den Mund zu schieben. Sie schluckt das Gekaute hinunter zum Zeichen, dass sie den Burschen liebt. Daneben kommt das „Züngerln“ vor, die Griechen nannten es *γλωττιζειν*, und bei den Serben heisst es *jezičati se*. Sehr lieb wäre es mir gewesen, wenn uns H. die indische Pestfrau (S. 127.) die menschenschädelgezierte *Káli*, die so viel Verwandtes mit der südslavischen Frau *Kuga* aufweist, eingehender beschrieben hätte. Das Buch ist übervoll solcher schöner Andeutungen, vielleicht bietet uns H. bald neben duftigen Blumensträußchen auch einen ganzen Stamm, ich will sagen ein zusammenhängendes Werk über indisches Volkstum. Er wäre der Mann dazu.

Wien, 1888.

Krauss.

*Ethnologische Litteratur Ungarns im J. 1891.* Seit die ethnographische Gesellschaft Ungarns vor 2 Jahren ins Leben getreten ist, hat sich um die „alte Garde“ der Volksforscher Ungarns eine Schaar von Folkloristen herangebildet und Zeichen ihres Eifers, ihrer Forschung auf dem saatenreichen Boden pannonischen Volkslebens auch heuer ausser den in Zeitschriften erschienenen Aufsätzen, durch mehrere namhafte folkloristische Werke gegeben.

Unzweifelhaft das grösste und wichtigste Werk ist die 33 Druckbogen starke „Sammlung ungarischer Kinderspiele“ (*Magyar gyermekjátékgyűjtemény*) von unserem hochverdienten Mitarbeiter *Dr. Aron Kiss*, das sich an *Rochholz's* deutsche Sammlung würdig anreihet, ja dieselbe in mancher Beziehung sogar übertrifft. Es ist dies ein Werk, das mit Hilfe der Volksschullehrer des Landes zustande gekommen, in der folkloristischen Litteratur nicht nur Ungarns, sondern wir können mit gutem Gewissen sagen, auf dem Gesamtgebiete des Folklore als Sammlung von Kinderspielen den ersten Platz einnimmt. Für den Volksforscher welchen Specialgebietes immer bietet dies Werk ein unschätzbare Materiale. Sollte es Unterfertigten irgendwie vergönt sein, dies Werk im Auszuge in deutscher Uebersetzung grösseren Kreisen zugänglich zu machen, so wird dies gewiss ehebaldigst geschehen.

Eine „Classificierung und Charakteristik der ungar. Dialekte“ (*A magyar nyelvjárások osztályozása és jellemzése*) hat *Josef Balassa*,

der tüchtigste Phonetiker und Lautphysiologe Ungarns, herausgegeben und damit den Sammlern von Volksliedern u. dgl. einen recht brauchbaren Leitfaden zum genau phonetischen Aufzeichnen der Dialektlieder usw. gegeben. Dies Werk sollte der Verf. wenigstens im Auszuge deutsch erscheinen lassen.

Unser verdienstvoller Mitarbeiter *Ludwig Kálmány* hat heuer den *fünften* Band seiner unschätzbaren Sammlung magyarischer Volksdichtungen unter dem Titel: „Szeged's Volk. Volksdichtungen aus Szeged's Umgebung. III.“ (*Szeged népe. Szeged vidéke Népköltése*) veröffentlicht. In diesem Bande, aus dem wir demnächst Stücke in deutscher Uebersetzung mitteilen wollen, sind 30 Balladen, 80 Liebes-, 60 Soldaten-, 20 Hirten-, 20 Spottlieder, 250 Kinderlieder und Spiele, 20 Weihnachtsspiele, 50 Gebete und Besprechungsformeln, 40 Märchen und Sagen und 40 Rätsel mitgeteilt. Es ist eine fleissige, fachmässige Sammlung, zu deren Fortsetzung wir unserem Herrn Mitarbeiter ein freudiges „Glück auf!“ zurufen.

*Alexander Pintér*, der beste Kenner der Palowzen, hat „für Freunde in 50 Exemplaren“ 13 Märchen dieses interessanten ungarischen Volksstammes veröffentlicht, von dem bereits voriges Jahr Prof. *J. Istvánffy* eine Sammlung: „Palowzische Märchen aus der Spinnstube“ (*Palócz mesék a fonóból*) herausgegeben. Gelegentlich werden wir etwas aus diesen Sammlungen in deutscher Uebersetzung mitteilen.

Mit den Slovaken hat sich *Josef Nagy* befasst, der heuer auf eigene Unkosten als mittelloser Landlehrer ein Werk: „Aus der Heimat der Slovaken im Arváer Comitate“ (*A tótok otthonáról Árva megyében*) herausgab. Das gegebene Material hat bleibenden Wert, wenn auch dem Verfasser und Herausgeber des Werkes folkloristische Schulung abgeht. Sollte uns über die Volksgruppen jedes Comitates des Landes ein solches Werk zu Gebote stehen, wir müssten dem Landlehrerstande dann zum grössten Danke verpflichtet sein.

Unser tüchtiger Turkologe *Ign. Kúnos*, ein Schüler *Vámbery's*, hat uns heuer mit einem Bande: „Bilder aus Anatolien“ (*Anatoliai Képek*) beschenkt, die für den Litteraturhistoriker, Volksforscher und für jeden gebildeten Leser eine anziehende Lecture bilden. Die deutsche Ausgabe dieses Werkes gibt Unterfertigter demnächst heraus.

Im Erscheinen begriffen sind noch die finnisch-ugrischen Studien von *Bernh. Mnnkáci* und *K. Pápai*, die längere Zeit in Sibirien unter den Wogulen, Wotjaken und Ostjaken gewilt haben und aus deren reichhaltigen und unschätzbaren Sammlungen unsere Zeitschrift schon einige wichtige Stücke mitgeteilt hat. Von *Béla Vikár* haben wir finnische, von *Gabr. Bálint* mongolische und von *Ign. Halász* lappische Studien in nächster Zukunft zu erwarten, von *Joh. Jankó*, dem Erforscher des Nildelta's (s. „Globus“ 1891. Bd. LX. Hft. 18), aber erscheint demnächst eine umfangreiche, illustrierte Monographie über den Kalotaszeger Bezirk Siebenbürgens, wo auch Prof. Herrmann's Curort Jegénye, der romantische Aufenthalt des Unterfertigten liegt.

*Dr. Heinrich v. Wlislöcki.*

**Helwald Frd. v., Ethnographische Rösselsprünge.** Kultur- und volksgeschichtliche Bilder und Skizzen. Leipzig 1891. C. Reissner. 416. S. — Der bekannte Kulturhistoriker bietet uns in 27 Abschnitten in klarer und leichter Darstellung einzelne Kapitel zur vergleichenden Volkskunde, in denen er eben für den alten Satz, den schon *Peschel* ausgesprochen hat, neue Belege herbeizieht, dass nämlich bei der Uebereinstimmung einzelner Erscheinungen im Volksleben uns fast die trostlose Vorstellung überfalle, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genötigt werde. Hiezu bieten *R. Andree's*, *Ethnographische Parallelen* ein grosses Material genug, zu dessen trefflichem Werke *Helwald's* Sammlung sozusagen ein „volkstümliches Pendant“ bildet, denn jeder Laie, der nur einigen Anspruch auf allgemeine Bildung erheben kann, wird diese Sammlung mit Genuss lesen und Belehrung daraus schöpfen. Sie liest sich wie eine Reihe recht anmutiger Feuilletons.

Dr. H. v. Wislocki.

**Adrian Ferd. Freiherr v., Der Höhengcultus asiatischer und europäischer Völker.** Wien 1891, K. Konegen. XXXIV. u. 385 S.

Dies Werk gehört unzweifelhaft zu den trefflichsten Beiträgen, welche im letzten Jahrzehnt auf dem Gebiete der Ethnographie erschienen sind. In der Einleitung gibt uns der Verfasser die Ergebnisse, die er aus dem reichen Material der Arbeit gewann und teilt uns auch seine Methode mit, die er bei der Sichtung des riesigen Materiales befolgt hat. Er glaubt, im Bergcult zwei Vorstellungsgruppen zu erkennen. Die eine beruht auf dem Animismus, auf der Beseelung und Belebung der Natur. Der Berg wird als Dämon oder als die Wohnung eines solchen gedacht. Die andere Vorstellung, „die kosmische Auffassung der Berge“ findet sich nicht überall vor. S. 1—366 wird nun ein umfassendes Material für den Höhengcult zahlreicher Völker beigebracht, wobei die heiligen Höhen der alten Griechen und Römer nicht behandelt werden, sondern im Anschluss an dies Werk von *R. Leer* in einer besonderen Schrift der Untersuchung unterzogen worden sind. Es ist begreiflich, was auch der Verfasser oft genug betont, — dass eine auch nur halbwegs erschöpfende Bearbeitung dieses Thema's nicht gegeben werden konnte. Eine grosse Lücke bildet in diesem Werke u. a. auch der missliche Umstand, dass der Höhengcult der Magyaren nicht in Betracht gezogen worden ist, wo doch der Verf. hiezu nur in den bislang deutsch veröffentlichten Märchen und Sagen der Ungarn bedeutend mehr Material gefunden hätte, als er z. B. für den Höhengcult der Rumänen aus *Müller's* Siebenbürgischen Sagen und aus *Mailand's* kleinem Aufsätze (im „Ausland“ 1887 Nr. 52) hat schöpfen können. Dies Werk bleibt für kommende Forscher auf diesem Gebiete ein Quellenwerk, auf dessen Basis der Höhengcult jedes Volkes in Einzelndarstellungen geschrieben werden kann, wie dies Unterfertiger bezüglich der Zigeuner, angeregt durch dies treffliche Werk, bereits getan hat (s. „Journal of the Gypsy Lore Society“ 1892. Vol. III. No. 3. S. 161 — 169.)

Dr. H. v. Wislocki.

**Dr. Heinrich v. Wislocki**, der fruchtbarste ungarische Folklorist, hat in jüngster Zeit wieder einige sehr wichtige, interessante grössere Werke veröffentlicht, die wir hier nur kurz anzeigen wollen. *I. Märchen und Sagen der Bukowinaer* (richtiger: Bukowiner) *und Siebenbürger Armenier*. Aus eigenen und fremden Sammlungen übersetzt. Hamburg, Verlagsanstalt, 1892. 12 Bogen, gr. 8°. 60 Märchen und an 100 Sprichwörter. Mit kurzer Einleitung und einigen wertvollen Noten von Wl. und Hanusch; ohne Quellenangabe, und Unterscheiden des Bukowiner und Siebenbürger Ursprungs. Eine Beurteilung des wissenschaftlichen Wertes der Sammlung muss daher in Schwebe bleiben, bis die Urtexte in der kritischen Ausgabe des galizischen Armenologen Munzath erscheinen werden.

*II. Volksglaube und religiöser Brauch der Zigeuner*. (Darstellungen aus dem Gebiete der nicht christlichen Religionsgeschichte IV. Bd.) Münster, 1891. XVI. + 184. gr. 8°. 3 Mark. — Die Fülle des ganz neuen Stoffes verblüfft auch den Fachmann. Der unerschöpfliche Reichtum an Zigeuner-Analogien für alle möglichen bekannten Erscheinungen des Volkslebens lässt fast den gelinden Zweifel aufkeimen, ob der so viel gelesene und noch mehr erfahrene Verfasser nicht mitunter mehr wahrgenommen hat, als wirklich vorhanden.

*III Die Szekler und Ungarn in Siebenbürgen*. (Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge. Herausg. v. R. Virchow u. W. Wattenbach. Neue Folge. Heft 137. Hamburg, 1891. 40 Seiten, 50 Pfennig.) Wl. ergänzt nun seine in dieser hochangesehenen weitverbreiteten Sammlung über die Zigeuner, Sachsen und Rumänen veröffentlichten Arbeiten mit dieser netten und liebevollen, lebendigen und sachlichen Darstellung der Eigenschaften, des Lebens und Webens des Hauptvolkes dieses ethnographisch unvergleichlich interessanten Landesteiles, und hat sich dadurch ein neues bedeutendes Verdienst um die heimische Volkskunde erworben.

*Hunfalvy-Album*. — XXIV. + 268 Seiten gr. 8°. Mit Hunfalvy's Porträt u. einem Facsimile. Budapest, 1891. V. Hornyánszki's Verlag. Preis 3 fl. — Dieses prächtige Gedenkbuch haben die Verehrer Paul Hunfalvy's aus dem Anlasse herausgegeben, dass 50 Jahre um sind, seit die Ungarische Akademie der Wissenschaften Hunfalvy zum Mitgliede gewählt hat. Der Jubilar ist kurz vor Erscheinen des Albums verblichen, und die Jubelschrift ist zum Epitaphium geworden! Ein prächtiges Trauerdenkmal, womit 33 hervorragende ungarische Gelehrte in 36 Aufsätzen aus den verschiedenen, von Hunfalvy cultivierten Disciplinen dem hochverdienten Jubilar den Zoll ihrer Verehrung abgetragen.

Der biographische Abschnitt ist etwas karg bemessen; in unser Gebiet gehört A. Herrmanns Aufsatz: Hunfalvy als Ethnograph. Der zweite Abschnitt zur ungarischen Philologie enthält in 11 Artikeln manches Interessante, aber wenig Hervorragendes und ganz Neues. Durchwegs bedeutend sind die 5 Aufsätze zur finnisch-ugrischen Philologie im dritten Abschnitt, von denen wir anführen: B. Vikár, Kalevala,

IX. runo, mit Einleitung. — B. Munkácsi, Der wogulische Brauch des Bäreneides; u. K. Pápai, Heirat bei den Wogulen. (Wol die beiden für uns bedeutendsten Arbeiten.) — Der vierte Abschnitt enthält 14 Artikel aus verschiedenen Gebieten und von verschiedenem Werte. Näher interessieren uns: L. Réthy, Die ungarische Litteratur u. d. Rumänen. — A. Szilágyi, Die siebenbürgische Gesetzgebung und die Rumänen. — J. Goldziher, Die Dichter in der Auffassung der alten Araber, mit einem schätzbaren Nachtrag von B. Munkácsi. — J. Kúnos, Aus dem Epos Köroglu. — G. Alexi, Der Rabe in der rumänischen Volkspoesie. — L. Katona, Die nächsten Aufgaben der Märchenforschung. — A. Strausz, Bulgarische Volkslieder. — Recht verdienstvoll ist A. Hellebrandt's chronologische Zusammenstellung derlitt. Arbeiten Hunfalvy's in 284 Nrn. (Redactionen, selbständige Werke und Aufsätze). Die erste Arbeit sind Dresdener Briefe, 1839, die letzte eine Recension über A. Herrmann's, Alternativen zur rumänischen Ethnologie, 1890. — Wir vermissen einige nicht unwesentliche Nummern, so die sehr bedeutende Recension über O. Herman's Buch der ungarischen Fischerei in den Ethnologischen Mitteilungen aus Ungarn, I. 1888. 2. Heft. Sp. 152—160, und die bedeutsame Eröffnungsrede in der Volkversammlung der Ges. f. d. Völkerk. Ungarn. (Ethnographia; II. 169—171.) A. H.

**Erdély.** (= Siebenbürgen.) Von dem illustrierten Organ des ungarisch-siebenbürgischen Karpaten-Vereins ist soeben das erste Heft (1892. Januar) in einem Umfange von 3½ Bogen erschienen. Von grosser Wichtigkeit für die Volkskunde ist diese neue Zeitschrift darum, weil sie neben der besonderen Berücksichtigung der für Siebenbürgen so bedeutsamen Balneologie im Hauptrahmen der Turistik der Ethnographie dieses Landesteiles (Fachreferent A. Herrmann) den ihr gebührenden hervorragenden Platz anweist. Als volkscundliche Aufsätze führen wir an: Graf Géza Kuun, Über die Brodnik (rumänische Nomaden). — Dr. J. Jankó, Über das magyarische Volk von Kalotaszeg. — H. v. Wislocki, Wanderzeichen der siebenbürgischen Zigeuner. (Auszug aus dem Artikel in den Ethn. Mitt.) — Diese höchst beachtenswerte Zeitschrift erscheint monatlich einmal, im Sommer zweimal, und wird den Mitgliedern des Vereins gegen den Jahresbeitrag von 2 fl. gratis geliefert. Redacteur D. Radnóti. A. H.

**Bolgár népköltési gyűjtemény.** (Sammlung bulgarischer Volkspoesien). Mit unedirten bulgarischen Originaltexten. Übersetzt und mit Unterstützung der bulgarischen Regierung herausgegeben von Adolf Strausz. Mit bulgarischer Vorrede von Dr. D. Iván Sišmanov. Budapest, 1892. 2. Bd. XVI. + 334 und 393 Seiten. Preis 6 fl

Es erscheint uns seitens der Führer des bulgarischen Volkes als ein bedeutsames Zeichen politischer Reife und klaren Einblickes in die Tiefen des Völkergedankens, dass sie jetzt, am Beginn der zweiten Epoche der nationalen Selbständigkeit das Studium ihres Volkstums so sehr in den Vordergrund treten lassen. Sie scheinen es gar wol zu wissen, dass das der sichere Ausgangspunkt, die feste Grundlage für die organische Entwicklung der nationalen Kultur ist, die Vergangenheit

ein verlässlicher Wegweiser in die Zukunft, der im Ethnischen sich offenbarende Volksgeist ein tiefeingreifender Factor der nationalen Politik. Die bulgarische Regierung selbst lässt durch einen der hervorragendsten Vertreter der modernen Kultur, den Sectionsschef im Kultusministerium, Dr. Ivan D. Šišmanov den Šbornik redigieren, eine grossartige wissenschaftliche Sammlung zur bulgarischen Landes- und Volkskunde, mit eminent ethnographischer Färbung.

Aus dieser Sammlung ist das hier angezeigte ungarische Werk geschöpft. Ungarn, das sonst so sehr berufen wäre, zwischen Ost und West, zwischen Nord und Süd geistige und materielle Kultur zu vermitteln, lässt sich zwar diese Mission nicht sehr angelegen sein, und aus der vorliegenden Publication wird der Westen nicht viel Kenntniss des bulgarischen Volksgeistes schöpfen. Umsomehr aber die ungarische Nation, deren aufrichtige Sympathie für alle wahren und edlen Freiheitsbestrebungen die Leiter des bulgarischen Volkes wol zu würdigen wissen, die dessen bewusst sind, dass das Eindringen in die bulgarische Volkspsee nur geeignet ist, diese Sympathien zu stärken. Auch war auf Grund der ungarischen Edition das Zustandekommen einer deutschen Ausgabe (welche der Referent mit dem Herausgeber der ungarischen vorbereitet) gleichfalls in Aussicht genommen. Und es bot die bulgarische Regierung in lieberalster Weise die Hand zur Schaffung dieses Buches, des grössten in der ungarischen Litteratur, das sich mit dem Folklore eines fremden Volkes befasst.

Wir wollen hier nicht auf eine genauere Beurteilung des Werkes eingehen, sondern nur kurz seinen Inhalt besprechen. Der erste Band enthält auf Seite 1—XVI. das schwung- und taktvolle Vorwort Šišmanovs sammt ungarischer Übersetzung. Seite 1—151 die Einleitung des Übersetzers, interessante Aufsätze über Volkspoesie und deren Editionen, über Volksglauben, Sitte und Brauch der Bulgaren mit Musikproben; aus denen besonders die eingehende Schilderung der Eheschliessung hervorgehoben zu werden verdient. Diese ziemlich breit angelegte Einleitung erhebt zwar keinen Anspruch auf fachgemässe Wissenschaftlichkeit, ist aber genug geeignet, den ungarischen Lesern weiterer Kreise in anziehender Weise ein anschauliches Bild des Volkslebens in seinen Hauptzügen zu geben, und sie in den Stand zu setzen, die Sammlung selbst zu verstehen. Nun folgen unter 70 Titeln verschiedene Kategorien von Volkspoesien, und auf S. 321—331. Anmerkungen. — Der zweite Band enthält auf S. 1—63 eine wertvolle Sammlung von ungedruckten bulgarischen Originaltexten, denen dann die ungarischen Übersetzungen folgen, weiters wieder Übersetzungen aus schon veröffentlichten Quellen, im ganzen 109 Titel: endlich Anmerkungen S. 376—390. — Die Übersetzungen sind nett und flott, mitunter etwas flüchtig, aber immer verständig und recht gut zu geniessen. Mit übertriebener Genauigkeit sind bei den meisten Dichtungen die Gewährsleute angegeben, was wir bei Übersetzungen nicht suchen, wol aber den Hinweis darauf, wo das schon veröffentlichte Original zu finden ist. — Die Anmerkungen bieten manches Belehrende und zum Verständnis der Dichtungen Erwünschte. — Strausz hat sich durch diese grosse, mühselige Arbeit sowol um die bulgarische Volkspoesie, als auch um die ungarische Litteratur grosse Verdienste erworben.

A. H.

## Sprachmonopol.

Der Anlass, dass wir in diesem Heft die Übersetzung eines ungedruckten Karagöz-Spieles von Ignaz Kúnos veröffentlichen, erinnert uns an eine Expectoration des Herrn Dr. Luschan, der im höchst verdienstvollen „Internationalen Archiv für Ethnographie“ 1889. einem schönen Artikel über „Das türkische Schattenspiel“ eine Nachschrift anhängt, die uns nahe interessierende wichtige prinzipielle Fragen berührt, die wir daher reproducieren, und uns dabei einige Bemerkungen erlauben. Hr. Luschan schreibt:

„Während der Drucklegung des Schlusses dieser Arbeit wird mir die Schrift von Dr. Kúnos Ignác zugänglich. in der Form eines Sonderabdruckes — aus einer Zeitschrift, unter dem Titel: ‚Három karagöz-játék‘ 1886, in Budapest erschienen. Sie enthält drei vollständige Texte in Transcription und in ungarischer Übersetzung, ausserdem ein Vorwort von 5, und einen Schluss von 15 Seiten. meist mit Noten, wie es scheint, sprachlichen Inhalts — auch diese leider in ungarischer Sprache. Erscheint es schon eigenthümlich. türkische Texte gerade nur in ungarischer Übersetzung zu veröffentlichen, so wäre es um so mehr zu erwarten gewesen. dass wenigstens der Titel und die wenigen Blätter, welche die Texte einleiten und abschliessen, auch in einer europäischen Sprache mitgeteilt würden. Die Schrift wäre mit dieser geringen Concession an die ausserhalb des Globus von Ungarn wohnende Menschheit sofort einem grossen Leserkreise näher gerückt, und zunächst auch allen Orientalisten, denen die türkische Transcription den ursprünglichen Text ersetzt, ohne weiteres verständlich. Vielleicht veranlassen diese Zeilen den Herrn Verfasser, wenigstens Anfang und Schluss seiner Schrift auch in einer allgemeiner verständlichen Sprache zu veröffentlichen; einstweilen kann ich nicht einmal darüber klug werden, ob die transcribirten Texte dem Herausgeber gedruckt vorgelegen haben, oder nur in Handschrift oder mündlicher Überlieferung — jedenfalls aber sind dieselben von grosser Wichtigkeit, so dass ich nicht verfehlen darf, die Aufmerksamkeit der Fachleute auf dieselben zu lenken“.

Es gereicht uns, die wir stolz darauf sind, uns die Anerkennung strenger Unbefangenheit verdient zu haben, und die wir uns ja bei unsern Mitteilungen der deutschen Sprache bedienen, — also es gereicht uns zu grosser Freude und Genugtuung, wenn wir ähnlichen Vorwürfen bezüglich der ungarischen Sprache begegnen, und wir wünschen, das derlei litterarische Delicte je öfters und an je ansehnlicherer Stelle (wie z. B. in Mommsen's Corpus Inscr.) uns solche Vorwürfe zuziehen mögen. Würden nur die ungarischen Schriftsteller und Gelehrten einige hundert solche Werke schaffen, bei denen es den Europäern recht leid täte, dass dieselben in ungarischer Sprache verfasst sind, dann kämen wir allmählich dahin, dass es der Mühe wert wäre, ungarisch zu verstehen, was für hoch Civilisierte nicht so gar unmöglich sein kann, wenn man bedenkt, dass wir Halbbarbaren in Un-



garn neben mehreren Landessprachen so viele „Cultursprachen“ erlernen, wie kein westliches Volk. Wenn man unserer Sprache bedürfte, wenn sie eine unentbehrliche Litteratur hätte, würde man sie schon erlernen, und sie würde wol auch in die Vorzugsclassen „europäischer“ Sprachen rangiert werden. Dass ungarische Schriftsteller nach diesem hohen Ziele streben, darf man ihnen wol nicht verargen.

Wir müssen noch aufrichtig gestehen, dass es uns keineswegs so ganz u. gar eigentümlich erscheint, türkische Texte gerade nur in ungarischer Übersetzung zu veröffentlichen. Die Herrn „europäischen“ Turkologen mögen es gnädiglich zur Kenntnis nehmen, dass (da die türkischen Studien zu den Grundlagen magyarischer Ethnologie u. Philologie gehören) ausser dem hier inkriminierten Buche in ungarischer Sprache auch noch andere wichtige osmanische Studien erschienen sind und erscheinen werden, deren der Fachmann füglich nicht wird entraten können.

Noch ein Wort zum ungarischen „Globus.“ Einem jeden Volke ist sein Land sein Kosmos, und so soll es auch sein. Die Ungarn haben sich das ihrige genug sauer verdient; dieser „Globus“ war lange das Bollwerk abendländischer Kultur, und es geziemt den Monopolisten der Civilisation, besonders den Orientalisten, nicht im mindesten, über das Bestreben der Ungarn, des Reiches und Volkstums der Väter hier im Halborient getreu zu wachen, vornehm „europäisch“ zu spötteln.

A. H.

## Magyarische Volksballaden.

### I.

Molnár Anna. \*)

Machte auf sich Ajgó Martin  
 Auf gar weiten Weg zur Waldschlucht,  
 Traf am Weg er Molnár Anna:  
 „Komme mit mir, Molnár Anna,  
 Mit auf weiten Weg zur Waldschlucht.“  
 „Kann nicht kommen, Ajgó Martin,  
 Hab' mein Heim, mein liebes, holdes,  
 Säug' am Busen süßes Söhnlein.“  
 Rief und rief er sie, sie säumte,  
 Raubte rasch sie aus der Sölde

Wallten sie zu zwein nun weiter  
 Auf dem Wildsteg, hin zur Waldschlucht;  
 Stund am Weg ein stämm'ger Eichbaum,

\*) Vgl. Ethnol. Mitt. I. 1. Heft, Spalte 80.

Setzten sich in seinen Schatten.  
 „Blick' mich an doch, weis' dein Antlitz!“  
 Fiel aus Anna's Aug' ein Tropfen  
 „Was denn weinst du, Molnár Anna?“  
 „Wein' ja gar nicht, Ajgó Martin;  
 Tauestropfen träuft der Baum nur,  
 Traun, im Mittag steht die Sonne“  
 Stieg hinan am Stamm des Baumes,  
 Umschau halten, Ajgó Martin,  
 Glitt zur Erd' sein prächt'ger Pallasch.  
 „Reich' mir, reich' mir meinen Pallasch!“  
 Warf sie jäh empor den Pallasch,  
 Bohr' der prall in seine Brust sich.

Mummte sich nun Molnár Anna  
 Ein in Ajgó Martins Kleider.  
 Kehrete heim zu ihrem Hausherd,  
 Stund dort vor der Sölde stille.

„Stiller Hauswirt, frommer Hauswirt,  
 Gibst mir Herberg für die Nacht heut?“  
 „Hoher Herr! kann keine geben,  
 Hab' ein kläglich schreiend Söhnlein.“  
 Bat sie ihn da, bis er nachgab.

„Stiller Hauswirt, guter Hauswirt,  
 Gibt's wol guten Wein im Weiler?  
 Wollt' zum Nachimbiss ein Krüglein.“  
 Gieng um Wein der gute Gatte,  
 Knöpfte sie sich auf den Dolman,  
 Säugte satt ihr schreiend Söhnlein.

Übersetzt von *Adolf Handmann*

## II.

### Die drei Waisen.

„Wohin geht ihr, ihr drei Waisen?“  
 „Gehn in Frohndienst weithin reisen!“  
 „Bleibet, bleibt doch, ihr drei Waisen!  
 Geht in Dienst nicht, geht nicht reisen!“

„Geb' euch Rütlein drei vom Herde,  
 Schlagt damit die Friedholserde!“  
 „Mutter lieb! entsteig' dem Grabe,  
 Näh' das Kleid uns, gib uns Label!“

„Kann ja rühren nicht die Hände,  
Drücken rings mich Bretterwände;  
Nennt doch neue Mutter euer,  
Näht das Kleid euch, schürt euch's Feuer.“

„Kämmt sie uns und wäscht die Glieder,  
Trieft das Blut am Leib uns nieder;  
Gibt sie Brot aus Hirsenkörne,  
Schilt sie uns und flucht im Zorne.“

Übersetzt von *Adolf Handmann*.

### III.

#### Königssohn und Königstochter.

(Originaltext in *Abafi's Ztschr.* „Figyelő“ 1876.)

Einstens hatt' ein König eine schöne Tochter,  
Golden war ihr Haar und sternenlicht ihr Auge;  
Reich mit Diamanten, Perlen, Silber, Golde  
Schmückte man die Königsmaid, die holde.

Einstens hatt' ein König einen schönen Sohn,  
Golden war sein Schwert und silbern war sein Ross.

Einstens hatt' ein König einen schönen Sohn,  
Und ein and'rer König eine Tochter schön.

Von sechs stolzen Rossen kam der Prinz gefahren,  
Freite bei dem König um die Königstochter;  
Königssohn erhielt zum Weib die Königstochter, —  
Eine ganze Woche dauerte die Hochzeit.

Königssohn fuhr mit der Gattin drauf von dannen  
Auf dem schönen Wagen mit den gold'nen Rädern.  
Als sie in den tiefen Wald, den dunklen, kamen,  
Vier Haiducken hielten grimmig an den Wagen.

„Einen „guten Morgen“ wünschen wir dir Prinzein,  
Noch zu dieser Stund' musst du dein Leben lassen!“

— Tut mir nichtz zu Leide, lasst mir nur das Leben,  
All mein Gold und Silber will ich geru euch geben! —

Bat die Königstochter: „Räuber, ihr vier Räuber,  
Lasst uns, lasst uns leben; wollet uns nicht tödten!“

— Hör' uns schöne Königstochter, hör' uns an,  
Du allein kannst retten deinen Ehemann;  
Wenn bei unsrem Hauptmann du drei Nächte schläfst,  
Unverletzt könnt ihr dann beide weiterziehn! —

Eingewilligt in den Vorschlag hatten beide,  
Königstochter schlief beim Hauptmann drei der Nächte;  
Doch am vierten Morgen fiel durchs Schwert der Räuber  
Ihres Gatten Haupt, das Haupt des Königssohnes.

„Gott sei deiner Seele gnädig, Gatte mein,  
In dem Jenseits werden wir uns wiederseh'n!“

„Gott beschütz' dich süsse, teure Gattin mein,  
In dem Jenseits werden wir uns wiederseh'n!“

H. v. Wlislöcki.

IV.

Magyarisches Volkslied.

(Originaltext in *Kálmány'* Koszoruik etc. I. S. 112.)

Dort, aus jenem dunklen, tiefen Moor  
Wächst die Lilie, wächst die Ros' empor;  
Schlanke Lilie, weisse Rose,  
Du betrogst mich, du Herzlose!

Eine Blume war ich auch einmal,  
Doch jetzt bin ich welk, verblüht und fahl;  
Dich, du Falsche, will ich meiden,  
Will auf immer von dir scheiden!

In die Welt, die weite, will ich ziehn,  
Weit in öde Fernen will ich fliehn,  
Namenloses Leid und Schmerzen  
Im gebrochenen, kranken Herzen.

Nur das bittere Leid folgt meiner Spur  
Und begleitet mich durch Wald und Flur,  
Flüstert mir: dass du gebrochen  
Hast die Treu, die du versprochen!

H. v. Wlislöcki.

Aus dem Munde der Ofner Schwaben.

1.

Ene, bene,  
Ekate, pekate,  
Schliri, potsche,  
Quinqua, quinqua,  
Semelepa,  
Atscheme, tatscheme, Schopf!

2.

Der Heidl Pupeidl steht draussen,  
Er wüll ma mei Kinderl mausen,  
Der Heidl Pupeidl steht hinter der  
Tür,  
Wann'st nit glei einschlafst, so kommt  
er herfür.

3.

Ziserlbaum, Ziserlbaum  
Wachs in mein Garten,  
Wann a schens Maderl kommt,  
Sag, sie soll warten.  
Wann sie nit warten will,  
Sag, i bin gsturm;  
Wann's driber traurig wird,  
Sag, i kum morgn.

Guter Freund, ich frage dich,  
Sag mir, was ist zwei?  
Zwei Tafel Moses,  
Eins und eins ist Gott der Herr u. s. w.

Guter Freund ich frage dich,  
Sag mir, was ist drei?  
Drei Patriarchen,  
Zwei Tafel Moses,  
Eins und eins u. s. w.

4.

Ei ei ei  
Sagt mei Weib,  
Knederln soll i kochen,  
Hab ka Salz,  
Hab ka Schmalz,  
's Heferl is ma brochen.  
Wie i wüll zum Hafner laufen,  
Wüll a anders Heferl kaufen,  
Kommt a klana Mann doher,  
Rennt mi übern Haufen.

Guter Freund, u. s. w.  
Vier Evangelisten, u. s. w.  
Fünf Gebote der Kirche, u. s. w.

Sechs steinerne Wasserkrüg,  
Die der Herr hat angefüllt,  
Zu Kanaa in Galilea u. s. w.

Sieben Sakramenten.

Acht Seligkeiten.

Guter Freund, ich frage dich,  
Sag mir, was ist eins?  
Eins und eins ist Gott der Herr,  
Der da lebt und der da schwebt  
Am Himmel und auf Erden

Neun Chöre der Engel.

Zehn Gebote Gottes.

Elftausend Jungfrauen.

Zwölf Eigenschaften.

Mitgeteilt von Frau *Josefine Weisz-Findczy.*

### Deutsches Volkslied aus Siebenbürgen.

Die Schwalben, sie fliegen  
Hoch über das Dach:  
Meine Seele möcht' fliegen  
So gern ihnen nach.

Möcht fliegen so gerne  
O Liebchen zu dir,  
Doch hat sie ka Flügel, --  
O wehe, weh mir!

O Schwalbe, o fliege  
 Aus da'm Nest hinaus,  
 Meine Grösse, o bringe  
 Zu Liebchens Haus!

Schaust du sie in der Küche,  
 Sag': ich lass sie küssen;  
 Schaust du sie im Hofe,  
 Sag': ich lass sie grüssen;  
 Schaust du sie vor'm Tore,  
 Sag', dass auseinander, -  
 Auseinander wir müssen!

(Aus Grosspold).

Mitgeteilt von *H. v. Wli:locki*.

### Bulgarisches Volkslied.

(Original in Strausz, *Bolgár népköltési gyűjtemény*, II. Bd. S. 14.)

Sprach der Sultan so zur Penka:  
 „Penka, du mein süsßes Täubchen,  
 Wenn du werden willst mein Weibchen,  
 Kauf ich, Penka, zum Talare  
 Dir die schönste Seidenware,  
 Eine Atlas-Šalavare.  
 Eine Halskett' geb, ich, Holde,  
 Dir aus meiner Mutter Golde.“

Sprach die Penka so zum Sultan:  
 „Sultan, nicht mag ich dich leiden,  
 Bist ein garstger, wüster Heide;  
 All dein Walten Fluch und Schand ist,  
 Schnöd dein Glauben, öd dein Land ist.  
 Wisst vom Mittwoch nichts, noch Freitag,  
 Und der Werktag ist nicht euer,  
 Habt am Sonntag keine Feier;  
 Wollt das Bairamfest begehen,  
 Könnt es aber nicht erspähen;  
 Suchet es nach allen Winden,  
 Könnt mit Flinten nur es finden.“

Sprach der Sultan so zur Penka:  
 „Penka, du mein süsßes Täubchen,  
 Alle deine Schwägerinnen  
 Sind schon in Idrin Kadinnen:  
 Deine Dever all zusammen  
 Sind in Isirlinsk Sultane.“



Pan Bih znaje, ščo dilaje moje so-  
koljatko.  
Oj ščo moje sokoljatko dilaje, di-  
laje,  
Pizno ljihat, rano vstaje, na-strungu  
šidaje.

Gott der Herr nur mag es wissen, wo  
mein Falk' geblieben.  
Oh mein kleiner Falk, was für ein  
Leben mag er führen?  
Legt sich spät, erwacht früh, setzt  
sich auf die Gattertüre.

In Alsó-Hidegpatak, Marmaros-r Comitát, aufgezeichnet von Prof. A. Petrow  
aus St.-Petersburg.

Übersetzt von A. H

Lieder der Spaniolen. \*)

Cantica al vino.

Lied an das Wein.

Bendico el que te cria  
en la viña,  
Siempre te topes  
en mi tripa.

Ich preise den, der dich erschuf  
In dem Weinstock;  
Du bist willkommen stets  
Mir im Bauche.

Bendico el que te cria  
en el campo,  
Siempre te topes  
en mi papo.

Ich preise den, der dich erschuf  
Auf dem Felde;  
Du bist willkommen stets  
Mir im Munde.

A una novia.

Ai novia, estrella muy alta,  
Vuestra hermosura me arta,  
Non veamos vuestra falta,  
Para que gozé lo amor.

Ai novia de grande rijo,  
Bienes tengas como el mijo,  
Al año vos nasca hijo,  
Para que gozé lo amor

An eine Braut.

Oh Braut, du Stern mit hehrem Prangen,  
Dein Reiz hält unsern Sinn gefangen.  
Dass alle Sehelsucht uns vergangen;  
Weil wir gefröhnt der Lieb',

Oh Braut, du herrlich Lustbegehren,  
Hast Schätze, wie die Weizenähren,  
Wirst einen Sohn aufs Jahr gebären —  
Weil wir gefröhnt der Lieb'.

\*) Terte durch gutige Vermittlung der Fran Weisz-Neuhaus in Pancsova;  
Übers. o. cs. H.



## ETHNOLOGISCHE MITTHEILUNGEN AUS UNGARN

ZUGLEICH

ANZEIGER DER GESELLSCHAFT FÜR DIE VÖLKERKUNDE UNGARNS.

BEGRÜNDET UND HERAUSGEGEBEN VON PROF. DR. ANTON HERRMANN.

REDIGIERT VON

ANTON HERRMANN

Secretar d. Gesellschaft f. d. Völkerkunde  
Ungarns.

LUDWIG KATONA

Schriftführer d. Gesellsch. f. d. Völkerkunde  
Ungarns.

## Deutsche Volkspoesie in Ungarn. \*)

## A) Nordostungarn, Bereger Comit. Gegend von Bardház.

Aufgezeichnet von Theodor Lehoczky, Munkács.

I.

Ich weiss nicht, was mir fehlet,  
Ich sterb von Ungeduld,  
Mein Herz ist zum Zergehen,  
Das ist die Liebe schuld.

O ja, ja, ja, du Liebe,  
Du hast mich krank gemacht,  
Du hast mich armes Mädchen  
Ins Todtenbett gebracht.

II.

Du Tochter, willst du heiraten?  
Ja, Mutter, ja.  
Willst du einen Schneider haben?  
Nein, Mutter, nein.  
Hosen flicken werd ich nicht.  
Einen Schneider will ich nicht.

Du Tochter, willst du heiraten?  
Ja, Mutter, ja.  
Willst du einen Bauer haben?  
Ja, Mutter, ja.  
Ochsen hüten kann ich schon,  
Erdäpfel graben werd ich schon.

III

Zu Strassburich, zu Strassburich,  
Ein wunderschöne Stadt.  
Darin da liegt begraben  
Ein manicher Soldat.

Ich geb Euch, ich geb Euch  
Für ihn so viel Geld.  
Euer Sohn, Euer Sohn muss sterben  
Im weiten, breiten Feld. . .

Ihr Mutter, die gieng  
Voren Hauptmann sein Haus.  
Ei Hauptmann, mein liebster Haupt-  
Gibt mir mein Sohn heraus [mann,

Dort vor dem Feind, dort stand ein  
Schwarzbraunes Mädelein,  
Sie trauert, trübt und weint, ,  
Sie kränkelt sich so sehr. . .  
Ei grüsst dich Gott, schönes Schätz-  
Ich sehe dich nie mehr. [chen,

\*) Vgl. Ethnographia, 1892. Januarheft.

\*\*) In Bardház wohnen an 230 Deutsche mit Ruthenen vermisch 1728—1768 wurden hier etwa 22 Familien aus Kleinberg und Kleinzwedl, dann aus Osterreich und Böhmen angesiedelt.

## IV.

Ich hab ein Schatz,  
 Und den soll ich meiden.  
 Soll vor ihn vorbeigehn  
 Und kein Wort nicht auf ihn reden.  
 Wie soll denn nicht mein Herzchen  
 Im Leib zergehn' . . .

Ei liebet nicht so sehr,  
 Als ich geliebet hab'  
 Sonst stürzt euch die Liebe  
 Vor Zeiten ins Grab.

Ihr Jungfräulein  
 Alle insgemein,  
 Sollt bei meinem  
 Begräbnisse sein.

Ihr sollt mir helfen  
 Legen ins kühle Grab  
 Und weil ich euch von Herzen  
 Treu geliebet hab',  
 Seht wol an den  
 Zweiten, dritten Tag,  
 Da wuchsen zwei Veilchen  
 Aus ihrem kühlen Grab.

Darauf da steht geschrieben:  
 Verborgnen war die Liebe,  
 Gott hat sie schon hier  
 Genommen in sein Quartier.  
 Das Feuer auf der Erde  
 Das brennt nicht so heiss,  
 Als die verborgene Liebe,  
 Die niemand weiss. . .

## V.

In Pressburg auf der Brücke,  
 Schreibt mir mein Schatz ein Brief,  
 Darauf da steht geschrieben,  
 Der Winter steht vor Thür. . .

Gesellen, wollt ihr hier bleiben,  
 Zehn Thaler leih ich euch,  
 Und wenn ihr gut arbeitet,  
 Da fünf schenk ich euch.

Wenn euch das Brod zu hart ist,  
 So lasst euch backen weich,  
 Und wenn euch das Bett zu hart ist,  
 So schlafts bei meinem Weib.

Bei Frau Meisterin zu schlafen,  
 Ist kein Gesellenbrauch.  
 Viel lieber bei der Tochter  
 In ihrem rothen Bett. . .

Herr Meister, jetzt wollen wir wan-  
 Jetzt ist die Wanderzeit, [dern,  
 Denn ihr habt uns diesen Winter  
 Mit sauren Kraut gespeist. . .

Sie nehmen Stock in Hände,  
 Verlassen das Quartier,  
 Und ziehen fröhlich weiter  
 Weiter vors Meisters Thür. . .

## VI.

Es waren Schwestern dreie,  
 Die jüngste unter ihnen war  
 Schwarzbraunes Mädelein,  
 Die lasst den Herrn herein.

Sie führet ihn in alle Winkel aus,

Von Bodenloch schmeisst sie ihn  
 heraus.

Er fällt, das war zu hoch, o wei,  
 Er bricht sich alle Rippen inzwei,  
 Schwarzbraunes Mädelein,  
 Sogar das linke Bein.

VII

|   |   |
|---|---|
| Ein Mädcl wehlt (?) wohl wohl<br>In dem grünen Klee,<br>Da begegnet ihr ein Ritter,<br>Ja Ritter, ja Ritter,<br>Er breit' sein Mantel auf:<br>Liebstes Mädchen, liebstes Mein,<br>Komm, ruhe wenig aus.<br>Warum soll ich denn schon ruhen,<br>Ja ruhen, ja ruhen?<br>Ich hab noch wenig Gras,<br>Ich habe zuhaus eine schlimme Mut-<br>Die haut mich alle Tag. [ter,<br>So sag, du hast geschnitten,<br>Geschnitten, ja geschnitten<br>Zwei halbe Finger ab.<br>Warum soll ich mit Lügen<br>Meine Mutter betrügen,<br>So möcht mir übel gehen. | Viel lieber sag ich die Wahrheit,<br>Ja Wahrheit, ja Wahrheit.<br>Der Ritter ist mein Mann.<br><br>Mutter, liebste Mutter mein,<br>Schenk mir zweihundert Thaler,<br>Dann kauf ich, was ich will.<br>Mädchen, liebstes Mädchen mein,<br>Thaler hab ich nicht viel,<br>Dein Vater hat verrauschet,<br>Rauschet, ja rauschet,<br>Bei Würfel und Kartenspiel . .<br>So pack dir deine Kleider zam,<br>Zam, Kleider zam,<br>Und maschier mit Reiter fort.<br>So klag ich Gott im Himmel,<br>Ja Himmel, ja Himmel,<br>Ein armes Mädchen ich bin! |
|---|---|

VIII.

|  |   |
|--|---|
| Im Wirthshaus wird man hoch geehrt,<br>Dort braucht man nichts nur Geld;<br>Liebster Bruder, trink einmal. | Trink einmal, trink einmal.<br>So lebe ich und du,<br>So lebe ich und du. |
|--|---|

IX.

|   |   |
|---|---|
| Der Wächter auf,<br>Der Wächter auf der Ziele stand,<br>Die Buben auf zu wecken,<br>Ja wecken, ja wecken.<br>Das Madel soll früh aufstehen,<br>Frisch Wasser geht sie holen,<br>Da begegnet ihr derselbe Knab,<br>Der, der bei ihr geschlafen hat.<br>Er wünscht ihr ein guten Morgen,<br>Ja Morgen, ja Morgen,<br>Gut Morgen, gut Morgen. . .<br>Herztreuester Schatz, | Wie hast du heut geschlafen,<br>Ja schlafen, geschlafen?<br>Ich habe geschlafen auf einen Arm,<br>Und habe mein Ehre verschlafen,<br>Mein Ehre verlassen. . .<br>Ich hab gemeint, ich lasse dich<br>Zur Kirche führen,<br>Mit Pfeifen und Trommel<br>Und Musizieren.<br>Und daweil lass ich es bleiben,<br>Lass ich es bleiben. . . |
|---|---|



Vater Mutter will's nicht haben,  
 Schönster Schatz das weisst du wohl,  
 Thu mir nur die Wahrheit sagen,  
 Wenn ich wieder kommen soll.

Wenn die Berglein sich werden nei-  
 [gen,  
 Und die Donau neiget sich,  
 Und die Distel tragen Feigeln,  
 So lang werd ich Lieben dich.

XIII.

Jetzt fängt sich schon das Früh-  
 [jahr an,  
 Und alles fängt zu grünen an,  
 Das Vöglein singt, das hört man  
 [schon,  
 Bei der Nacht, bei Sonnenschein,

Und alle Sternlein leuchten fein,  
 Jezt geh ich zu mein Schätzerlein.  
 Da seh ich schon ein andern drin,  
 Jetzt geh ich über Berg und Thal  
 Dort singen schön die Nachtigal.

XIV.

Dort oben auf dem Berge,  
 Dort stehen zwei Rosesträuchlein;  
 Gebogen bis zu der Erde,  
 Dort lege ich mich darunter.  
 Da träumet mich ein Träumelein,  
 Als wenn ich schlaf bei der Junge

Wie ich früh erwache,  
 So steht das alte Kammerweib  
 Bei meinem Bett und lachte fein  
 Für ein Stüklein weisses Brod  
 Und für ein Gläslein Wein.

XV.

Bardház, Bardház muss ich meiden,  
 O du wunderschöne Stadt;  
 Darin, darin muss ich verlassen  
 Meinen auserwählten Schatz.  
 Wenn ich über die Gasse gehe,  
 Alle Leute schauen auf mich;  
 Aus meinen Äugelein fliesst Wasser  
 Als der grösste Donaufluss. . .  
 Spielet auf, ihr Musikanten,  
 Spielet auf ein Seitengespiel,  
 Meiner Herzliebsten zu gefallen —  
 Siehe dich heut und nimmermehr.  
 Rosmarin, du grüner Stengel,

Wünsch mein Schatz ein gute Nacht,  
 Weil ich sie verlassen muss. . .  
 Wie ich über die Brücke gehe,  
 Wend' ich mein Äugelein hin und  
 her,  
 Stadt Bardház, Bardház  
 Zeiget mir den Rückenkehr.  
 Schönster Schatz, du kannst ja  
 schreiben,  
 Schreibe mir ein Briefelein,  
 Und schick zu mir mit die kleinen  
 Waldvögelein —  
 Sieh dich heut und nimmermehr.

## XVI.\*)

|                                  |                                  |
|----------------------------------|----------------------------------|
| Aus, und aus, und aus und aus,   | Ein, und ein, und ein, und ein,  |
| Bei den Rezi's Tor hinaus.       | In Hansel' sein Tor hinein,      |
| Ob sie werden glücklich sein,    | Ob sie werden glücklich sein,    |
| Das weiss der liebe Gott allein. | Das weiss der liebe Gott allein. |
| Maschieren, maschieren.          |                                  |

## B) Deutsche Volksballaden aus Südungarn.

(Aus Oreczyfalva u. Merczyfalva.\*\*)

Aufgezeichnet von Karl Grün. Mitgeteilt durch *Ludwig Baróti*

## 1. Der Schmiedsgesell. \*\*\*)

Es war einmal ein Schmiedsgesell, <sup>1)</sup>  
 Ein gar ein wunderschön's Blut,  
 Der beschlaget dem jungen Markgrafen seinen Wagen,  
 Und der war schön und gut.

Und als der Wagen verfertigt war,  
 So legt er sich nieder und schlief,  
 Da kam dem jungen Markgrafen seine Frau,  
 Mit heller Stimme und rief:

„Ach Schmiedsgesell fein, Schmiedsgesell mein,  
 Steh' auf und lass mich hinein!  
 Bei'nander wollen wir schlafen,  
 Mein eigener sollest du sein“

Und wie sie geglaubt han, sie wären allein,  
 So führet der Teufel das Kuchlmensch <sup>2)</sup> nein.

„Ach Herr, ach Herr, ach strengster Herr,  
 Gross Wunder um unserer Frau:  
 Sie schlaft beim schwarzbraunen Schmiedsgesell,  
 Ja Schmiedsgeselle allein!“

\*) Wird gesungen, wenn die Braut vom Elternhaus weg, und nach der Trauung, wenn sie ins Bräutigamshaus eingeführt wird

\*\*) In Merczyfalva (Merczydorf) wurden 1734 Italiener, 1752 Franzosen angesiedelt; diese verschmolzen aber mit den 1765 u. 1770 zumeist aus Trier, Lothringen u. Luxemburg eingewanderten Deutschen. Oreczyfalva ist eine Niederlassung von Schwarzwäldern aus dem Jahre 1785.

\*\*\*) Vgl. *Wunderhorn*, (R.) S. 455—456. *Simrock*, 102—104 S 46.

<sup>1)</sup> Im *Wunderhorn* und bei *Simrock*: ein *Zimmergesell*.

<sup>2)</sup> Im *Wunderhorn* und bei *Simrock*: das älteste Kammerweib.

Und als der junge Markgraf es erfuhr,  
Ein'n Galgen liess er bau'n,  
Von rothen Gold und Edelgestein,  
Für'n Schmiedsgeselle allein.

Und als der Galgen fertigget war,  
So liess man ihn führen hinaus.  
Da kommet Pardon vom Kaiser:  
Man soll ihn lassen aus.

Was zog dem jungen Markgrafen seine Frau  
Aus ihrer riechenden Tasche?  
Fünfhundert Stück von rothem Gold,  
Für'n Schmiedsgeselle allein.

„Ach Schmiedsgesell fein, Schmiedsgesell mein,  
Wo reis't denn du es jetzt hin?“

„In Pesth und Ofen bin ich es gewesen,  
Jetzt reis' ich wieder nach Wien.““

„Wenn du es das Geld verzehret hast,  
So kommst und schlafst wieder bei mir.  
Wenn dir's der Wein zu sauer ist,  
So lass dir einschenken ein Bier.“

## 2. Das Lied vom Ringe. \*)

Es waren drei Soldaten,  
Spazieren woll'n sie gehn.  
Spazieren sein sie gegangen,  
Am Rheinstrom sein sie gefangen,  
Gefangen wohl an dem Rhein.

Was thut man ihnen rüsten?  
Ein'n Wagen mit sechs Ross',  
Darauf soll man sie führen,  
Vom Rheinstrom bis nach Türen, <sup>1)</sup>  
Zu Türen wohl in die Stadt

\*) Vgl. *Wunderhorn*, 35—37. S. *Erk*, 30—34. S. (12, 12a, 12b, 12c.) *Simrock*, 126—127. S.

<sup>1)</sup> Türen = Trier; bei Simrock: Strassburg; bei Erk: Strassburg und Düring.

Was thut man ihnen bauen?  
 Ein' Thurm und der war hoch,  
 Darin müssen sie's verbleiben,  
 Kurzweil müssen sie sich vertreiben,  
 Kurzweil dauert ihnen gar lang.

Es war ein Mädchen von achtzehn Jahr,  
 Dem sein Schätzchen war auch dabei.  
 Sie sprang wol über die Gassen,  
 Wo Schreiber und Kaufleut sassen,  
 Dem Gefangenen wohl vor die Thür.

Was zog sie aus ihrem Fürtüchlein?  
 Ein Hemd war weiss gewasch':  
 „Da hast, du Hübscher, du Feiner,  
 Du schon Herzliebster meiner,  
 Das soll dein Todtenhemd sein!“

Was zog er von seinem Fingerlein?  
 Ein'n Ring, von Gold so roth:  
 „Da hast, du Hübsche, du Feine,  
 Du schon Herzliebste meine,  
 Das soll dein Trauring sein!“

„Was soll ich mit diesem Goldsringlein thun.  
 Den ich nicht tragen kann?“  
 „Leg du's hin in Kisten und Kasten,  
 Lass du's Goldringlein rasten,  
 Bis an den jüngsten Tag!“

„Und wenn ich über Kisten und Kasten komm'  
 Und schau's Goldringlein an,  
 Ich mein', mein Herz müsste brechen,  
 Ich möcht' mich selber erstechen,  
 Gross Unglück fang' ich an.“

Der Grossmajor <sup>1)</sup> steht an der Wand  
 Und höret dem Reden zu:  
 „Den jüngsten Soldat will ich dir schenken,  
 Dass du an mich sollst denken,  
 Wenn ich schon lieg im Grab“

1) Bei Erk, Simrock und Wunderhorn: Commandant; bei Erk noch: Hauptmann, Amtmann, Graf.



Das Mädchen fiel auf seine Knie  
 Und küsst ihm Hand' und Fuss':  
 „Gott wird Euch schon belohnen,  
 Im Himmel und da droben,  
 Wenn Ihr schon liegt im Grab!“

(Orczyfalva.)

3 Der todte Freier. \*)

„Ach Gott, ich mach keinem die Thür nicht auf,  
 Ich habe versprochen die Eh'.“

„Und hast du versprochen die Eh',  
 Vielleicht werd' ich der sein!“

„Reich herein, reich herein deine Händlein,  
 Wenn du er sollst sein!

Ach Gott, du schmeckst <sup>1)</sup> ja nach Erde,  
 Als wenn es der wahre Tod wär'!“

„Wie soll ich denn nicht schmecken nach der Erde?  
 Acht halbe Jahr schon bin ich todt.

Zünd nur an, zünd' nur an ein Kerzenlicht,  
 Weck nur auf, weck nur auf deine Hausleut';

Weck nur auf dein' Vater und Mutter,  
 Der Bräutigam ist bereit.

Schneeweiss musst dich ankleiden,  
 Grün's Kränzlein musst aufhaben.

Und wenn es das Erste läutet,  
 Empfängst du das Sakrament,  
 Und wenn's das Dritte läutet,  
 Nehm' ich mir dein seliges End!“

(Merczyfalva.)

4. Die Kindesmörderin. \*\*)

Es treibt ein Schäfer die Schäflein 'naus,  
 Er höret schreien ein Kindelein klein.

\*) Vgl. *Erk.* 74 76. S. (24, 24a, 24b.) *Ethnol. Mitt. a. Ungarn*, I. 341—342.

<sup>1)</sup> Schmeckst = riechst.

\*\*) Vgl. *Wunderhorn*, (R), 432. S. *Erk.* 140—146. S. (41, 41a, 41b, 41c, 41d.)

*Simrock*, 85—88. I. (37, 37a.)

„Ach Kindelein klein und wo du bist,  
Ich hör' dich schreien und sieh dich nicht.“

„Ach Schäfer, herzlichster Schäfer mein,  
Komm' her und hole mich heraus,  
Weil meine Mutter hat Hochzeit zuhaus!“

„Wie kann denn die Braut deine Mutter sein,  
Sie trägt ja noch grün Kränzelein?“

„Und sie mag tragen grün oder roth,  
Sie hat ja schon drei Kinder todt:

Das erste hat sie in'n Mist begrab'n,  
Das zweite hat sie's in'n Brunnen 'nein geworf',  
Und mich hat sie in einen hohlen Baum versteckt.“

Und wie das Kind nach Haus ist komm'n,  
Die Hochzeitleit' verstaunen sich bald.

„Ach Hochzeitleit', verstaunet euch nicht,  
Nun weil die Braut meine Mutter ist!“

„Wie kann denn die Braut deine Mutter sein,  
Sie trägt ja noch grün Kränzelein?“

„Und sie mag tragen grün oder roth,  
Sie hat ja schon drei Kinder todt:

Das erste hat sie in'n Mist begrab'n,  
Das zweite hat sie's in'n Brunnen 'nein geworf',  
Und mich hat sie in einen hohlen Baum versteckt.“

Und wenn das Wort nicht wahr soll sein,  
So kommt der Teufel zum Fenster herein.

Er nahm die Braut an ihrer schneeweissen Hand  
Und führt sie in das hindrische Land.

Ins hindrische Land, in die höllische Pein,  
Da soll der Braut ihre Hochzeit sein.

(Orczyfalva.)

5 Ritter St.-Georg. \*)

Der Ritter Sankt Georg, der heilige Mann,  
Hilf Maria!

Er reitet für eine sehr prächtige Stadt,  
So helfe uns Gott und Maria!

Allein da liegt ein gewaltiger Drach,  
Hilf Maria! \*\*)

Der Drach begehrt alle Tage ein Kind,  
Und dazu ein ganzes Rind.

So helfe uns Gott und Maria! \*\*)

Die Herrn die führen ein' heimlichen Rath,  
Welcher denn sein Kind hergab?

Der Rath der fällt auf'm König sein Kind,  
Dem König sein Kind muss selber dahin.

Jungfräule steigt auf den Berg hinauf,  
Sie kniet sich auf 'nen Marmelstein,  
Und dorten bet' sie ganz allein.

Und als sie kniet wol auf dem Stein,  
Da kommt der Ritter Sankt Georg geritten.

„Jungfräule was thut ihr denn ganz allein?“  
„Hier wart' ich auf das wilde Thier,  
Und dass es mich gleich verzehren thut.“

„Jungfräule geht ihr es nur nach Haus,  
Der Drach wird bald getödtet sein!“

„Mein Kind, wer hat denn dieses gethan?“  
„Dies hat der Ritter Sankt Georg gethan.“

„Hat dieses der Ritter Sankt Georg gethan,  
So woll'n wir ihm geben das halbe Königreich,  
Und dazu meine Tochter zugleich“

„Das halbe Königreich, das will er nicht  
Das braucht ein grosses Dienstgeschicht.“

\*) Vgl. *Wunderhorn*, 103—106. S.

\*\*) Refrain in jeder Strophe.

„Baut ihr's nur ein Kirchlein klein  
Darinnen bin ich mit Maria allein.“

(Merczyfalva.)

Als Probe des eigentlichen Dialektes diene folgendes Lied:

„Heut Nacht is Samschtachnacht,    Der Bû, den ich nicht mag,  
Das Herz em Leib mir lacht,        Der kommt sonscht alli Tach,  
Heut Nacht gehts luschtich zu,        Doch der mei Herz erfreut,  
Do kommt mei Bû!                      Kommt endlich heut.“

C) *Aus Bresztovác, Südungarn.*

(Mitgetelt vom Lehrer *A. Schwanfelder*.)

I. Zahlenlied.\*)

Bist du die Sängerin in unseren Haus,  
Gib den Pfarrer Sängerin aus (?)  
Sag mir, was ist eins?  
Eins allein ist Gott allein,  
Der da lebt und der da schwebt  
Im Himmel und auf Erden.

Bist du die Sängerin, u. s. w.  
Sag mir, was ist zwei?  
Zwei tapfer (d. i. Tafeln) Moises.  
Eins allein ist Gott allein, u. s. w.

Bist du die Sängerin, u. s. w.  
Sag mir, was ist drei, u. s. w. (bis neun)

Bist du die Sängerin in unseren Haus,  
Gib den Pfarrer Sängerin aus (?)  
Sag mir, was ist zehn?  
Zehn Gebote Gottes,  
Neun kehrt (Chöre) der Engel,  
Acht zu der (?) Seligkeit,  
Sieben Sakramente,

---

\*) Beliebtes Gesellschaftslied bei Familienfesten.

Sechs Kandel kühlen Wein  
 Schenkt der Herr seine Jünger ein,  
 Fünf gute Kristen,  
 Vier Evangelisten,  
 Drei Patriarchen,  
 Zwei tapfer (!) Moises,  
 Eins allein ist Gott der Herr  
 Der da lebt und der da schwebt  
 Im Himmel und auf Erden.

II. Scherzlieder.

1. Ich schwör auf meiner Seel,  
 Ich esse nichts von Mehl,  
 Als Nudl und Strudl,  
 Und heurigen Köhl.
2. Drei Duzend alte Weiber,  
 Gott verzeih mir meine Sünd,  
 Bei der Arbeit sind sie langsam,  
 Beim Fressen und Saufen aber flink.
3. Schöne Mariandl,  
 Mit dem kurzen Gwandl,  
 Bild' sich a noch ein Fleck ein,  
 Sie hat die Strümpf gebunden  
 Mit dem Schürzelbandl,  
 Und die Haube mit dem Strick.  
 Voll mit Schneckenhäusl,  
 Und den Küttl gfranzt ein,  
 Das Gsicht hat sie voller Rupa-Tupa,  
 Und das Gnack voller Grint.

III. Strolchpoesie.

In verrufenen Dorfspelunken schlemmt nächtlicher Weise verlottertes Gesindel, die Hefe der Dorfjugend beiderlei Geschlechtes. Schwelgend werden da rohe Gassenbauer und unflätige Knittelverse geschmiedet, Bubenstücke, Diebereien werden geplant und ausgeführte besungen.

Einige Proben dieser ländlichen Galgenpoesie will ich in den nachfolgenden Diebssprüchen mittheilen.

1.

Gänse und Enten gebraten im Nest  
Schmecken viel besser, als Fasanen verzuckert in Pest.

2.

Dem Lehrer und Pfarrer ihre Trauben sind gar so süß,  
Sie schmecken so wolfeil, nun merke dir dies.  
Dem Spitz-Michl tut aber weh dann der Kopf,  
Wenn der Lehrer ihm packt und beutelt den Schopf.

3.

Äpfelstehlen ist nur a Bubenstück,  
So denkt und spricht stets Nachbars Nick.

4.

Der Nachbar hat a schöne Gans.  
Die g'hört schon halb dem Spitzl-Franz ;  
Verkauft sie schon, er hat's noch nicht,  
Er lügt sich an, der dumme Wicht.

5.

Dem Pfarrer sei Gans'l schrein gick, gack,  
Wir haben sie schon halber in unserm Sack,  
Wir rupfen sie schon, wir braten sie aus,  
Und machen uns lustig beim fetten Schmaus.

6.

Gestohl'n bin ich aus dem Haus,  
Wenn ich mal aus dem Stall bin draus ;  
Dann kräht gewiss ka Hahn nach mir,  
Ich komm gewiss nie mehr vor eure Thür.  
Sie hab'n mich g'steckt in 'n grossen Topf,  
Und g'fressen dann mit Haut und Schopf.

7.

Eins, zwei, drei,  
Der Nazl ist dabei,  
Äpfelstehl'n ist ka Sünd,  
Denn man wird dabei nit blind ;  
Nur muss man sein dabei recht flink,  
Dass sie uns nicht fangen,  
Und durchprügeln mit Stangen ;

Denn das tut weh, weh, weh,  
 Wenn man geledert wird und kriegt Schläh.

8.

Schusterlied\*)

Schuster Johann steht wol auf,  
 Geht zum Garten, macht das Thirl auf,  
 Da kommt auch seine Abolonia (Apollonia) raus;  
 Johann, lass den Räuber nicht aus!  
 Ja Abolonia, ich hab ihm beim Kopf,  
 Er hat mich an meinen Kurkelknopf (Gurgel).  
 Schau Johann, dass du ihm bekommst beim Frack,  
 Er steckt uns ein Finwer in Sack.  
 Er nimmt den Donnadi bei der Hand,  
 Und fiert ihn ins Zimmer zum Ofen an die Wand,  
 Dann zieht er seine Zieger an  
 Und fangt mit Donnadi zu sprechen an:  
 „Wennst du uns nicht sagst, was das andere fier (für) ein Bu (Bub),  
 So wirst du eingesperrt bis morgen in der fruh!“  
 Der Bartmann\*\*) kommt auf die Ortswacht;  
 „Jéfta\*\*\*) hab du auf den kerl mir acht,  
 Denn es ist nicht Tag, sondern es ist Nacht.“  
 „Gedichtet in 1887. Dichter waren Donnadi Nowak und Karich Franz  
 in Brestowacz.“

*D) Aus Pancsova.*

(Aus den wertvollen reichen Sammlungen der Frau Maja Hoffmann-Wigand in Pancsova.)

I. Lieder.

1.

Stets in Trauerheit muss ich leben,  
 Sag, warum hab' ich's verschuldt?  
 Weil mein Schatz ist untreu worden,  
 Muss ich leiden mit Geduld.  
 Treue Liebe geht von Herzen,

\*) Nach dem Originalmanuscript. Die genannten zwei Strolche wurden beim Apfeldiebsthahl im Garten des Schustermeisters ertappt, Karch entkam, Donadi wurde festgenommen; beide mussten je 5 fl. Strafe zahlen. Sie dichteten dies Lied und producierten es des Nachts auf der Gasse.

\*\*) So hies der Ortsrichter

\*\*\*) Der Ortswächter.

Falsche Liebe brennet heiss ;  
 Oh wie glücklich ist der Jüngling,  
 Der von keiner Lieb nichts weiss  
 Lieben sind zwei schöne Sachen, (?)  
 Wenn man keiner Falschheit spürt,  
 Täglich thut das Herze lachen,  
 Wenn man Stillstand kürasiert. (?)  
 Spielet auf ihr Musikanten,  
 Spielet auf ein schönes Gspiel ;  
 Mir und meinen Schätzchen zu Gefallen,  
 Weil sie ist die schönste unter allen.

2.

|  |   |
|--|---|
| Fraget nicht, warum ich weine,<br>Warum ich so traurig bin?<br>Ei, mein Schatz hat mich verlassen,<br>Darum weine ich so sehr. | Wenn mein Herz ein Fenster hätte,<br>Dass du schauen könntst hinein,<br>Fels und Berg möcht' sich erbarmen<br>Über meine Leidenspein. |
|--|---|

|  |  |
|--|--|
| In den späten Abendstunden,<br>Wo ein jedes Vöglein ruht,<br>Sitz ich armes Kind und weine,<br>Brennt mein Licht so traurich zu. | Gieng' ich auf der Strass' spazieren,<br>Alle Leute schau'n auf mich ;<br>Aus meinen Augen fliessen Thränen,<br>Dass ich gar nicht sehen kann. |
|--|--|

|  |  |
|--|--|
| Hätt' ich Tinte, hätt' ich Feder,<br>Und ein wenig Schreibpapier,<br>Möcht' ich mir die Zeit aufschreiben,<br>Die du gewesen bist bei mir. | Ist das nicht die Friedhofsstrasse?<br>Ist das nicht das Kirchhofsthor?<br>Ist das nicht meins Liebchens Grabe,<br>Das ich nicht vergessen soll. |
|--|--|

|  |   |
|--|---|
| Meine Thräne ist die Tinte,<br>Meine Wange das Papier,<br>Meine Schmerzen ist die Feder,<br>Schönster Schatz, das schreib ich dir. | Ja das ist die Friedhofsstrasse,<br>Ja das ist das Kirchhofsthor,<br>Ja das ist meins Liebchens Grabe,<br>Das ich nicht vergessen soll. |
|--|---|

3.

Der Kukuk auf dem Zaune sass,  
 Es regnete und er war nass ;  
 Da flog er auf des Goldschmieds Haus  
 „Du mein lieber Goldschmied mein,  
 Schmied mir und dir ein Ringelein,  
 Schmied's mir und dir an die rechte Hand,



Damit ich flieg' ins Ungarland,  
 In Ungarland dort ist gut sein,  
 Dort sind die Mäd'el hübsch und fein,  
 Und die Burschen — wie die Schwein'.  
 In Ungarland dort gibt's gut Brot,  
 Dort sind die Mäd'el hübsch und roth,  
 Und die Burschen — wie der Tod.  
 In Ungarland dort gibt's gut Bier,  
 Dort sind die Mäd'el hübsch und für, (?)  
 Und die Knaben — wie die Stier'.  
 In Ungarland dort gibt's gut Speck,  
 Dort sind die Mäd'el hübsch und keck,  
 Und die Knaben — wie der D . . . . .

II. Hochzeitsprüche.

Nun wollen wir holen den Herrn Hochzeiter und seine Braut,  
 Die ihm zur Seite war vertraut,  
 Die wollen wir zur Kirche führen  
 Und ihren Kirchengang helfen schmücken und zieren.  
 Gott sorgt für alle Dinge.  
 So wird uns viel Glück und Segen bringen.  
 „Bringt mir die Jungfer Braut heraus!“  
 Da bring ich eine, die hat Verstand,  
 Wem sie gehört, ist sie bekannt,  
 Sie hat auch schon vieles erfahren,  
 Das zeigen die grauen Haaren.  
 „Die will ich nicht, die mag ich nicht,  
 Die sieht gar sauer im Gesicht.  
 Was soll ich mit der Grauen machen,  
 Da möchte mich mein Herr auslachen.  
 Bringt mir die Jungfer Braut heraus.“  
 Da bring ich eine, die ist schön fein,  
 Allein sie hat ein krummes Bein,  
 Die schläft gar lang und frisst gar viel,  
 Keine andre hab' ich nicht mehr hier.  
 „Wass soll ich mit der Krummen machen,  
 Da möchte mich mein Herr auslachen,  
 Die Siebenschläfrin braucht kein Mann,  
 Der Herr will eine frische hab'n.

Bringt mir die Jungfer Braut heraus.“

Da bring' ich eine, jung von Jahren,

Wenig hat sie auch erfahren,

Sie will nichts thun als müssig gehn.

Beständig vor dem Spiegel stehn.

Der Herr ist mir ja gar so karjos, (kurjos)

Er schaut nur auf die Jugend blos.

„Warum sollt' ich nicht karjose sein, —

Schaut nur den jungen Herren an,

Der will eine solche Jungfrau haben,

Die wohlgeziert in allen Gaben.

Bringt mir die Jungfer Braut heraus.“

Da bring ich eine, die ist recht schön,

Ich mein, Ihr könnt't mit ihr bestehn.

„Das mag ja wohl die rechte sein,

Weil ihre Augen stehn zum Wein'n

Und ihre Haare so schön geschmückt.

Nun wollen wir sie zur Kirche führen,

Und ihren Kirchengang helfen zieren,

Seid nur getrost, in kurzer Zeit

Wird sich befinden Lust und Leid — — Viffat!“

### III Kinderreime.

#### 1.

Saft, Saft, Seide.

Hor in die Weide,

Hor in die Gräbe,

Fresse mich die Råbe,

Fresse mich die Würmerschwein

(Wildschwein.)

Mutter, geb mer Nägelcher.

Was willst mit de Nägelcher?

Säkelche machn.

Was willst mit de Säkelche?

Stanche lese.

Was willst mit de Stanche?

Spätzche werfe.

Was willst mit de Spätzche?

Sode, brate.

Hans hinterm Ofen,

Hans hinterm Dach,

Lässt mei Pfeifche e helle,

Helle lichtiche Krach,

Geht mei Pfeifche los.

(Beim Schålen der Weidenast-  
pfeifen.)

#### 2.

Heitschi popeitschi,

Nach Spilrak zu,

Dort tanzen die Bauern,

Dort klappern die Schuh'.

Mei Mutter backt Kräpl,  
 Sie backt sie so hart,  
 Sie sperrt sie im Kasten,  
 Und gebt mer net satt.  
 Drei Brocke zum locke,  
 Komm bi, komm bi!

Ich hab selber net mi.  
 Ach Mutter, ach Mutter,  
 Wenn Ihr mir's noch einmal so  
 [macht,  
 So nemm ich mein Bündel,  
 Und sag gute Nacht.

3.

Ans, zwa, drei,  
 Bika Bohne brei.  
 Bika Bohne Pfefferkern,  
 Mei Vater will a Schnitzer wern;  
 Schnitz zwei Taube,

Wer will's glaube?  
 Ich oder du,  
 Hamle, hamle muh!  
 Was die alte Kuh s.....t,  
 Das frisst du!!

(Auszählereim)

4.

Herrgottskäferche, flieg fort.  
 Flieg fort auf Szegszárd,  
 Bring mer a neue Rocksack.

(Marienkäfer.)

5.

Heio popole,  
 Zukerche wolle mer hole.

Zuker und süsse Mandelkern  
 Essen die klanen Kindercher gern.

Hochzeitssprüche der Hienzen. \*)

Mitgeteilt von *Samuel Kurz.\*\**)

Gästeladen.

Gelobtzei Jesus Christus. Meine lieben Herrn Vetter und Frau Mam, Sie derfen uns nicht in übel aufnehmen, dass wir Ihnen so spät überlaufen sind. Wir sind zwei ausgeschickte Botten von unsern jungen Herrn Breitigam samt seiner versprochenen Jungfrau Braut. Indem sie sich besonnen haben, den ledigen Stand zu ändern, und den heiligen Ehestand anzutreten, so lassens in Herrn Vetter und der Frau

\*) Vorungarische deutsche Colonien im Comitatz Vas (Eisenburg) und Sopron (Ödenburg.)

\*\*) Ethnographia 1892. Januar.

Mam einen guten Abend wünschen und auch bitten, dass Sie megen begleiten helfen auf alle Gassen und Strassen, auf alle Wege und Stege, zu Wasser und zu Lande, und endlich zu des Priesters Hand, dort wird ein neuer Bund geschlossen werden, welchen niemand auflesen kann, als nur Gott und der Tod. Von Gottes Haus wird sie führen der Breitigam in sein Vaters Haus, dort wird ihnen vorgetragen werden Wein und Brot und andere Gottesgaben; auch wird Musig sein. Wenn's im Herrn Vetter oder die Frau Mam beliebt einige Stück Ehrentanz zu machen, somit bitten wir um einen guten Bericht nach Hause zu bringen. Mit diesen schliessen wir unsern schönen Gruss. Gelobtzei Jesus Christus. (Neuthal.)

## Brauttanz.

Gelobtzei Jesus Christus. Ich wolde wünschen, dass wir auf der himmlischen Hochzeit auch so frölich beisamen sein, wie auf der weltlichen.

Musiganten vivat!

Meine lieben Herrn Bettleute und Ausgeber, Junggesellen und Kranzjungfrauen und alle eingeladene Hochzeitgäste; ich täte bitten, wenn ich einen Verlaub hätte, die Jungfrau Braut aufzufordern. Ist das nicht schön, wenn Eltern ihre Kinder so gross auferziehen, dass sie können zum allerheiligsten Altare gehen, um dort ehrbar und christlich kupliert zu werden.

Musiganten vivat!

Jungfrau Braut, Jungfrau Braut, schau an diesen grünen Ehrenkranz, wie schön er geziert ist, zum erstenmal, zum zweitenmal, zum drittenmal, und zum letzten: jetzt hast du ihm auf deinen Haupt gehabt, und dein Lebtag nimmer, bevor du ihm auf dein Haupt wirst setzen, werden alle Distel und Dornen rothe Rosen tragen.

Musiganten vivat.

Meine lieben Herrn Bettleute und Ausgeber, Junggesellen und Kranzjungfrauen und alle eingeladene Hochzeitgäste, ich täte bitten, wenn ich Verlaub hätt, die Jungfrau Braut aufzufordern, oder ihr mit einen Glas Wein aufzuwarten, welcher gewachsen zwischen Köln und Rhein, und ist er nicht gewachsen zwischen Köln und Rhein, so ist er doch gewachsen zwischen Sonn- und Mondesschein. Ist die Jungfrau Braut gesund oder krank, so geht sie herüber über Tafel und Bank. Ist sie frisch und wohl in Muth, so springt sie über mein Buschen und Hut.

Musiganten vivat!

## Kranzl-Abtanzen.

1. Herr Vetter Ausgeber, wenn ich die Erlaubnis hätte, der Jungfrau Braut ihren grünen Kranz von ihrem Haupt zu nehmen u. denselben ihr nimmermehr aufzusetzen. Vivat!

2. Nun Jungfrau Braut! Siehe an deinen schönen grünen Kranz, den du dir in deiner Jugend so schön gezieret u. gepflanzt hast. Ist das nicht ein schöner Kranz, den man in der Jugend zieren u. pflanzen kann? Denn nicht jede Braut kann einen solchen grünen Kranz auf ihrem Haupte tragen! Vivat!

3. So wenig soll die Jungfrau Braut einen grünen Kranz auf ihrem Haupte tragen, als dürre Distel rothe Rosen tragen; eher werden dürre Distel rothe Rosen tragen, als die Jungfrau Braut einen grünen Kranz auf ihrem Haupte trägt. Vivat!

4. Jetzt Jungfrau Braut musst du alle Burschen meiden u. bei deinem Mann verbleiben, u. du Jungherr Bräutigam musst alle Mädchen meiden u. bei deinem Weib verbleiben. Vivat!

5. Jetzt heisst's Kranzerl weg und's Häuberl her, Jungfrau g'west u. nimmermehr. Und wenn sie gleich keine Jungfrau ist, so ist sie doch a Weiberl, u. trägt sie gleich kein Kranzerl nicht, so trägt sie doch a Häuberl. Vivat!

6. Nun Herr Vetter Ausgeber! Ich möchte mir untertänigst ausbitten, wenn ich die Erlaubnis hätte, die Jungfrau Braut auf drei christliche Ehrentänze aufzufordern, u. zwar den 1. für mich; den 2. fürn Jungherrn Bräutigam, u. den 3. für alle ehrsamten Hochzeitsgäste. Vivat! (Hier: Viva!)

## Siebenbürgische Kinderspiele.

## I. Sächsisch. \*)

Mitgeteilt von *Dr. H. v. Wislocki.*

## 1. Jakobel wo bast da?

Fangspiel. Sie fassen sich an den Händen und bilden einen Kreis. In der Mitte hält eines mit verbundenen Augen zwei Schlüssel. Sie singen im Chor:

Bas menj Rusen blein  
Hej am hischen Gorten,  
Det Jakobel mausz  
Noch gor lange wörten!

Kam Jakobel, kam!  
Kost da et na fén,  
Dón kost da der uch  
E hisch Risiken nén!

\*) S. Ethnographia, III. S. 24—28.

Das Kind mit den verbundenen Augen wirft einen Schlüssel in den Kreis; ein Mitspieler hebt ihn auf, tritt in den Kreis und berührt damit den Schlüssel des im Kreis stehenden. Dieser ruft: „Jakobel, wo bast da?“ Nun schlägt der andere mit dem aufgehobenen Schlüssel wieder auf den des Blinden; wenn dieser, an einem Platz stehend, den Jakobel fangen kann, tritt dieser an seine Stelle.

### 2. De old Waderhex.

Ein durch das Los bestimmtes Kind, die Wetterhexe, setzt sich auf den Boden, sein Kopf wird mit Laub oder Stroh umbunden. Auch die Mitspielenden, Katzen genannt, haben Laub- oder Strohbüschel am Oberarm, und singen im Kreis hüpfend:

|                               |                      |
|-------------------------------|----------------------|
| Do satz de old Waderhex       | Walst da Katzen hun, |
| Am Rén uch am Schné,          | Mauszt ze as da kun  |
| Wat gén mer ar zu essen?      | An aller El          |
| Zacker uch Kafé!              | Af dem Besestel,     |
| Zipfel, zapfel, Baterkrappel, | Hopp, hopp, hopp!    |

Die Wetterhexe, auf einem Besen oder Stecken reitend, sucht die Katzen zu haschen; jede hat eine bestimmte Freistätte. Gefangen st die Katze, wenn die Hexe ihr das Büschel wegrafft. Die Gefangenen setzen sich abseits und bei jedem Fang singen sie:

|                                   |                                |
|-----------------------------------|--------------------------------|
| Miau, miau, miau!                 | Ar Suhlen mauszen mer kratzen, |
| Ach Breiderchen, ach Breiderchen, | Miau, miau, miau!              |
| Miau, miau, miau!                 | Mat aserm Schmolz              |
| Da bast en Hexenkaderchen.        | Schmert sej sech zam Donz,     |
| Miau, miau, miau!                 | Miau, miau, miau!              |
| Mer mauszen hei na satzen,        |                                |

Unterdessen heftet die Hexe das Büschel des Letztgefangenen sich an (als Sinnbild von Fett und Schmeer). Wenn alle Katzen gefangen sind, stellen sich die Spielenden in zwei Reihen einander gegenüber, reichen sich vis a vis die Hände, nehmen die Hexe auf die Arme und wiegen sie. Dies soll das Verbrennen derselben bedeuten.

### 3. Vogelsteller.

Dem durchs Los bestimmten Kinde, dem Vogelsteller, werden die Augen verbunden. Die übrigen singen:

|                              |                             |
|------------------------------|-----------------------------|
| De Vijeljen am granen Basch, | Se spranj'n, se spranj'n.   |
| Se sanj'n, se sanj'n,        | Do kit en older, groer Mon, |
| De Vijeljen am granen Basch, | Wal Vijeljen sech fén,      |

Den Vijeljen am gränen Basch,      Zipi, zipi, zip!  
 Den Hols wal he ósdren!      Zipi, zipi, zip!

Nun läuft eines zum Vogelsteller, berührt dessen Hand, dieser ruft: „ting.“ Nun singt es ein beliebiges Lied; darauf wieder im Chor,

Geschwanjd, geschwanjd      Wer frojen as, wer frojen as,  
 So as det Vijeljen,      Won et der na wechflecht.  
 Det da as, host verschecht.

Wenn der Vogelsteller den Namen dessen, der allein gesungen: nicht errät, singen sie wieder im Chor:

Vijel walst da fën,      Schum dech, schum dech!  
 Da older, groer Mon,      Schum dech, schum dech!  
 Doch wej det Vijeljen hiszt,      Zipi, zipi, zip!  
 Det kost da as nedj son!      Zipi, zipi, zip!

Nun beginnt das Spiel von neuem. Wenn aber der Vogelsteller den Namen des Singenden errät, wird dieser zum Vogelsteller.

#### 4. Trudelfausz.

Ein durchs Los bestimmtes Kind wird in ein weisses Linnen gehüllt und reitet auf einem Stecken im Kreise herum. In einer Hand hält es ein Strohbüschel. Die übrigen Spielenden dürfen nur auf dem rechten Fusse hüpfend ihr „Haus“ verlassen. Der Reihe nach hüpfen sie dem Verhüllten nach und suchen aus dem Strohbüschel einige Halme zu zupfen. Je eher es einem gelingt, desto später hat er wieder im Kreise zu humpeln. Wer den linken Fuss auf den Boden setzt, wird bestraft, das heisst der Trudenfuss.

#### 5. Teufelsschwanz.

Die Kinder stellen sich hinter einander; jedes fasst das vor ihm stehende am Kleide. Das erste und das letzte in der Reihe, Teufelskopf und Teufelsschwanz, wird durch das Los bestimmt. Aufgabe des Teufelskopfes ist den Teufelsschwanz zu fangen, ohne die Kette zu lösen. In immer schnellerem Tempo wird gesungen:

Der Tivel as gearjert,      Hopp hopp, hopp hopp, Haar Tivel!  
 De Macken patschen senjen Schwonz!      An den Schwonz der beisz,  
 Der Tivel as gearjert,      Schnapp mat denjen Zandjen  
 He mocht en Tivelstonz!      No Macken uch no Leisz!

Wenn der Kopf den Schwanz haschen kann, tritt dieser aus dem Spiele. Wenn dem erstern während des dreimaligen Absingens das Ab-

fangen nicht gelingt, so tritt der zweite in der Reihe an die Stelle des Teufelskopfes.

#### 6. Uhuspiel.

Ein Kind, der Uhu oder Todtenvogel, sitzt auf der Erde. Vor ihm ist ein Lappen ausgebreitet, davon einen halben Meter entfernt ist ein 4—5 Meter langer Strick gezogen, der „Bach“ genannt wird und die Grenze zwischen dem Uhu und den übrigen Spielern bildet. Jenseits des Strickes hat jeder eine kleine Grube, das Ziel. Die Spielenden singen:

|                         |                        |
|-------------------------|------------------------|
| Uhu, Uhu, Uhu;          | Iwern Boch da spranj!  |
| Tudevogel, Uhu;         | Uhu, Uhu!              |
| Am Hemel schent de San; | Meisker ech der branj! |
| Uhu, Uhu!               |                        |

Unterdessen verlässt irgend ein Mitspieler sein Ziel, und versucht den Lappen an sich zu reißen, ohne den Strick zu übertreten. Jeder Mitspieler darf nur einmal nach dem Lappen greifen, und dann zu seinen Ziele zurückgekehrt warten, bis die übrigen alle den Versuch gemacht. Wenn es dem Uhu gelingt, dem nach dem Lappen Greifenden auf die Hand zu klopfen, ohne seinen Sitz zu verlassen, ist der Betreffende „gestorben“ und nimmt keinen Teil am Spiel. Wenn aber jemand den Lappen wegraffen kann, ohne vom Uhu berührt zu werden, nimmt er die Stelle des Uhu ein, dieser aber tritt unter die übrigen Spielenden, worauf das Spiel fortgesetzt wird.

#### II. Deutsch.\*)

Aus den Sammlungen von Dr. Aron Kiss. Nach Aufzeichnungen der Lehrerin Aranka Valent in Borgó-Prund.

##### 1. Grünes Gras.

Die Kinder bilden einen Kreis, eines steht in der Mitte. Sich drehend singen sie:

Grünes Gras, grünes Gras  
 Unter meinen Füßen,  
 Welche wird die Schönste sein,  
 (oder: Welche du am liebsten hast,)  
 Diese sollst du küssen.

\*) S. Ethnographia III. S. 98.



Das Kind in der Mitte küsst eines im Kreis. Nun wechseln sie die Plätze und setzen das Spiel fort

2 Muschketelein.

Die Kinder singen im Kreise:

Muschketelein, Muschketelein!  
Ich bin ein armes Waiselein.  
Dreimal um und um und um  
Dreht sich die schöne N. um.

(Die Genannte wendet sich um)

N. hat sich umgedreht,  
Hat den schönen Kranz verdreht.  
Florian, Florian,  
Hat geschlafen sieben Jahr,  
Sieben Jahr sind um  
Und es dreht sich A. um.

Das Spiel ist aus, wenn alle Kinder mit dem Gesicht nach auswärts gekehrt sind.

3. Im Sommer.

Die Kinder stehn im Kreis, das geschickteste in der Mitte. Sie drehen sich und singen:

Im Sommer, im Sommer,  
Da ist die schönste Zeit,  
Da freuen sich die alten  
Und auch die jungen Leut!

Nun bleiben sie stehen; das in der Mitte klatscht, hüpf, geigt, u. s. w.; die übrigen ahmen ihm nach.

4. Der Musikant.

Die Kinder sitzen oder stehen im Halbkreise; das geschickteste, der Musikant, stellt sich vor sie hin:

Der Musikant:

Ich bin ein Musikant  
Aus schönem fremden Land.

Die Übrigen:

Du bist ein Musikant  
Aus schönem fremden Land.

Der Musikant:

Ich kann wol spielen.

Die Übrigen:

Du kannst wol spielen.

Der Musikant:

Auf der Violine

Vio, violine, tralala!

Die Übrigen:

Auf der Violine (tralala )

Hierauf wird Clavier, Zither u. s. w. nachgeahmt. Am Ende werden die Töne zusammenfassend wiederholt :

Vio, violine, tralala,

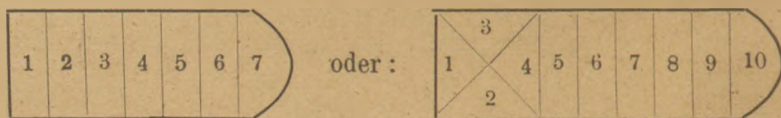
Pimpirim pim, pim pim pim,

Tra ra, tra ra,

Drum dum dum.

#### 5. Paradieshüpfen.

Die Kinder zeichnen eine 3—4 Meter lange und 1 Meter breite Figur in den Boden:



Dann wird ein flacher Stein ins erste, zweite u. s. w. Feld geworfen, und auf einem Fusse hüpfend, mit diesem hinaus geschupft. Der Fuss darf den Strich nicht berühren, der Stein muss ins rechte Feld fallen, und darf nicht auf dem Strich bleiben. Darauf folgt der nächste nach. Zum zweitenmal u. s. w. wird bei dem Feld begonnen, wo man aufgehört hat. Wer zuerst den Stein aus dem letzten Feld geschafft, ist Sieger. (Vgl. Wlislöcki, Vom wandernden Zigeunervolke. S. 136. Haltrich-Wolff, Zur Volksk. der Siebenbürger Sachsen. S. 207.)

### Armenische Volksmärchen aus Siebenbürgen.

Mitgeteilt von *Kristof Szongott* in Szamosujvár.

#### I. Májrë, vërtin jëv usápë.\*)

Orpovári menáchile genige, vov-or zámen hujse meghádig vortun meë cekile. U chi chápvì; zerám deghán medználov ez dárdë unáchile more. Máre ikhmál bágšuthiun chi deši.

\*) Ethnographia, III. 85

Vêrtin jêrp ázád zámánág uner, ná gerthár morin vêršálu. Meg ánkámmê morin meg êrind ſen mê gi deſnu; néſ gi mêdnu, ugh uſápnu\*) héd gi hándêbi. Čhi árhêvi irénc me, háte tuſ gi kháſe êz irén thurê jév gáſe: „Thur gêdre!“ Thurê gi pêtêrde êz uſápnêrê; pájê jédkinê gi chêntreſvi, or irjên mármnun vêrá kone meg kéluchmê thoghu. Vêršáchoghê gi gádare êz chêndirkhê jév voghê thoghelov meg kéluchmê, gi koče êz uſápê meg neſi chučhimê mecs.

Khič zámáangi vêrá ájſ ſen(kh)in meč, vorê uſápnunê eghile, gi gêrvi héd morê. Vêrtin áſkič ál g'erthár vêršálu; pájê morê áſiler, the čhéláte mêdnu neſi chučê, zerám vênáſ gélá háſnelu irén. Dſorov poile, or heráná vêrtin, u megumê náile, the inê gá chučhin meſ. Dſánêvorvile héd uſápin u ájnbeſ háſtádvilin, the iſovmê êſpánin êz vêrtin. Májrê gi tervi the hivánt e. „Orti—gáſe—zor hivánt im; pájê ájubeſ guthvi, the theor choziggi miſ udei, ná bi lávnái. Kêná áleſ hon, uch tárêrê memegi gi zárnêvin; hon gá meg choz mê, chêle ángič meg chozigmê u piér zán dun.“ Sághêſile, the hon bi gori jév ángič álá jéd čhi bi tárná. Dêghán gi thámbe êz čin, vêrán gi tene êz ártmêchnêrê u dſámphá gele.

Árikágê páregámê eghile; ánorhámár dêghán dſámphovê gi gánni Árikêgun dánê timáč. „Uch g'ertháſ?“ — Áſile. „Hedeve êz zim chêrádêſ: Jêrp dáſverguſ êllá ſéhátê, ánzumê mud tárerun mičore; chozê čhi b'elá punin meč u tun héſd bi gárnáſ meg chozigmê chêlelu.“ Dêghán párev gudá u álindán gerthá. Dáſverguſin gi mêdnu tárerun mičore, gi chêle meg chozig mê u jéd gi tárná. Álvêſ gi gánni Árikêgun dánê timáč. „Mêdig árá, zerám mámád êz kélôchêd guze udelu.“ Dêghán dun gerthá. Gi chorvin êz chozigê u gude márê mechen. „Orti ál ágheg im!“ — Khič zámánáagi vêrá álvêſ hivánt e. „Orti kêná dſáre. Ájnbeſ guká indzig, the theor chêmei ájn čiſforen, vorin meč voghêcerun u merádznun čurê gá, ná bi lávnái.“ Dêghán álvêſ thámBILE êz čin, áriLE êz ártmêchnêrê ál jév dſámphá elile. Gánnile árikêgun timáč. „Álvêſ chêrgile êz khéz urechmê mámád?“ Áſile the uch gerthá. „Mêdig árá, zerám miájN dáſverguſin géláſ êz ámênnêrêd lènelu. Edjêm jêrp jéd tárnáſ, ná gánne dánêſ timáč“ Dêghán kênáčile, lêchile êz ámênnêre, jev jéd tárčile. Árikágê udelvov pojile zinkhê. Inčhuri inkhê gerile ná, Árikágê bárbečhuchile êz ámênnêre u ánonê meč háſárág čur têrile.“

\*) Uſap in den armenischen Märchen riesiger, mebrkôpfiger, männlicher Drache.

\*\*) Háč: Brot, undelu: Speise. — dſás: Mittagſmal; háč ſteht oft für dſás.

„Khič žámangi vèrá ágheg bi pèrne ájš euré — ásáv inkhèn irjèn u niész mèdile. Dèghán èsnáhágán egile hácin\*\*) u álindán kènácíle. Dunè hášnelov gudá more cèren meg kávtovmê. Gi chême u gi tárná hivántuthiunê.

Dèghán vár gi tène èz thurê u gerthá vèrsálu. Márê tuš g'áble èz usápê चुचुचुचुचु ; jév vorovhedév uch-ál chèrgilin èz dèghán, ná čhi goršèvi; ánor hámár or ázádvin irmen, ná ájnbeš háštádvilin, the theor dun iká, ná dunè thoghádz thèrovê bi spánin èz ná. Dèghán dun guká, thurê ušápin cerên e. Himá dešnelov, the vére e irén ná gi chèntrèvi, or èz pèrtèrdádz márminê ténin ártmèchnun meč u áblin èz čin or erthá ártmèchnerove vortin ácvèniére dánin. Ájn beš árilin, pájè èz širdé báhilin. Čin Arikègun dáné timáč gánnile. „Ášilim, the mámád gude èz kèlochêd!“ U tuš perelov èz merádznujèjè voghčerun báhádz euré, gi khèse èz pèrtèrdádz márminê — u áhá voghčechučhile èz dèghán. „Inč šád khun eghilim.“ — Jész voghčechučhilim èz khiéz“ — bádáščanile Arékágè. Himbig ámen pánè ágheg eghádz b'èllár, bájè čhunáchi šird. „Ar thuchi gér-báránk — gáše Árikágè — u kèná ši láuchovê dun; hon ádešá hársnikh e. Bi ténin or phéchis. Khiémé bi phéchis, ánor edevánc b'ášiš, the dán ikhmê. inčhov khèšiš èz ághikhê; bidán èz khu širdéd u tun zán gul bidáš.“ Dèghán hedevile èz chérádê. Dunè čin đsánčeczhi zinkhê. Phéchile; ánor edevánc cerê tèrilin èz širdê; inkhê jéd tárcíle, ákešte chorter èz láuchin — u gul duvile èz širdê. Himbig šád èrind phéchile. Hársê u phešán gi chághár. „Tir vár èz di thurê, m'áni ádchá huk“ — gáše hársê phešin. Vár gi tène. Thuchê khičkhičené gi modigná thèrin, gi chéle zájñ jév aráčhê èz márê u ánor devánc èz usápê gi pèrtèrde. Edjém hon thoghile zájš ándolváth déghê u Arikègun mod kènácíle pènágelu.

### Mutter, Sohn und Drache. \*)

Witwe ward die Frau, die alle ihre Hoffnung in ihren einzigen Sohn gesetzt hatte. Und sie täuschte sich nicht; denn der Knabe wuchs heran und sorgte für seine Mutter. Seine Mutter hatte keine Not zu leiden

Der Sohn, wenn er freie Zeit hatte, pflegte in den Wald auf

\*) Unter den vielen Parallelen zu diesem bekannten Märchentema ist wol am interessantesten das Zigeunermärchen in Dr. B. Constantinescu, Probe de limba și literatura Țiganilor din România, S. 65—72.

die Jagd zu gehen. Einmal sieht er im Walde ein schönes Gebäude; er geht hinein, dort trifft er Drachen. Er erschrickt nicht vor ihnen, sondern zieht seinen Säbel und spricht: „Säbel, hau!“ der Säbel haut die Drachen in Stücke; doch der letzte bittet ihn, er möge wenigstens einen Kopf auf seinem Rumpfe lassen. Der Jäger gewährt die Bitte, belässt einen Kopf und sperrt den Drachen in ein inneres Zimmer.

In kurzer Zeit übersiedelte er mit seiner Mutter in das Gebäude, das den Drachen gehört hatte. Der Sohn gieng auch hier jagen; er hatte es seiner Mutter untersagt, ins innere Zimmer zu treten, da es ihr übel ergehen könnte. Sie konnte es aber kaum erwarten, das ihr Sohn ausgehe, und sah gleich nach, was im innern Zimmer sei. Sie machte mit dem Drachen Bekanntschaft, . . . . und sie kamen überein, den Sohn auf irgend eine Weise umzubringen. Die Mutter stellt sich krank. „Sohn, — spricht sie — ich bin sehr krank; es däucht mir aber, wenn ich Ferkelfleisch ässe, würde ich genesen. Geh also hin, wo die Berge zusammenschlagen, dort ist eine Sau, entrafte ihr ein Ferkel und bring es heim.“ Sie glaubte, er werde dort umkommen und nicht mehr zurückkehren. Der Sohn sattelt sein Pferd, wirft ihm den Zwerchsack um, und macht sich auf den Weg.

Die Sonne war ihm befreundet; unterwegs hielt er also vor dem Haus der Sonne an. „Wohin gehst du?“ — Er sagt es ihr. „Befolge meinen Rat: Wenn es zwölf Uhr ist, dann geh zwischen die Berge; die Sau ist dann nicht im Lager, und du kannst leicht ein Ferkel erraffen.“ Der Sohn grüsst und geht weiter. Um zwölf Uhr geht er zwischen die Berge, errafft ein Ferkel und kehrt zurück. Wieder macht er vorm Haus der Sonne halt. „Gib acht, deine Mutter will dir den Kopf verzehren.“ Der Sohn geht nach Hause. Das Ferkel wird gebraten, die Mutter isst davon. „Sohn, mir ist besser.“ In kurzem ist sie wieder krank. „Sohn, geh, hol' Arznei. Es dünkt mich, wenn ich von dem Brunnen trinken könnte, in dem das Wasser der Lebenden und Todten ist, würde ich genesen.“ Der Sohn sattelte wieder sein Ross, nahm den Zwerchsack vor, und machte sich auf den Weg. Vor der Sonne blieb er stehen. „Wieder hat dich deine Mutter wohin geschickt?“ — Er sagte ihr, wohin er gienge. „Gib acht, denn du kannst dein Gefäss nur um 12 Uhr füllen. Wenn du dann zurückkehrst, mach vor meinem Hause halt.“ Der Sohn gieng hin, füllte seine Gefässe und kam zurück. Die Sonne wartete mit Speise auf ihn. Während er ass, leerte die Sonne sein Gefässe, und gab gewöhnliches Wasser hinein. „In kurzem wird dies Wassar uns gut zustatten kommen.“ — sprach sie bei sich und gieng hinein. Der Sohn bedankte sich fürs Essen, und gieng weiter. Zuhause angekommen, reicht er seiner Mutter ein Glas vom Wasser. Ihre Krankheit wendete sich. (D. h. sie genas).

Der Sohn legt seinen Säbel ab und geht auf die Jagd. Die Mutter lässt den Drachen aus dem Zimmer, und da der Sohn, wohin immer sie ihn auch geschickt hatten, nicht umgekommen war, kamen

sie überein, ihn, wenn er heimkehrt, mit seinem zu Hause gelassenen Säbel zu tödten. Der Sohn kommt nach Hause; der Säbel ist in der Hand des Drachen. Als er nun sieht, dass es mit ihm aus ist, bittet er sie, seinen zusammengehauenen Körper in den Zwerchsack zu geben, und seinem Rosse zu gestatten, es möge mit dem Sacke gehen, wohin es seine Augen führen. Sie taten also, aber sie verbargen sein Herz. Das Pferd blieb vor dem Hause der Sonne stehen. „Hab' ich's gesagt, dass deine Mutter dir den Kopf verzehren wird. . .“ Und sie bringt das aufbewahrte Wasser der Lebenden und Todten hervor, bestreicht den zerstückelten Körper — und sieh da, der Sohn wird wieder belebt. „Wie lang ich geschlafen hab'!“ „Ich hab' dich wieder zum Leben erweckt“ — entgegnete die Sonne. Nun wäre alles gut gewesen, aber er hatte kein Herz. „Nimm die Gestalt eines Zigeuners an — sprach die Sonne — und geh' mit der Geige nach Hause; dort gibt es eben Hochzeit. Sie werden dich musizieren lassen. Du wirst ein wenig spielen, dann sagst du, sie sollen dir etwas geben, womit du den Bogen bestreichen könntest; sie werden dir dein Herz geben, und du verschluck' es.“ Der Sohn befolgte den Rat. Im Hause ward er nicht erkannt. Er musizierte, dann gab man ihm sein Herz in die Hand; er wandte sich um, — als wollte er was an der Geige richten, — und verschluckte das Herz. Hierauf spielte er sehr schön auf. Die Braut und der Bräutigam tanzten. „Leg' doch deinen Säbel ab und mach' keinen solchen Lärm“ — spricht die Braut zum Bräutigam. Er legt ihn ab. Der Zigeuner nähert sich langsam dem Säbel, ergreift ihn, und haut erst seine Mutter, dann den Drachen in Stücke. Darauf verliess er den unglückseligen Ort, und gieng zur Sonne wohnen.

### Baba-Jaudocha-Dokia.

Von Dr. Raimund Fried. Kaindl (Czernowitz).

Über die „Baba“ ist in diesen Mitteilungen bereits zweimal, S. 12 ff. u. 56 ff. gehandelt worden. So weit ich sehe, ist aber dort auf die hierher gehörigen rutenischen (slawischen) Überlieferungen keine Rücksicht genommen worden. Dies veranlasst mich das Folgende zum Abdrucke zu bringen. Es wird übrigens interessant sein, mit den diesbezüglichen Mitteilungen aus Ungarn und Rumänien die folgenden aus der Bukowina zu vergleichen.

#### I.

#### Die Überlieferung. <sup>1)</sup>

1. In der Bukowina wird es anfangs März wärmer, um die Mitte

<sup>1)</sup> No. 1 - 9 sind von mir gesammelt und im Urquell, II. Bd., 9. Heft, ausführlich mitgeteilt. Nr. 10 ist nach *Wickenhauser*: *Moldā* I, 1881. S. 4 u. 236, Nr. 11 nach *Simiginowicz*: *Volksagen aus der Bukowina*, 1885. S. 136 f. erzählt Die Versionen mit „Jaudocha“ sind rutenisch, „Jewdocha“ huzulisch, „Dokia“ rumänisch.

wird es gewöhnlich wieder rauh; das thut die Baba Jaudocha, Jewdocha oder Dokia (Dochia), (1. März a. St. = 13. März n. St. Eudoxia). — 2. Wenn Baba Dokia ihre zwölf Pelze schüttelt, schneit es. — 3. Wenn es schneit, sitzt Jaudocha in zwölf (vierzig) Pelzen am Dach. Kommt Sonnenschein, so wirft sie die Pelze ab. — 4. Jaudocha hat neun Pelze. — 5. Baba Jewdocha geht in zwölf Pelzen mit der Spindel aus. Sie wirft die vom Schnee nassen Pelze ab und erfriert. 6. Baba Jaudocha will den jungen März zum Manne. Auf sein Begehrt bringt sie eine Nacht am Dache zu; er bläst und stürmt, bis sie erfriert. — 7. Baba Dokia schickt ihre Nichte Schafe weiden. Es ist sehr kalt, das Mädchen kehrt heim. Erzürnt geht Dokia selber auf die Weide; um zu zeigen, dass sie die Kälte nicht fürchte, wirft sie die Pelze ab und erfriert. — 8. Als es März wurde, zog Baba Jaudocha zwölf Pelze an und stieg aufs Dach. Es schneite regnete und fror, dass auf dem Pelz fünf Finger dick das Eis stand. Da warf sie den obersten Pelz ab; am zweiten Tage den zweiten durchnässten Pelz u. s. w.; am zwölften Tage war es so warm, dass die Baba ihren letzten Pelz abwarf; um Mitternacht aber ward es sehr kalt, und die Baba erfror. Seither kehrt sie alljährlich um dieselbe Zeit den Leuten den Schnee in die Augen. — 9. Jaudocha lästerte Gott; sie fürchte Sturm und Schnee nicht. Sie zog zwölf Pelze an, nahm ihren Spinnrocken und trieb die Schafe auf die Weide. Gott schickte Regen und Schnee, sie durchnässten den obersten Pelz, Jaudocha warf ihn ab, dann den zweiten, dritten, u. s. w. Als sie den zwölften abgeworfen hatte, erfror sie, Seit der Zeit herrscht um Eudoxia alljährlich veränderliches Wetter mit Schnee, Regen und Sonnenschein. Nähert sich der Eudoxiatag, so sagen die Leute: „Jaudocha zieht ihre zwölf Pelze an. Ist sie damit fertig, so beginnt das „Märzwetter.“ Dieses währt zwölf Tage.

10. Auf dem Frauenfels, der sich westlich von dem Humorabache, dort wo die Docila ihren Ursprung nimmt, erhebt, erblickt man ein Felsbild der Doka (sic!). Sie war, als der Frühling zeitlich anbrach, mit ihren Schafen auf die Berge gezogen, und das Wetter war so mild und schön, dass sie mit ihrer Spindel beschäftigt, allmähig alle Oberkleider ablegte. Da begann es aber plötzlich wieder zu stürmen, und die Schneeflocken tanzten dicht umher. Vergebens zog nun Doka wieder ihre zwölf Pelze an. Gelehnt an den Felsen erfror sie und wurde ein Bild aus Stein. Auch ihre Schafe versteinerten. Man sieht sie noch jetzt im Bette des Docilabaches liegen, das sich nach kurzem Laufe in die Moldawa ergießt.

11. Baba Dokia trieb ihre Schafe auf die Weide. Während diese grasten suchte Dokia Erdbeeren. Sie fand wol noch keine Erdbeeren, aber glühende Kohlen. Diese sammelte sie, denn sie wusste, dass dieselbe sich gar bald in Beeren verwandeln würden. Dokia hatte zwölf Pelze an. Täglich warf sie einen derselben ab. Als sie den letzten abgelegt hatte, trat schönes Wetter ein. Dessen freute sich die Baba und sagte: „Dies ist der erste Frühlingstag;“ und dann fügte sie hinzu:

„Erdbeeren fand ich; herrliches Wetter gab mir Gott; jetzt möchte ich noch einen schönen Mann haben.“

Kaum hatte Dokia diesen Wunsch geäußert, so wurde sie zu Stein. Aus diesem Steine aber, der Menschengestalt hat und in der Nähe von Kimpolung steht, fließt ein klarer Quell.

## II.

## Deutungsversuch.

Die *Baba* d. i. die Alte ist offenbar gleichzustellen mit der slawischen Jaga-Baba, welche nach der Volksüberlieferung auf einem Mörsel reitet, und mit einem Besen hinter sich die Spuren verwischt.<sup>1)</sup> Beide versinnbildeten den Winter, und sind wie Ježi-Baba oder auch Baba kurzweils gleichen Wesens mit der Todesgöttin Morana. Mit dem Verbrennen oder Ersäufen dieser Göttin in Gestalt einer Stroh- puppe hat offenbar der Untergang der Baba-Jaudocha-Dokia dieselbe Bedeutung; es wird der Sieg des Sommers über den Winter versinnbildet.<sup>2)</sup> Und wenn nach einer Version der Sage, die Baba den jugendlichen *Mart* unterliegt, so kann man bei dem Namen desselben an St.-Martin (13. Feb. a. St. = 25. Feb. n. St.)<sup>3)</sup> und zugleich an den Monat März (*Mart*, *Marot*) denken; seinem Wesen nach ist aber dieser *Mart* sicher der Sommergott. Daran darf man keinen Anstoß nehmen, dass die Sage, welche am Erfrieren der Baba festhält, den *Mart* durch Wind und Sturm siegen lässt. Unterstützt wird unsere Ansicht ganz trefflich durch den Umstand, dass die *Rutenen* auch sonst von einer Begegnung des Winters mit dem Sommer erzählen.<sup>4)</sup> Dieselbe findet am Feste Christi Darstellung statt (2. Feb. a. St. = 14. Feb. n. St.); in die nächsten Wochen fällt sodann der Kampf, zwischen beiden, bis die Baba, der Winter, unterliegt. Dieses geschieht nach der gewöhnlichen Überlieferung zwölf Tage nach dem Eudoxiatage, also am 13. März a. St. = 25. März n. St.

Neben der *Baba* wird in der rutenischen Volksüberlieferung auch *Did* d. i. der Alte genannt.<sup>5)</sup> Er ist, wie dieses aus der Überlieferung

<sup>1)</sup> *Lawrowski*: Die mythische Bedeutung einiger Sagen (angeführt bei Bestushew Rjumin: Gesch. Russlands, Mirau 1874. S. 13.) Bemerkenswert ist, dass bei den *Rutenen* die Bezeichnung „baba“ sowohl für die Ramme (Werkzeug zum Stampfen) als auch für den Schneemann üblich ist. *Zezechowski*: Rut. deutsches Wörterbuch 1886 I. Vergl. auch *Stern*: Fürst Wladimirs Tafelrunde, 1892 S. 91 ff.

<sup>2)</sup> Über *Morana* (*Baba*, *Jezi-Baba* = *Jaga-Baba*) vergl. *Hanusch*: Die Wissenschaft des slaw. Mythos, Lemberg, 1842. S. 140 ff. 166 ff. 198, 412 f. Über das Ersäufen, Verbrennen und Verscharren des Todes in Böhmen handelt ausführlich *Reinsberg-Düringsfeld*: Festkalender aus Böhmen, Prag, 1864. S. 88. ff.

<sup>3)</sup> Bemerkenswert ist folgende (polnische) Wetterregel: *Marci* (*Martin*) vernichtet den Winter, oder macht ihn reich (d. h. lang). Ersteres findet statt, wenn am Martinstag trübes Wetter herrscht; letzteres wenn es schön ist. Dieselbe Regel gilt vom Feste Christi Darstellung. Vergl. *Kaindl* u. *Manastyrski*: Die *Rutenen* in der Bukowina II, Czernowitz, 1890. S. 95.

<sup>4)</sup> Vergl. „Die *Rutenen*“ a. a. O.

<sup>5)</sup> Vergl. ebenda S. 7—12, 24 f. 90 ff.



klar hervorgeht, ebenfalls ein Wesen des Verderbens, des Winters, er ist geradezu der Teufel (Czort, Czornoboh). Wie Baba wird auch es von einem jugendlichen Helden, dem lichten sommerlichen Gott, besiegt; aber er wird auch wie Morana = Baba in Gestalt von Stroh verbrannt. Es geschieht dieses zweimal; zum ersten Mal am Feste Mariä Verkündigung (25. März a. St. = 6. April n. St.), also zwölf Tage nach dem Untergange der Baba; das zweite Mal am Gründonnerstag. Es ist also klar, dass Did und Baba gleichen Wesens sind. Darauf deuten übrigens noch die einander entsprechenden Namen. Bemerkenswert ist es auch, dass wie Jaga-Baba auf einem Mörser reitet, so Did nach der rutenischen Volksüberlieferung auf einer Getreidestampfe fährt. <sup>1)</sup>

Woher die Sage die Namen Jaudocha-Dokia und Mart für ihre mythischen Gestalten nahm, ist klar; es sind Namengebungen aus der Zeit. Erwähnt soll noch werden, dass ähnliche Steinbilder, wie sie in den letzten zwei Versionen der Sage genannt werden, auch in Russland unter der Bezeichnung „Kamennaja baba“ (Steinweib) vorkommen. Die Abbildung einer solchen findet man bei Schieman: Russland, Polen und Livland (Allg. Gesch. in Einzeldarstellungen) 1. B. S. 31. Das Bezeichnende ist, dass diese Colossalfiguren meist auf Grabhügeln aufgestellt sind. Es entspricht dieses dem Charakter, den wir für die Baba in Anspruch nehmen.

Dieses ist meine bescheidene Ansicht, wie ich sie in Kürze bereits bei anderer Gelegenheit entwickelt habe. <sup>2)</sup> Aus meinen Ausführungen dürfte es zumindestens hervorgehen, dass man Unrecht thut, den Mythos von der Baba als ausschliesslich rumänischen zu behandeln. Ich glaube, dass derselbe im Zusammenhange mit der slawischen Überlieferung sich leicht und natürlich erklären lässt. <sup>3)</sup>

<sup>1)</sup> Vergl. das in Anmerk. 2. Angeführte.

<sup>2)</sup> „Die Rutenen“ II. S. 53 f.

<sup>3)</sup> Über die Jaudocha-Dokia Sage handeln noch: Dr. At. Marienescu, Ethnographia, 1890. III. u. „Transilvania“ 1890. A. Veress, Ethnographia, 1890. IV. L. Saineanu, „Convorbiri literare“ 1888. Scheanu (Saineanu) soll 1889. eine zusammenfassende Arbeit veröffentlicht haben. Vergl. am Urquell, II. Bd. S. 149—151.

## Italienische Sprüche und Lieder aus Fiume.\*)

Mitgeteilt von *Ludwig Czink* u. *Alexander Körösi*.

## I.

## Sprichwörter und Redensarten.

(L. Czink.)

- |   |  |
|---|--|
| <p>1. Se Jenajo no jeniza, se Febrajo no febriza, Marzo jenisa, febriza e marzissa.</p> <p>2. Febrajo curto pejo d'un turco.</p> <p>3. Marzo matto.</p> <p>4. Aprile dolze dormire.</p> <p>5. Aprile non ti scoprire.</p> <p>6. Majo va adajo.</p> <p>7. Majo grata formajo.</p> <p>8. Giugno cava el co de giugno.</p> <p>9. La piova de Agosto, rinfresca mar e bosco.</p> <p>10. San Sabastian cola viola in man; viola o non viola, de l'inverno semo fora.</p> <p>11. San Vinzenzo gran fredura, San Lorenzo gran caldura, e l'uno e l'altro poco i dura.</p> <p>12. Madonna Candelora, se la vien con vento e piova, de l'inverno semo fora; se la vien con piova e vento, nell' inverno semo drento.</p> <p>13. Se piove per San Urban, piove quaranta jorni drio man.</p> <p>14. San Vito, le zereso col marito.<sup>1)</sup></p> | <p>15. Vado pregar S. Vito, che mi dia marito.</p> <p>16. Legge fiumana dura una settimana.</p> <p>17. Se piove sulle Palme, bel tempo sui ovi<sup>2)</sup> e se bel tempo sulle Palme, piove sui ovi.</p> <p>18. Santa Barbara San Simon,<sup>3)</sup> libereme de sto ton, de sto ton, de sta sajeta, Santa Barbara benedeta. Santa Ciara Ciarriza, Santa Barbara Barbariza, Ora pro nobis.</p> <p>19. San Miciel porta la marena in ziel e San Jorjo la porta de ritorno.<sup>4)</sup></p> <p>20. Da santa Luzia al Nadal, cresce 'l jorno un pas de gal; dal Nadal al Epifania, cresce el jorno mesa mia.</p> <p>21. Dal Nadal al primo del anno se slunga i jorni un pie de galo.</p> <p>22. Epifania porta tutte le feste via, poi vien el mato de Carneval, che le fa ritornar.</p> <p>23. Jovedi grasso, poi jovedi te lasso.<sup>5)</sup></p> |
|---|--|

\*) S. Ethnographia 1892. S. 141—207.

1) Wurmig.

2) Zu Ostern.

3) Vgl. Ethnol. Mitt. aus Ungarn. I. 198. 1. (Gewittersegen.)

4) Von Georgi an wird die Arbeit morgens 8 Uhr unterbrochen, um zu frühstücken, von Michaeli an wird vor der Arbeit zuhause gefrühstückt.

5) Der vorletzte u. letzte Faschings-Donnerstag.

24. Nissun sabo senza sol,<sup>1)</sup> nissuna fia senz' amor.
25. No xe april senza fior, come puta senz' amor.
26. Lungo come la quaresima.
27. Voja de lavorar saltime adosso, lavora ti per mi, che mi no posso.
28. Poca voja saltime adosso, fame lavorar meno (più) che posso.<sup>2)</sup>
29. Sol e piovà, le strighe se sporsa (s'innamora); sol e vento, le strighe va in convento.
30. Rosso de matina, la piova xe vizina; rosso de sera, bon tempo se spera.
31. — Cio' an dove?  
— Cior un goto.  
— Ti ga bori?  
— Per cossa?  
— Ma ghe vol . . .  
— Cossa? *muso roto e bareta fracada.*<sup>3)</sup>
32. El fero se bate, quando xe rosso.
33. Dona che pianje, omo che jura, caval che suda no bisogna crederghe.
34. Scarpe larghe, goto pien, ci-orle sù come le vien.
35. In bocca serada non gh'entra le mosche.
36. Tavola e leto non porta rispetto.
37. Lontan dai oci lontan dal cor.
38. La salata vol el sal de un sapiente, l'asedo de un avaro, l'oio de un splendido, missiada da un mato e magnada da un afama.
39. F'ioi e colombi sporca la casa.
40. La galina dela vizina par sempre un' oca.
41. Ovo de un jorno, vin de un ano, dona de venti, amico de trenta.
42. A dona sbeletada voltighe le spale.
43. Gata coi guanti no ciapa sorzi.<sup>4)</sup>
44. De quel che no ghe xe, se fa senza.
45. Cola pazienza el gobo va in montagna.
46. Cola pazienza se vinze ogni cossa.
47. Chi vol bona vendeta, in Dio la rimeta.
48. Dal mal vien el ben.
49. Chi ga bezzì, no ga cor.
50. Se te ga bisogno, va prima dal povero, poi dal rico.
51. Dove ghe xe pastizi, ghe xe anca amizi.
52. Chi xe busiardo xe ladro.
53. O drita o storta, o bona o trista frase, co parla 'l rico, tuti quanti i tase.
54. I soldi xe 'l secondo sangue.

<sup>1)</sup> Dem Volksglauben gemäss muss die Sonne Samstag wenn auch nur auf einen Moment scheinen.

<sup>2)</sup> Wenn jemand keine Lust hat etwas zu tun.

<sup>3)</sup> Wenn man nicht zahlen kann, wird man hinaus geworfen. Wird gesagt, wenn jemand ohne Geld eine Speculation unternimmt.

<sup>4)</sup> Bei langen Vorbereitungen

55. L'omo più bruto xe quel, ghe ga le scarsele roverse.
56. La povertà xe la mare dela sanezza.
57. La salute no se paga con valute.
58. Bezzi e sanità i se gode de ogni età.
59. Per star ben, ghe vol brocoli, gnocoli e cocoli.
60. Chi ga bon appetito, no ga bisogno de salsa.
61. Pirole de galina,  
Siropo de cantina,  
Bareta in testa,  
E manda el medico a far festa.
62. Pindolin che pindolava,  
Mustacin che lo guardava;  
Se pindolin ga pindolà,  
Mustacin lo gà vardà.<sup>1)</sup>
63. Vame comprar diexe soldi de *fuga pressa* e zingue de *petè-mele bone*.<sup>2)</sup>
64. Galina vecia fa bon brodo.
65. Chi oji se fida del onesto, perde 'l manigo col cesto.
66. Chi va pian, va san e riva . lontan.
67. Chi va forte, lo ciapa la morte.
68. Chi xe pigro a magnar, xe pigro a lavorar.
69. La boca ga le gambe.
70. I gali ga le gambe.  
(I gà ligà le gambe.)
71. La fame xe 'l mejo cogo
72. Chi magna in pié, magna per síe; chi magna sentà, magna da disperà.
73. Chi va in leto senza zena, tuta la note se remena; e quando che xe di, no 'l ga magnà, nè dormì.
74. Minestra riscaldada no xe bona gnanca per el malà.
75. Meza luna pan in cuna, mezodi pan rosti, mezojorno pan in forno, meza ora 'l pan xe fora.<sup>3)</sup>
76. Ovo apena fato val un ducato.
77. Ovo senza sal no fa nè ben nè mal.
78. Quando 'l gato xe sul fogo, la fa magra anca 'l cogo.<sup>4)</sup>
79. La scorza fa bela la castagna.
80. El beber senza misura molto tempo no se dura.
81. Done giovane e vin vecio.
82. Do diti de vin prima de la minestra la xe per el dottor una tempesta.
83. El vin ala matina xe piombo, a mezojorno arjento, ala sera oro.
84. El vin fa gambe.
85. El vin fa bon sangue.
86. El vin fa morbin.
87. L'acqua smarzisse i pali, la fa vignir i omini jali, la fa sbianchir la pele e la fa le done bele.

<sup>1)</sup> Wenn etwas anders ausfällt, als erwartet worden.

<sup>2)</sup> Um unbequeme Kinder wegzukriegen.

<sup>3)</sup> Wenn man Kindern vor Mittag kein Brot geben will.

<sup>4)</sup> Denn sie stiehlt alles weg.

88. El pejo fior xe quel del vin.
89. El vin coi fiori fa dolori.
90. Un bel sentar fa una bela dona.<sup>1)</sup>
91. Se ti vol veder una dona bela, vardila ala matina, co la se leva.
92. Val più una moretina *int'una* gamba, che una biancolina grossa e granda.
93. Debiti fa debiti.
94. Debiti e pecai quanti i sia no se sa mai.
95. Se no se paga co se pol, bisogna pagar, quando che dol.
96. Pecà sora pecà, roto sora sbrega.
97. La dona bisogna praticarla un jorno, un mese e un istà per saver che odor che la ga.
98. Ogni mato ga la sua stajon.
99. Spende più el misero, che 'l liberal.
100. Val più un soldo sparagnado, che un zechin rubado.
101. Cossa trovada non xe rubada. Cossa trovada e non consegna da xe meza rubada.
102. Chi sguazza in joventù, stenta in veciaia.
103. Un mato sa più domandar, che sete furbi risponder.
104. Per saver la verità, bisogna sentir do bujardi.<sup>2)</sup>
105. La verità sta de sora, come l'ojo.
106. No se vede un cristian.<sup>3)</sup>
107. Xe mejo un bon *perdio*, che un falso *Jesumio*.
108. Pejo de l'amico l'invidia, che del nemico l'insidia.
109. Impossibile aver la botte piena e la serva ubriaga.<sup>4)</sup>
110. Chi ga la roгна, se la grata.
111. Se la va, la va; se no la va, la se impianta.
112. Mejo un aseno vivo, che un filosofo morto.<sup>5)</sup>
113. Nè donna nè tela non se compra alla candela.
114. Chi lava el mattone, perde l'acqua e savone.
115. Chi fa la barba all' asino, perde l'acqua e 'l savon.
116. A lavar la testa all' asino, se perde 'l tempo e 'l savon.
117. Una piccola piera ribalta un caro.
118. Rider (far una cossa) per forza non val una scorza.
119. Chi basa 'l bambin, diventa compare.
120. Se la merda monta 'n scagno, la spuzza e la fa dano.
121. Chi ga santoli, magna buzolari.<sup>6)</sup>
122. Dai segnadi da Dio zento passi indrio; da un zotto e orbo zento e quarantoto.
123. Compare d'anelo xe pare<sup>7)</sup> del primo putelo.

<sup>1)</sup> Beim schminken.

<sup>2)</sup> Widersprechen sich

<sup>3)</sup> Keine Seele.

<sup>4)</sup> Denn so lang was drin ist, trinkt sie.

<sup>5)</sup> Die Eltern eines schlechten Schülers sagen: Ich kann ihn doch nicht todschlagen, denn besser u. s. w.

<sup>6)</sup> Protection. Die Firmlinge werden von ihren Paten mit Backwerk traktiert.

<sup>7)</sup> Taufpate.

124. Dale scarpe strazade *i frati*<sup>1)</sup> guarda fora.
125. Che brodi lunghi<sup>2)</sup>
126. Caval dona no se guarda in boca.
127. Parla quando la galina pissa.
128. Meti la lingua in cul.
129. El caval non ga cortel, ma ga denti.
130. No se ghe mette la sela all'asino.
131. Avocato non chiamato colla merda vien pagado.
132. Xe andà 'l manigo con tutta la manera.
133. Saluda a casa e no sta dir gnente.
134. O rosega sto osso, o salta sto fosso.
135. O magnar de sta minestra, o saltar da sta finestra.
136. Chi trata colle man, trata da vilan.
137. Trato de man xe trato de vilan.
138. A bon intenditor poche parole.
139. Levante ciaro, tramontana scura, buttate in mar senza paura.
140. Loda el mar e tiente a tera.
141. Mejo oji un ovo, che doman una galina.
142. Son turco in prediga.<sup>3)</sup>
143. Parente con parente, povero quel che non ga gnente.
144. Xe piu vizin el dente, che nessun parente.
145. El leto xe una rosa: se non se dorme, se riposa.
146. Una man lava l' altra e tutte do 'l viso.
147. — Dove ti va?  
— Vado far la monaca.  
— In convento di San Benedetto,<sup>4)</sup> dove i dorme due per leto.
148. Ugyan arra a kérédre:  
148. — E ti sarà monaca de San Bernardin, che i dorme due per cuscin.
149. La xe brutta, come l'affitto de casa (come la fame.)
150. La serva xe l' nemico pagado de casa; guarda, che la scova no sia in stanza.<sup>5)</sup>
151. Vardite dai parenti, come dal dolor de denti.
152. Nè dona nè sopressa no se impresta.
153. — Come ti sta?  
— Come 'l veehio podestà.
154. Mosche e rompicoioni no manca mai.
155. Dimentica dal naso alla bocca.
156. Ogni groppo vien al petine.
157. Chi ga creanza, campa ben, chi no, ancor mejo.
158. Ogni bel balo stufa.
159. El tropo rompe 'l gropo.
160. Aspetta mus, che l' erba cresce.
161. Chi sparagna per la spina spande pel cocon.

<sup>1)</sup> Die Zehen.

<sup>2)</sup> Wenn jemand ein in fremder Sprache geführtes Gespräch nicht versteht.

<sup>4)</sup> Anspielung darauf, dass der H. Benedict mit seiner Schwester in der Wüste wohnte.

<sup>5)</sup> Wenn was geheim gehalten werden soll.

162. Su do careghe no se pol sentar. 182. Chi la fa, se la speti.
163. Ocio che te sbocio,<sup>1)</sup> 183. A dir la verità non se fadiga.
164. Ol d'un can. 184. L'acqua ciara no fa deposito.<sup>6)</sup>
165. Fiol d'una tecia. 185. A esser sinzeri no se fala mai.
166. Ma ti xe imbotonà. 186. Più la se missia, più la spuzza.
167. Che busolo! che flocion! 187. Chi ga sanità, xe rico e no lo sa.
168. Fogo Luviji!<sup>2)</sup> 188. El ben fato per paura no val gnente e poco dura.
169. Daghel Blau, daghel Blau, daghel vecio Blau . . .<sup>3)</sup> 189. Magna renghe e sardeloni che ti conserverà sani i polmoni.
170. Cio ti conosci sto oquà? Eh come meso soldo sbusà. 190. Coi mati non se fa pati.
171. Va comprarme quatro soldi ombra de campanil.<sup>4)</sup> 191. Ai mati ghe se dà sempre rajon.
172. *A chi stima*, no ghe dol la testa. 192. Chi rompe, ta paga.
173. I bezi i va via, perchè i xe tondi. 193. Nissun xe sempre savio.
174. *Per la boca* se scalda el forno.<sup>5)</sup> 194. Aria de drio la schena,<sup>7)</sup> in leto la ve mena; aria de fessura manda l'omo in sepoltura.
175. Chi magna solo, crepa solo, e chi magna in compagnia, il diavolo lo porta via. 195. De mattina l'aria fresca tien la vita sana e lesta.
176. Dal acqua mi guardo io, dai ebrei mi guardi Idio. 196. Un pasto magro e bon mantien l'omo in ton.
177. Se de giovine ti bevi vin, de vecio ti beverà acqua. 197. Roso de pel, zento diavoli per cavel.
178. Chi vive sperando, more cagando. 198. A chi sparagna, la gata magna.
179. A ognidun ghe piazè el suo. 199. Buon d'indio!<sup>8)</sup>
180. La bugija xe in ogni buso, e la verità xe fori de uso. 200. Dopo morto se pesà el porco.
181. La bugija core su per el muso. 201. Negoziante e porco damelo morto.<sup>9)</sup>

<sup>1)</sup> Boccia ein Kegelspiel.

<sup>2)</sup> Gassenkinderschrei, wenn sie ungewöhnliches sehen.

<sup>3)</sup> In der Arena wird in Boccaccio im Milanese Dialekt gesungen: Daghe P' dau, paron Miciel . . . Dies wandten die Gassenbuben auf den Optiker Blau am Corsoan.

<sup>4)</sup> Aprilscherz.

<sup>5)</sup> Beim Wortwechsel wird man warm.

<sup>6)</sup> Wenn sich etwas in der Folge als Lüge erweist.

<sup>7)</sup> Zugluft.

<sup>8)</sup> Vor Feiertagen. Der Indian ist das herkömmliche Festgericht.

<sup>9)</sup> Nur dann weiss man, was sie wiegen.

202. Oji in figura, domani in sepoltura.  
 203. Lunedì nè Marte  
 Da casa non se parte;  
 Mercoldi e Giove  
 Pepi non se move;  
 Venerdi e Sabo  
 Giorni dimaliconia,
- Pepi non va via,  
 E domenica xe festa  
 E Pepi resta.<sup>1)</sup>
204. O anima serena  
 Che pecà te mena?  
 Disimelo a mi,  
 Che farò pregar per ti.<sup>2)</sup>

II. Trinksprüche.

(Brindisi.)

(A. Kõrõsi.)

- Prima i era morosi,  
 Adesso viva i sposi!
- In sto orto xè<sup>3)</sup> del zaferano,  
 Eviva il nostro šior capelano.
- Din, din din  
 Eviva el Jovanin!
- Questo vin xè de Malvasia  
 Eviva tuta la compagnia!
- Viva el vin, viva el pan,  
 Viva el šior Sacristan!
- Le calze in tedesco se tjama<sup>4)</sup>  
 [strinfe,  
 Eviva le signorine nimfe!

III. Rätsel.

(L. Czink.)

1. La rasa la frasa, la core per la casa, nisun la vede, tutti la sente: cosa è?
2. *Ve la*, ve la<sup>5)</sup> ripeto,  
 Ve la torno dire,  
 Se non la capirete,  
 Di legname duro siete.
3. Su quel monte stà Carleto  
 Con quel viso benedeto.  
 Cò la coda verdolina,  
 Cavalier chi la indovina.
4. La pelosa che go avanti,  
 La ghe piaxe a tuti quanti;  
 La ghe piaxe a zinquiento,  
 Tuti fica la man dentro.

III. Volkslieder.

A. (L. Czink.)

1. La mia mama poverina  
 La m'â dato un po' de dota,
- Una pignata tuta rota  
 E una tola per lavar.

<sup>1)</sup> So werden Gäste zum bleiben genötigt.

<sup>2)</sup> Wenn man ein Gespenst erblickt

<sup>3)</sup> Lies das *x*, wie das *s* in *Wesen*.

<sup>4)</sup> *chiama*.

<sup>5)</sup> Wortspiel: *vela* = Segel, *ve-la* = a voi la ... euch.



2. Mama mia go visto l'orso,  
 Che balava sule scale,  
 Mama mia, xe carnevale  
 E me vojo divertir.
- Mama mia go venti ani,  
 Vado sù per ventun;  
 Se ritardo maridarme,  
 No me vol più nissun.
3. Se passi per di quà,  
 Tu passi invano;  
 Se frugherai i stivai,  
 Sarà tuo dano.
- Ti frugherà i stivai  
 E anca le soie,  
 De la mia boca  
 No scamparà parole.
- Se ti frugarà stivai  
 E anca i tacheti,  
 De la mia boca  
 No sarà baseti.
- Ti frugarà i stivai,  
 E anca i riboti,  
 De la mia boca  
 No sarà più moti.
4. Cossa me importa a mi,  
 Se no son bela;  
 Co go l' amante,  
 Che me fa 'l pitor,  
 Lu' mi dipinger come una stela,  
 Cossa me importa a mi, se no  
 [son bela.
5. Tuti li amanti passano  
 El mio no passa mai;  
 Ghe vojo ben assai  
 E lui non pensa a me.
- El voga e rivoga,  
 Voga la mia barcheta,  
 Voga Nineta  
 Che semo in mexo al mar.
- In mexo al mar, che mormora,  
 Se pesca le sardele  
 Adio fiumane bele  
 No ve vedremo più.
6. In mexo al mar xe un camin  
 [che fuma,  
 Dentro xe 'l mio ben, che se  
 [consuma.  
 Se consuma l'anima anca  
 [l' corpo  
 E no so se 'l xe vivo o se  
 [l' xe morto.  
 Ghe se consuma 'l cor e  
 [midolete  
 E mi per guarirlo no go  
 [rizete
7. Tabachine (sartorele)  
 [lavorè  
 trenta soldi ciaparè,  
 ventiquattro per la sala  
 e sîe per el café.
8. La barcheta pendere,  
 No sta me dar intendere,  
 Che m' ami solo me,  
 E dáme la matricola,  
 Che vado navigar.
9. È l' albero piangente,  
 Le folie casca giù,  
 Abasso i croati,  
 Che no i comanda più.  
 Ta-ra-ta, ta-ra-ta, tarataratara.

10. Va là, va là Pepin,  
Che tuti te vol ben;  
Ti ga la molie bela  
E i siori la mantien.
- Se la fussi una rejina,  
La portaria la corona,  
Ma la xe una tabachina  
Che ghe tocca lavorar.

## B. (A. Körösi.)

11. Viva Fiume, un bel pajese,  
Che inamora, azende el core!  
[Viva l' animo cortese  
D'ogni singulo fuman!]
- Col fazoletto bianco  
Se se forbisse i otji  
Veder sti giovanoti,  
Vestii da militar.
- Le discordie e i jorni amari  
Alontana Idio da noi  
[E ritorna coi Majari  
La primiera libertà]<sup>1)</sup>
15. Adesso vado via,  
Parto per l' Ungaria;  
Šie mesi stago via  
Servir l' imperadör.
12. Viva Fiume un bel pajese,  
Dove cresce le zericse!  
[E la bela ungarese  
Sarà sempre el mio tesor.)  
Ma cossa fosse de sta Fiume,  
Se no fosser i majari?  
[Se podria su quatro cari  
Trasportare la zità]<sup>2)</sup>
- L' Imperador me tjama  
L' Imperador me vole:  
Una ferida al core,  
Mai più parlar d'amor.
- Se me toca soldato,  
No me toca la morte;  
Se Dio me dà la sorte,  
Spero de ritornar.<sup>3)</sup>
13. Dal' albero piandjente  
Le foje casca djù;  
(L'albero piandjente  
Le foje le van, van);  
Abasso i croati!  
Che no i comanda più.<sup>3)</sup>
16. Cole teste, cole teste dei taliani  
Jogheremo ale borele,  
De Vitorio, de Vitorio Emanuele  
Meteremo per bulin.
14. E chi sarà che piandje?  
(Sarà la mamma mia)  
Sarà le tre ragazze  
Su le finestre basse  
Col fazoletto in man.
17. Vitorio Emanuele  
Che leca le pignate  
E cola man politica  
Se pestava le culate,  
Kirie, kirie, kirije leison  
Kirie, kirie eleison.<sup>5)</sup>

<sup>1)</sup> Entstand wol in den 50-er Jahren, zur Zeit des Absolutismus.

<sup>2)</sup> Wird nach der Arie „In Elvezia non v' ha rosa“ aus La Sonnambula gesungen.

<sup>3)</sup> Nach der absolutistischen Aera.

<sup>4)</sup> 14. u. 15. Rekrutenlieder. Fiume stellt sein Contingent zur Kriegsmarine oder zur ung. Landwehr. (Kanizsa.)

<sup>5)</sup> 16. u. 17. entstanden wol in Tirol.

18. Se ti brami di vedermi,  
 Fa la ronda al mio castelo,  
 Poi ti donarò l'anelo,  
 El anelo del'amor.  
 [Senza di te, mio bel tesor,  
 No posso vivere, no, no !]

Se la mamma te domanda:  
 „Chi t'ha dato sto fiorëto?“  
 „Me l'ha dato el signorëto,  
 Che fazeva l'amor con me.“  
 [Senza di te, mio bel tesor,  
 No posso vivere, no, no !]

„Te go deto tante volte,<sup>1)</sup>  
 Che no vojo fior' in testa,  
 Nè de jorno, nè de festa,  
 Nè de jorno de lavor!“  
 [Senza di te . . .  
 etc.

19. Fazo l'amor, xè vero:  
 Cossa ghe xè de mal?  
 Volè che a quindez' anni  
 Stio là come un cucal?<sup>2)</sup>  
 Se tuto el santo jorno  
 Sfadigo a lavorar,  
 Xè justo, che ala sera  
 Me fazo acompagnar.

Son giovane, son bela,  
 Cossa ghe xé de mal?  
 Volè che a quindez' ani  
 Stio là come un cucal?  
 etc.

Se vado al vejon stasera,

Cossa ghe xè de mal?  
 Son giovane, son bela,  
 E semo in carneval.  
 Se tuto el santo jorno  
 Sfadigo a lavorar,  
 Xè justo che ala sera  
 Me fazo acompagnar.

Son vetja, son in tochi  
 E questo ghe xè de mal!  
 Me tocarà, capisso,  
 Finir in ospedal.  
 E tuto el santo jorno,  
 Che mi svogo a tabacar,  
 E poi, ala fine . . .  
 Cossa ghe xè de mal?

20. Se ga roto la pignata,  
 Se ga spanto i macaroni:  
 Magna Pepi, magna Toni,  
 Macaroni à la Pompadur

21. Per andar in foiba  
 Ghe vol la corda lunga,  
 Per far l'amore  
 Ghe vol la riza e bionda  
 Per far i bigoli<sup>3)</sup>  
 Ghe vol dele sardele,  
 Per far l'amore  
 Ghe vol le sartorele.<sup>4)</sup>

22. Ziribiribim paghè una bira!  
 „ non zè moneda.  
 „ domani sera  
 „ la pagarà.

<sup>1)</sup> Verg. Ethnol. Mitt. a. Ungarn II. S. 191.

<sup>2)</sup> Cucal = Möwe, Maulaffe.

<sup>3)</sup> Bigoli (Würmer) dünnere Macaroni; die dünnste Sorte heisst capelini Härchen.

<sup>4)</sup> Soll dem bekannten „Gigerl“-Lied entsprechen.

23. La dis, la dis, la dis che xè malada  
 Per no, per no, per no magnar polenta:  
 Bisogna, bisogna, bisogn'aver pazienza,  
 Lassarla, lassarla, lassarla maridar.

(6 Takte) Trallala

(3 " ) "

(4 " ) "

24. Tute le mule passano,  
 La mia no passa mai.  
 Te vojo bene assai,  
 E ti no pensi mai a me.  
 Voga, rívoga  
 La mia barcheta!  
 Voga Nineta,  
 Che sèmo in mezo al mar.

Nel mezo al mar che mormora  
 Se pescan le sardele.  
 Adio fiumane bele,  
 Me tocarà partìr.  
 Voga, rívoga  
 La mia barcheta!  
 Voga Nineta,  
 Che sèmo in mezo al mar.

25. Pescador che va ala pesca  
 Vien a casa ben bagnado:  
 „Bela, son asasinado,  
 Che ala pesca no vado più “

Quando el mar fa la burasca  
 E le onde salta fora,  
 Teresina se inamora  
 D' un bel jovin pescador.

„La mia mare poverina  
 Me ga dado poca dote:  
 Do teciete tute rote  
 E 'na tola\*) per lavar.“

26. Zezilia ariva a Padova  
 La vede un cameron,  
 La vede el suo mari  
 Serà f' una prijon.

„Cos ti ga, marito mio?  
 Cos' ti ga? Cos' ti ga?“  
 „Va sù dal capitano  
 'Na grazia a rizercar!“

„Bon dì, sior capitano!  
 Go una grazia a zercar,“  
 'La grazia sarà fata  
 Verai dormir con me'.

„Stanote a mezanote  
 Zezilia verà quà:  
 Pronta i lenzioli bianchi,  
 El leto ben fornì.“

Quando era mezanote  
 Zezilia dà un sospir.  
 „Cos' ti ga Zezilia mia,  
 Che no ti pol dormir?“  
 „M'ha dà una bota al core  
 Che credeo de morir.“

„Tasi, tasi, Zezilia  
 Che presto farà el dì,  
 Ti andrà a la finestra  
 Veder el tuo mari“

Apena spunta l'alba,  
 Zezilia va al balcon,

\*) tola = tovola: Brett.

La vede el sù marío  
Pendente pindolon,

„Mostro de un capitano,  
Come el me ga tradì!  
Ga preso el mio onore,  
La vita al mio marì!“

,Tasi, tasi Zezilia,  
Che mi ti sposarò!  
„No vojo capitani,  
Ma vojo el mio marì!“

La storia de Zezilia  
La va finir così.

V. Kinderlieder, Reime und Spiele.

A. (L. Czink.)

1. Cordon cordon de San Francesco,  
la bela stela in mezo,  
la peta un salto,  
la peta un altro,  
la fa la riverenza,  
la fa la penitenza,  
chiude i oci,  
la basa chi che la vol.<sup>1)</sup>
2. Siora Maria gaveva una gata,  
Tuta la note fazeva la mata  
La ghe fazeva de panadela<sup>2)</sup>  
„Bigoli, bigoli siora Micela.“

3. Una volta jera un re,  
che fazeva pan de tre,  
che fazeva pan de quatro,  
e ti ti xe un macaco.  
Una volta jera un re,  
che fazeva pan de tre,  
una volta jera un gato,  
che fazeva pan de quatro;  
levighe la coda e  
lechighe el mandolato,  
levéghela più in sù  
e lechéghelo vù.

4. Mädchen stellen sich, Hand in Hand, in eine Reihe, zwei Mädchen gehen singend auf sie zu:

Noi siamo le zingarelle  
Venute da lontano;

Ognuna per la mano  
Allegre d' avvenir.

Die Reihe antwortet und es entspinnt sich folgender Wechselgesang:

Che cosa mai volete  
Ogiogogellila  
Che cosa mai volete  
Ogío d' un cavalier.  
Vogliamo una ragazza  
Ogiogogellila  
Vogliamo una ragazza

Ogío d' un cavalier.  
E qual' è sta ragazza etc.  
Noi vogliamo la più bella etc.  
E qual è sta più bella etc.  
La Teresa è la più bella  
etc.  
Su sù venite a prenderla

<sup>1)</sup> Ringel-Reihen.

<sup>2)</sup> Kinderbrot aus Brot, Öl, Petersilie und Knoblauch.

Sie nehmen die genannte zu sich, der Chor singt :

E adesso l' avete presa etc.

Die Zigeunerinnen kommen aber bald zurück und singen :

E questa non la vogliamo etc. Per questo vi affannate etc.

Perchè non la volete stb. Su sù faciam la pace etc.

Perchè la mi ha detto *zotta* Faciam un baletto etc.

(gobba, orba . . .) etc.

Alle tanzen.

La pace è gia fatta

La pace è gia fatta

Ogfogfogellila

Ogío d' un cavalier.

5. Fangspiel mit Auszählereim :

Uccelin che va per mare

Puol portare una sola,

Quante pene può portare?

Chi è dentro, chi è fora?

Die Kinder bilden einen Kreis; in der Mitte ist die Mutter, stellt sich schlafend; nach dem Gespräch läuft der Kreis auseinander; wen die Mutter erhascht, tritt in ihre Stelle.

Zitto zitto che la mamma dorme,

Mamma xe un povero,

Oh che mamma indormenzona.

Cossa ghe darò?

Mamma xe un povero,

— Dèghe quella scudella de café

Cossa ghe darò?

(tocco de pan . . .)

— Lasseme dormir

Mamma go rotto la scudella

Oh che mamma indormenzona.

(go magnà el pan . . .)

Die Kinder bilden einen Kreis; eins ist innerhalb, eins ausserhalb desselben; das äussere beginnt das Zwiegespräch, dann jagen sie sich.

|                             |                             |
|-----------------------------|-----------------------------|
|                             | -- Ti me da un poco?        |
| — Sorso sorsetto, cos ti fà | — Mi nò. — E se te ciapo?   |
| in quel busetto?            | — E se te scampo? — Femo la |
| — Magno pan e frumento.     | [prova.]                    |

B. (A. Kërösi.)

Auszählereime.\*)

8. Uzelin che va per mar,

(Chi va drento, chi va fora.

Quante pene pol portar?

Chi xé drento, chi xè fora.

Pol portare una sola,

Un, dò, tre,

Chi va drento, chi va fora.

Ti xè e! mio rè.)

\*) 8—14. rein italienisch, 10—26. fremde Einwirkung.

9. Corda, corda grossa,  
 Quanto la me costa!  
 La me costa un carantan  
 Sule porte de Milan.  
 Sule porte de Verona,  
 Dove che i bala  
 E dove che i sona,
10. Din, don, campanon,  
 Tre sorele sul balcon;  
 Una stira e lava,  
 L'altra fa el pupin de pasta;  
 L'altra va a San Vito,  
 A trovar un bel marito,  
 Com' el late, com' el vin  
 Come la foja de l' armulin.
11. La neve xè bianca,  
 La val zentozinquanta;  
 La val uno, la val dò,  
 La val tre, la val quatro,  
 La val zingue,  
 La val sie,  
 La val sete, la val oto,  
 Pan, vin, biscoto,  
 Salta fora dal mio casoto.
12. Gobo, gobo tondo,  
 Cos ti fa in questo mondo?  
 Fažo cos che posso,  
 Cola mia goha adosso.  
 Gobo fa i žimbali,  
 Žimbali de carta,  
 Gobo salta in barca,  
 Barca piena de fregola,
- Fregole de pan,  
 Gobo, fiol d' un can.
13. Ghirin, ghirin, gaja,  
 Martin soto la paja,  
 Paja, pajuža,  
 Fregola, fregoluža.
14. Ai, bai,  
 Ti mi stai,  
 Tie, mie  
 Compagnie,  
 Ai, bai, buf.
15. An, tan, Tini.  
 Sora Catini,  
 Sora Caticheta,  
 Ana, Pia, puf.
16. An, tan, Tini  
 Sora Catini  
 Aja, baja, buf.
17. In nome del padre  
 Tanta nana,  
 Crože d'Ebrei,  
 Filistei,  
 Dum, dum, dum,  
 Stara baba na kantun\*)
18. Zingiri, binžiri panpanela,  
 Oto, nove, bagatela,  
 Per un toco de biscoto  
 Che si tjama galeoto.\*\*)  
 Smoqua, loqua, kapitan,  
 Daiga nutra, daiga van\*\*\*)

\*) Kantun = ital. cantone, Winkel. Die letzte Zeile kroatisch: Altes Weib im Winkel.

\*\*\*) Venezianisch galeta de biscotto, ein harter, runder, flacher Seezwieback.

\*\*\*\*) Die zwei letzten Zeilen kroatisch. Feige, Teich, Kapitän, gib's herein, gib's heraus.





La fa la penitenza,

(Schlägt an die Brust.)

29. Bockspringen (Colona) Eins ist der Bock, die übrigen überspringen es; bei jedem Sprung wird eine Verszeile hergesagt:

Tasi, tasi, Momolo,

Te daro luganiga,

Luganiga de porco,

Porco, porcažo,

Ladron del mio palazo,

Ladron dei miei zechini,

Wenn der Bock antwortet:

Bareta in schena,

so legt jeder Springer sein Taschentuch auf den Rücken des Bockes und springt so hinüber, sprechend:

Bareta in schena te daremo,

Sto altro viajo che torneremo;

Welcher Springer das Taschentuch hinabwirft, oder es im Sprung nicht mitnehmen kann, wird zum Bock.

Wenn der Bock antwortet

Bareta de forner

hat der Springer sein Taschentuch jenseits des Bockes auf die Erde zu werfen und darauf zu springen; wenn der Bock

Culata

wünscht, ist mit aller Kraft, auf die Ordre

Lejër

aber ganz leicht zu springen; wer gegen eine Regel verstosst, wird zum Bock.

30. Mädchen bilden einen Kreis. Eines in der Mitte ist die Mutter.\*)

„Zito, zito, che la mamma dorme!

O che mamma indormenžona!

O che mamma indormenžona!

Mamma cossa gavemo per marena?“

— ‚Pan e figà‘.

„O che mamma, bona!

O che mamma bona!

Mamma, dove xè la marena?“

— ‚El gato la ga magnà.‘

„O che mamma bujarda!

O che mamma bujarda!

(Die Mutter sucht die Jause.)

O che mamma orba!

O che mamma orba!

(Die Mutter sucht das Messer.)

La mamma ne mazarà!

La mamma ne mazarà!“

Sie laufen auseinander. Wen die Mutter erhascht, tritt an ihre Stelle.

\*) Verg. Nr. 5. S. 238.

## C. Kinderreime.

31. Minolo, minelo,  
Bon per anelo,  
Più grande de tuti.  
Frega i otji,  
Mažza pedotji. \*)
32. La piova piovisina,  
La gata va in cusina,  
La va soter leto,  
Der Gefragte sagt „no.“  
No se dise „no“, perchè  
La fiaba de Sior Intento,
- La trova un confeto;  
La dise, che xè bon,  
La bate sul tamburo,  
La mamma ghe dà per culo.
33. La fiaba de Sior Intento,  
Che dura molto tempo  
E mai no la se distriga,  
La vol che ghe la diga?  
Der Erzähler fährt fort:  
Che dura molto tempo  
E mai no la se distriga etc \*\*)

## Sveta Nedeljica.

Nachtrag zu Ethnol. Mitt. I. Jahrg. S. 130 ff.

Eine hübsche Variante zu dem von *Lukas Ilić* veröffentlichten Liede von der *hl. Nedeljica* finde ich im I. Hfte der „Hrvatske narodne pjesme sakupljene stranom po primorju a stranom po granici“ von *Stjepan Mažuranić*, Zengg 1880 S. 1—6. Der Sonntagtheilige, bzw. der wilde Jäger, dem sich die *hl. Sonntag* als Schlange mit sechs Flügeln um den Hals gewunden, führt hier den Namen *Kraljeric Marko*, des typischen serbischen Helden, der dem Volkdichter bei so vielen passenden und unpassenden Gelegenheiten erhalten muss. Die Frau des Frevlers heisst folgerichtig wie Marko's Frau *Angelija*, und statt des *labud* in meiner Fassung tritt Marko's *šarac* (der Schecke) auf. So ist aus der ursprünglich religiösen Legende eine historische Sage geworden und der Sängler beansprucht daraufhin für sich eine grössere Glaubwürdigkeit. Der Schluss lautet:

— o liebste Schwiegertochter, Marko ruft dich,  
du mögst hinaus ihm deine Söhne bringen,  
damit er sie zum letztenmal noch sehe.

Kaum hat dies Angelika rasch vernommen,  
so nimmt sie ihre zwei noch kleinen Knaben  
und trägt sie vor den Vater. Prinzen Marko,  
damit er sie nochmals im Leben sehe.

Aufs blosser Knie lässt sich das Frauchen nieder,  
die kleinen Söhnchen in den Armen haltend,  
und sie beschwört die Schlange von sechs Flügeln:

— Wahlschwester sei mir. Schlange von sechs Flügeln,  
sei mir verschwistert. bei der jungen Sonntag.  
sei Mutter mir bei einer Mutter Gottes,\*)  
o gib mir meinen Kämpen frei, den Marko!

\*) Die 5 Fingernamen. \*\*) Vexier-Märchen.

\*\*\*) Im Texte: Posestrimo zmijo šestokrila!  
posestrim te mladom nedeljicom,  
materim te a materom bozjom.

Die Schlange ward um Gotteswillen milde,  
sie liess sich in das grüne Gras herab  
und sprach zur Ehwirtin Angelika :

— Wahlschwester, Ehwirtin Angelika!  
Ermahn du künftig deinen Kämpfen Marko,  
er soll am Sonntag nimmer pürschen gehen,  
am Sonntag und dazu am jungen Sonntag  
so ungewaschen, ohn' Gebetverrichtung.

Ich bin durchaus kein Schlangentier geflügelt,  
ich bin vielmehr die junge Sonntag selber  
und bin von Gott als Botin ausgesandt,  
um eine Lehr' dem Prinzlein zu erteilen,  
dass ohne Gott kein Anfang und kein Ende,  
damit kein Unheil fürderhin ihn treffe.

So bleib mit Gott, o Wahlgenossin, Frauchen,  
o Schwester meiner Wahl, Frau Angelika!

*Mlada nedelja* ist der erste Sonntag nach dem Neumond. Er ist dem Volkglauben besonders heilig. In einer jüngst im Letopis matice srpske, Hft 152. von 1887. Seite 82 f. veröffentlichten Sage aus der oberen Grenze, haust die Sveta Nedeljica in einem Berge eines unheimlichen Gebirges als Schlange mit sechs Flügeln und vier Köpfen. Der Sonntagfrevler ist diesmal ein ganz armer Holzbauer, der holzfällen geht. Die Schlange will ihn vernichten, doch zu seinem Glücke ruft er sie noch rechtzeitig bei Gott als seine Wahlschwester (po Bogu sestri! Bogom te sestrimim!) an. Nun ist er gerettet. Zum Überfluss beschenkt ihn die Wahlschwester überreich mit Gold und Silber, doch untersagt sie es ihm strengstens, die Herkunft des Schatzes irgend jemand zu verraten. Sein Weib aber entlockt ihm das Geheimnis. Darauf verwandeln sich die Schätze in Kohlen. Hier ist also die Legende mit einer Episode der Eckhard's-Sage in eins verschmolzen. Über die zu Kohlen verwandelten Schätze vrgl. *F. S. Krauss*: Südslavische Hexensagen, Wien, 1884. S. 45.

In einer Beschwörungformel, die ich erst jüngst von meiner Mutter aus *Pleternica* in Slavonien erhalten, wird neben Gott und der hl. Jungfrau auch die *Mlada Nedilja* angerufen. Die Frau stellt Zaubereien und Beschwörungen an, um von ihrem Manne geliebt, nicht aber misshandelt zu werden. Ich citiere hier nur die für uns jetzt in Betracht kommenden Stellen:

„Pomozi Bože i Gojspo i današnja mlada nediljo!“

„treba kleknit na gola kolina, okrenit scžarkomu suncu i izgovorit tri očenaša i tri zdrave Marije mlado'j Nedilji, da joj mlada Nedilja se smiluje nje čakama, koje ona ot svoje teške muke (čini), da joj bude u pomoći, da ju čovek ne bije i ne tuče.“ (Hilf Gott und du (liebe) Frau und du heutige junge (Frau) Sonntag! . . .“ (ferner) „muss sie auf die nackten Knie niederknien und zur jungen (Frau) Sonntag drei Vaterunser und drei Mariengrüsse beten, es möge

sich die junge (Frau) Sonntag ihrer Zaubereien erbarmen, die jene durch ihren schweren Gram und ihr Leid bemüssigt, anstelle, auf dass sie hilfreich beistehe, damit jene von dem Gatten nicht geprügelt und nicht geschlagen werde.“ Die altgläubigen Serben im Mostarer Bezirk hegen den Glauben, *Sveta Petka* sei die Mutter der *Sveta Nedilja*. Nach einer bulgarischen Legende (bei *D. N. Popov* im *Sbornik ot blgarski narodni pjesni*. Varna 1884. Nr. 8. 5. 14. f.) sitzt die *Spita Nidjelja* in der Zelle eines Klosters als Klosterfrau, die Haare ungekämmt und wirr, die Kleider beschmutzt und bestaubt. Jung Stojan fragt sie: „Wenn du eine so grosse Heilige bist, warum schaust du gar so verwarlost aus?“ Antwortet sie ihm: „Daran seid nur Ihr Menschen schuld. So oft Ihr am Sonntag das Haus auskehrt und die Kleider ausklopft, fällt aller Schmutz auf mich.“ Über die Personification von Kalendertagen vgl. *W. Mannhardt* in: *Der Baumkultus der Germanen und ihrer Nachbarstämme*, Berlin, 1875. 5. 273, 327 u. öfters, und in Bezug auf die Verwandlung einer Frau in eine Schlange *Mannhardt*, in: *Antike Wald- und Feldkulte*, Berlin, 1877. S. 64. ff.

Wien, im Oktober 1888.

*Dr. Friedrich S. Krauss.*

## Ethnographie. Ethnologie. Folklore.

Von *L. Katona*.

Schluss. \*)

Der Folklore umfasst demnach nur einen Teil, und bei weitem nicht die Gesamtheit der Gegenstände, die in das Forschungsgebiet der Volkskunde gehören. Zur Bezeichnung der letzteren — wenn wir darunter die *Kunde vom Volke*, und nicht die *Kunde des Volkes* verstehen, also das *Volk* darin als Gegenstand, und nicht als besitzendes Subject der *Kunde* betrachten — wird wol der consequente und ständig festgehaltene Terminus der *Ethnologie* schon deshalb zweckmässig erscheinen, da in der zweiten Hälfte dieser Zusammensetzung ein deutlicher Hinweis auf den Charakter einer systematischen, auf die Erschliessung von Causalzusammenhängen sowie aus diesen abstrahierbaren Gesetzen und Prinzipien ausgehenden Wissenschaft enthalten ist, und somit ein scharf hervortretendes Unterscheidungsmerkmal die pragmatische und erklärende, oder wenigstens für jede Erscheinung ihres Gebietes eine Erklärung suchende Disciplin, zu ihrer rein beschreibenden und sich mit der Zusammenstellung von Beobachtungen und Tatsachen begnügenden Schwester, der *Ethnographie*, in gegenseitig klärenden Gegensatz stellt.

Die Aufgabe der *Ethnologie* wäre also dem Bisherigen entsprechend, auf ein einzelnes Volk bezogen: *das pragmatisch-historische Studium der gesammten materiellen und geistigen Lebenserscheinungen einer durch gemeinsame Abstammung, Sprache und Schicksale zu*

\*) S. Ethnol. Mitt. II, 43.

einem höheren socialen Organismus verknüpften Menschengruppe. Als letztes Ziel dieses Studiums ergäbe sich aus dem Vorausgeschickten: die klare Einsicht in den Causalzusammenhang der aufgehellten Lebenserscheinungen, und auf Basis dieser Einsicht eine aus derselben resultierende Erkenntnis von Gesetzen und bestimmenden Principien, deren ständiges Walten sowol in den gleichzeitig zu Tage tretenden Manifestationen, als auch in den aufeinander folgenden Vorgängen einmal richtig erkannt und begriffen, notwendigerweise zu einer Voraussicht und vernunftmässigen Vorausbestimmung dieser Manifestationen und Vorgänge führen muss. Aus dieser Umschreibung des Problems der Ethnologie ergibt sich zu allererst, dass das Studium jeglichen Volkes notwendigerweise zu einer Mechanik des Lebens anderer Völker, und schliesslich zur Mechanik des Lebens der Universalität der ganzen Menschheit führt. Andererseits ist es klar, dass wenn wir nach den Gesetzen des Lebens einer Menschengruppe höherer socialen Ordnung forschen, wir die eingehende Analyse der niedereren Organismen nicht umgehen dürfen, welche trotz ihrer Gleichzeitigkeit auch eine frühere Stufe der gesellschaftlichen Entwicklung repräsentieren. Hierher gehört im Rahmen eines Volkes, und zugleich auch vor seine Entstehung fallend: der Stamm, innerhalb desselben und dennoch auch vor demselben: die Familie, und in letzter Analyse das Individuum selbst. Das Individuum kann allerdings im Rahmen der Ethnologie nur als Bestandteil des Ganzen und als Componente der innerhalb einer Gruppe sich entwickelnden Kräfte, oder aber als eine Function dieser wirkenden Kräfte in Betracht kommen.

Zu den Hilfswissenschaften der Ethnologie gehört demnach in erster Linie die Anthropologie, welche im engsten Sinne genommen die Beschreibung des menschlichen Körpers ist, in einer etwas weiteren Bedeutung zur Kunde wird von den Lebenserscheinungen des menschlichen Körpers und von den Bedingungen dieser Erscheinungen. Wenn man schliesslich die Anthropologie auf einen noch weiteren Kreis ausdehnt, so ist ihr Ziel das Studium der selbstbewussten Facten des ganzen Menschen, und indem sie nebst dem Gegenstande ihrer Kunde, den von ihm in der Kette der organischen Wesen eingenommenen Platz bezeichnet, wirft sie auch die Frage nach seinem Ursprunge auf, und begleitet den Menschen in seiner Entwicklung schildernd von seinem ersten Erscheinen bis an die Schwelle der geschichtlichen Zeiten. Die Anthropologie, welche sich so einerseits mit der vergleichenden Anatomie und der Entwicklungslehre berührt, andererseits aber mit der Palaeontologie und der Archaeologie, bedarf auch der Geographie, zunächst der Anthropogeographie, welche die geographische Verbreitung unseres Geschlechtes untersucht, und den Einfluss der Wohnorte auf den Stammescharakter des Menschen nachzuweisen bestrebt ist. Sie bedarf aber auch, mit Hinblick auf die Fragen nach der Nahrung des Menschen, der Beihilfe der Biologie, so wie der Kenntnis der für den Menschen besonders wichtigen Tiere, Pflanzen und Mineralien, die sie aus der Naturgeschichte schöpft. Die Tatsachen

des menschlichen Bewusstseins analysiert sie aber nur insoweit, als ihr Verhältnis zu den körperlichen Vorbedingungen geklärt werden muss, und nur bis zu jener Entwicklungsstufe, wo die wesentliche Verschiedenheit des menschlichen Bewusstseins von dem tierischen sich in jenen Erscheinungen des gesellschaftlichen Geisteslebens kundzugeben beginnt, zu deren Zustandebringen den einzelnen Menschen schon der Umstand unfähig macht, dass diese Erscheinungen für ihn als *solchen* vollkommen überflüssig, oder doch entbehrlich sind. Wir verstehen darunter vor allem die *Sprache*, und das in der Sprache als in seinem Organ lebende und sich entwickelnde begriffliche Denken, ferner die durch Vererbung zur zweiten Natur werdende *Sitte* (ἔθος), ~~dann~~ (die *Überlieferung*) (*Tradition*), und schliesslich jene anfangs mit der Entwicklung der Sprache parallel laufende urmenschliche *Weltanschauung*, welche wir mit dem *Mythos* in seiner allerweitesten Bedeutung identificieren können. All dieses gehört aber schon zum Bereiche der im weitesten Sinne genommenen Ethnologie, und bildet das ungemein weite Forschungsgebiet der *Völkerpsychologie*.

Indem wir die *Sprache*, die *Überlieferung*, (die *Sitte*) und den *Mythos* erwähnen, sind wir zu jenen Äusserungen des menschlichen Geisteslebens gekommen, welche nur in dem entwickelnden und erziehenden Elemente des geselligen Zusammenlebens denkbar sind, und wir haben mit ihnen drei, in enger Ineinandergehörigkeit befindliche und auf einander gegenseitig wirkende Bestandteile des ethnologischen Kenntnismaterials bezeichnet.

*Sprache, Mythos und Ethos* (Sitte) sind jene Dreieinigkeit, in welche die Lebensäusserungen niederer und vorbedingender Ordnung sich zu Tatsachen des menschlichen Bewusstseins sublimieren, und in der fortwährenden Wechselwirkung ihrer Elemente, die Gesamtheit jener Erscheinungen zu Tage fördern, deren Complex wir in einem zeitlich und räumlich begränzten Durchschnittsprofil mit dem zusammenfassenden Namen der „Volksseele“ bezeichnen.

Aus dem erst in unserm Jahrhunderte durch Vertiefung und Erweiterung der philologischen Forschungsgebiete gewonnenen Begriffe der Volksseele können wir am Besten jenes Wissenssystem ableiten, welches im weitesten Sinne genommen am zweckmässigsten unter dem Terminus der *Ethnologie* zusammengefasst werden kann. Wenn wir die Lehren derselben auf Principien reducieren, so gehören dieselben, auf das Volk als gesellschaftlichen Organismus von einheitlichem Charakter bezogen, in dieselbe phaenomenologische Reihe, deren übrige Glieder sind: in erster Reihe die *Physik*, die die allgemeinen Eigenschaften der Materie, so wie die molaren und molecularen Bewegungserscheinungen derselben behandelt; dann die *Chemie*, welche sich schon auf einen viel engeren Kreis beschränkt und die Materie weiter analysiert; des weiteren die *Biologie*, welche die allgemeinen Gesetze des organischen Lebens erforscht; und schliesslich die *Psychologie*, die in das Gewebe und Getriebe des individuellen Bewusstseins einzudringen versucht. Unter der letzteren verstehen wir natürlich jene Richtungen

derselben, die an keine, sei es spiritualistische, sei es monadische, sei es atomistische, aber stets substantielle Vorstellung der Seele anknüpfen, sondern jene Erfahrungs-, Versuchs-, und — sagen wir es unumwunden heraus — *Naturwissenschaft*, die mit dem Worte „Seele“ nichts anderes bezeichnet, als „die Summe der psychologischen Erfahrungen, und psychologische Gesetze nichts anderes nennt, als die an diesen Erfahrungen wahrnehmbare Regelmässigkeit.“ \*) Eine Psychologie, die auf so *positiver* Basis steht, wie sie Wundt im Zusammenhange mit den soeben citierten Worten nachweist, steht dem Begriff der *Volksseele* durchaus nicht fremd gegenüber, während die metaphysische Richtung denselben auf keine Weise in den Rahmen ihrer Lehren einfügen konnte; während Lazarus und Steinthal mit ihren von Herbart übernommenen psychologischen Begriffen in die offenbarsten Widersprüche geratend, sich nur mit harter Mühe bis zu dem höchst unklaren Programme der von ihnen erdachten „Völkerpsychologie“ durchgearbeitet haben. Diese Widersprüche nachweisend, hatte Hermann Paul, der consequent auf Herbart schwört, ein leichtes Spiel, die in dem Plane von Lazarus und Steinthal verborgene Zusammenhanglosigkeit aufzudecken. (S. die Einleitung zu dem Werke „Principien der Sprachgeschichte“). Auch das ist leicht begreiflich, dass Paul, der unentwegt festhält an dem atomistischen Seelenbegriffe seines Meisters, mit demselben die Idee einer *Volksseele* auf keine Weise in Einklang bringen kann. Die Lösung dieser Aufgabe kann nur eine solche Auffassung der Erscheinungen des Seelenlebens geben, welche die psychologischen Erscheinungen nicht als die Wirksamkeit eines fertigen Mechanismus ansieht, sondern als die Summe der unter der Wechselwirkung des *gesellschaftlichen* Zusammenlebens *entwickelten* und sich ununterbrochen weiter entwickelnden Kraftäusserungen. Auf Basis einer solchen Auffassung ist, entgegen den Bemerkungen Paul's, der den Gegenstand der Völkerpsychologie in Zweifel zieht, eher die Haltbarkeit der Vorstellung einer isolierten individuellen Seele problematisch; besonders wenn wir bedenken, auf welchem engen Kreis die Tätigkeit derselben beschränkt wäre, so wie sie sich — nach der althergebrachten Einteilung — in sinnlichen Wahrnehmungen, im Denken, in sensuellen und Willenstätigkeiten äussert, wenn wir auch nur auf einen Augenblick von dem entwickelnden Einflusse des gesellschaftlichen Zusammenlebens absehen würden. Wo bliebe dann die *Sprache*, die wir mit vollem Recht das Organ des begrifflichen Denkens nennen können, — wo die in der Sprache als in ihrem Organe lebende Vorstellungsabstraction, das Urteilen und Folgern, — ohne das Leben in der Gesellschaft, das doch der Sprachfähigkeit als Grundvoraussetzung dient? Wo und wie sollte sich der *Mythos* bilden, der ja zum Teile eine wesentliche Rolle im Denkgehalte spielt, wobei wir unter Mythos sowol hier, als auch später die gesammte primitive Weltanschauung verstehen: jene Weltanschauung, die übrigens, nach dem

\*) *Wundt*. Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie (Philos. Studien IV, 17.)

natürlichen Gange der Entwicklung die Vorgängerin jener wissenschaftlichen Erscheinungserklärung ist, die den Spuren ihrer Bahnbrecherin folgend, in letzter Instanz ebenso mythisch ausklingende Erklärungen, wie ihre primitive Schwester gibt. Wo bliebe der die Willensäusserungen regulierende *Ethos*, der von Zeit zu Zeit und Ort zu Ort wechselnde Schnitt des moralischen Gewandes der Menschheit, — wenn jene gesellschaftlichen Wechselwirkungen fehlen würden? Kurzum, wir müssen jenes alte Sprichwort: *Einer ist Keiner* (*unus homo nullus homo*) als eine unbezweifelbare Wahrheit anerkennen; oder wir können auch sagen, dass jeder ausserhalb des Verbandes der Gesellschaft stehende *Mensch* — in einem Sinne, der jedes wesentliche Merkmal des mit diesem Worte bezeichneten Begriffes in sich schliesst — nicht nur ein *non-ens*, sondern gleichzeitig ein *non sens ist*.

Aus dem Obigen ergibt sich ganz klar, dass die Psychologie — und diese musste sich, wenn sie eine wirklich exacte Wissenschaft werden will, unbedingt zur Völkerpsychologie erweitern, — in demselben Verhältnisse steht zu der Beschreibung des Menschen als gesellschaftlichen Wesens (Anthropologie und Ethnographie) und der diese pragmatisch ergänzenden Geschichte desselben (Ethnologie), wie die Biologie zu der Beschreibung der übrigen organischen Wesen (Zoologie und Botanik) und zu deren vorläufig noch sehr lückenhaften Geschichte; oder in demselben Verhältnisse, wie die Physik und Chemie zu der Kosmographie und Kosmologie, und der aus dem Kreise jener herausgetreten selbstständig gewordenen Geographie und Geologie. Eine Psychologie in diesem Sinne ist also berufen, die auf dem Wege der universalhistorischen Forschung aufgeklärten Tatsachen der Entwicke- lung des menschlichen Geistes in der Reihe der drei Kategorien: *Sprache*, *Mythos*, *Ethos* aufzuarbeiten. In die erste Gruppe gehören ausser der Sprache als solcher, also ausser dem rein linguistischen Substrate an derselben, noch die Litteratur- und Wissenschaftsgeschichte. Diese leitet auf ihre letzten Principien zurückgeführt, zur Methodik; die erste aber zu jenem Teile der Aesthetik, der auf Sprachwerke anwendbar ist. Der letzteren wird übrigens ausserdem vonseiten der Geschichte der bildenden Kunst, welche aus dem Mythos einen wesentlichen Bestandteil ihrer Nahrung zieht, reichliches Material zugeführt, während der Mythos und die aus demselben sich krystallisierende Religion die Mythologie, beziehentlich die Theologie als Principienwissenschaft supponieren. Die Geschichte der gesellschaftlichen Ordnung, der Regierung und jener Arbeit, die auf die Beschaffung der materiellen Lebensbedürfnisse abzielt, diese Geschichte, die sich in ihren Zweigen als Rechts-, Staats- und Wirtschaftsgeschichte gliedert, hilft die Principien-systeme der Rechtsphilosophie, der Staatslehre (Politik) und der Volkswirtschaftslehre aufbauen. Diese, so wie auch zum Teile schon der Mythos zusammengenommen mit dem Religionsgehalte, integrieren allmählig den ethischen Teil der Volksseele, deren in Verbindung mit der intellectuellen Entwicklung analysierte Gesetzmässigkeit — inso- weit nämlich die wissenschaftliche Einsicht die Spuren einer solchen



herausfindet, — eine gewisse Voraussicht gestattet und dem entsprechend auch gewisse Vorkehrungen im Interesse des socialen Organismus anzuraten geeignet ist. Diese Folgerungen endlich, welche aus der in Statik und Dynamik sich teilenden Mechanik des gesellschaftlichen Lebens abstrahierbar sind, fasst die jüngste der Wissenschaften, die Sociologie in ihr System. Dass derart endlich, nach mehrtausendjährigem Heruntappen, auch die Analyse der Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens sich in den Rahmen der exacten Wissenschaft einzufügen verspricht, ist das Hauptverdienst der dominierenden philosophischen Richtung unseres Jahrhundertses des (hauptsächlich an die Namen Comte und Spencer anknüpfenden) Positivismus.

Wenn man uns nun fragt, wie wir uns auf Grundlage des Obigen die Aufgabe der Ethnologie eines Volkes denken, so möge als Antwort auf diese Frage der hier folgende Plan dienen.

A. Auf ein (relativ) *autochthones* Volk bezogen:

**I. Geographischer** (eigentl. *chorographischer*) Teil.

a) Oro-hydrographische, klimatologische u. geologische Beschreibung des Wohnsitzes.

b) Flora und Fauna desselben.

c) Kulturgeographie.

**II. Anthropologischer** Teil.

1. *Beschreibender* Abschnitt:

a) Somatologische Anthropologie.

b) Demographie.

2. *Pragmatischer* Abschnitt: Einfluss der unter I beschriebenen Bedingungen auf den Körperbau, und Bedingtheit der demographischen Daten durch die äusseren Lebensverhältnisse.

**III. Ethnographischer** Teil:

1. *Beschr* Abschnitt:

a) Wohnung.

b) Nahrung.

c) Kleidung, Waffen und Schmuck.

d) Pflege des gesunden und kranken Körpers.

e) Lebensunterhalt:

α) Jagd und Fischerei.

β) Viehzucht.

γ) Feld- und Bergbau, Forstwirtschaft.

δ) Industrie.

ε) Handel.

ζ) Raub- und Kriegszüge.

f) Sitten und Bräuche:

α) Nach der Reihe der cyklischen Erscheinungen des Menschenlebens.

β) Im Anschluss an die natürlichen und festlichen Jahreszeiten.

γ) Sonstige Bräuche. (Traditionelles in der Ausübung politischer Rechte und Pflichten, in der Rechtspflege und Regierung, u. s. w.)

g) Volkstümliche Kunstfertigkeit mit Beziehung und im Anschluss auf die unter a), b), c), d), e) und f) angeführten.

2. *Pragmatischer* Abschn. : Einfluss von I. u. II auf III.

3. *Vergleichender* Abschn.

**IV. Ethnologischer** Teil (im engeren Sinne dieses Wortes).

1. Beschr. Abschn. :

a) Sprache und mündliche Überlieferung (also *Folklore* im oben näher begränzten Sinne dieses W.)

b) Mythos (Volksglaube) und Religion (positiver od. confessioneller Glaube) und die gegenseitigen Beziehungen der beiden auf einander.

c) Sitte und Brauch im engeren Zusammenhange mit dem Volks- und Kirchenglauben; zu einem Teile schon weiter oben berücksichtigt. (S. III. 1. f.)

d) Geistiger Niederschlag der historischen Erlebnisse des Volkes.

2. *Pragmatischer* Abschnitt :

o) Widerspiegelung der vorstellungsbildenden Elemente sämtlicher unter I, II. und III. angeführten Bedingungen und Bedingtheiten in der Sprache, der mündl. Tradition, dem Glauben, Meinen und Wähnen, so wie in den Sitten des Volkes.

b) Folgerungen aus II. 1, III., IV. 1. a), b) und c) auf den Ursprung und die verwandtschaftlichen Verhältnisse des Volkes (Speculative Ethnogenie). Zusammenhalten dieser Folgerungen mit den historischen Daten und Ergebnisse dieser sich gegenseitig ergänzenden Aufschlüsse.

3. *Vergleichender* Abschnitt.

**V. Völkerpsychologischer** Teil.

Bedingtheit dessen, was wir unter *Volksseele* verstehn, von den unter I., II und III angeführten Lebensverhältnissen und Erscheinungen. Charakteristik dieser Volksseele an der Hand der unter IV. aufgezählten Äusserungen derselben.

**VI. Sociologischer** Teil.

Die von dem betreffenden Volke auf der Stufenleiter der gesellschaftlichen Entwicklung eingenommene Stelle, der absolute Wert seiner gesellschaftlichen Institutionen (in Hinsicht auf den Fortschritt der gesamten Menschheit); der relative Wert derselben (gemessen an dem Interesse der Erhaltung des eigenen Volkstumes). Das System der aus diesen Wertschätzungen abstrahierbaren Folgerungen und allgemeinen Principien. Die nach der wissenschaftlichen Einsicht feststellbare Prognose für die Zukunft des Volkes, und die daraus eventuell abzuleitenden Vorsichtsmaßregeln (gesetzgeberische Prophylaxis).

B) Bei einem *nicht autochthonen* Volke erweitern sich die Punkte unter A) um Folgende:

1. 2. Im Falle der positiven Kenntnis der Urheimat, beziehentlich der älteren Wohnsitze, ein (womöglich der resp. Zeit entsprechendes) Bild derselben; falls aber die positiven Daten dafür fehlen, muss eine Reconstruction durch Folgerungen aus dem jetzigen Zustande versucht werden.

II. 3. Die aus dem anthropologischen Bilde ableitbaren Folgerungen auf die Urheimat, bez. den älteren Wohnsitz.

III. 4. Folgerungen hinsichtlich des eben Erwähnten aus den ethnographischen Daten.

IV. 4. a) Positive geschichtliche Daten über die Urheimat, bez. die älteren Wohnsitze, über Wanderungen und den Einzug in das jetzige Vaterland, so wie über die Besitznahme desselben.

b)  $\alpha$ ) Die Belehrung, die man aus dem unter IV. 1. Erwähnten (Sprache, Mythos, Ethos,) hinsichtlich der Urheimat bez. der älteren Wohnsitze schöpfen kann.

$\beta$ ) Der Einfluss der älteren Wohnsitze und Berührungen auf das unter II. 1., III. 1. und IV. 1. Aufgezählte.

c) Positive geschichtliche und palaeethnologische Daten über die früheren Besitzer des gegenwärtigen Wohnortes, der Einfluss derselben auf die nach ihnen gekommenen Volksschichten, in anthropologischer (II. 1.), ethnographischer (III. 1.) und ethnologischer (IV. 1.) Hinsicht.

V. Die nachweisbaren Erinnerungen an die älteren Wohnsitze, früheren Wanderungen und Berührungen in den gestaltenden Elementen der Volksseele.

Innerhalb dieses Planes kann der von uns soeben zu seiner engsten Bedeutung umgrenzte *Folklore*, als ein in die Kategorie der Sprache einzureihender Bestandteil der Volksseele, folgendermassen gegliedert werden

I. Angaben, die aus dem Wortschatze geschöpft werden können, und zwar solche, die

a) den Vorstellungsgehalt der Volksseele aufklären,

b) ihr eigentümliches Vorgehen bei der Begriffsabstraction beleuchten, und zwar: 1) In Bezug auf die materielle Welt und die moralische Lebensordnung.

2) In Bezug auf die hinter der materiellen Welt verborgenen personifizierten Kräfte, und in Bezug auf die, das moralische Betragen regulierende transcendentale Auffassung.

II. Sprichwörter und stereotype Redensarten, entsprechend der Einteilung unter Punkt I.

III. Die mündlichen Überlieferungen, erzählenden Inhaltes, d. h. der *epische* Teil der Volkslitteratur u. z.

1) Märchen: a) sogenannte Feenmärchen (im engeren Sinne des Wortes),

b) Tiermärchen;

c) launige und übermütige Erzählungen, Anekdoten.

2) Sagen: a) an einen Ort geknüpft.

b) von den Gestalten des Volksglaubens handelnde,

c) anknüpfend an die Gestalten der positiven Religion,

d) erklärende, od. aetiologische Sagen (Legenden und

Erzählungen).

3) *Epische Gesänge* (Heldengedichte, Romanzen, Balladen u. s. w.)

IV. Der *lyrische* Teil der mündlichen Volksüberlieferung, u. z.

- 1) Lieder, Tanzlieder und Tanzsprüche;
- 2) Wiegenreime und Kinderversen (insoweit dieselben Bruchstücke oder Kern von 1 sind).

V. Die satirischen, didaktischen und gemischten Elemente der mündlichen Volksüberlieferung, u. z.

- 1) Spottverse, Spott- und Neckreime.
- 2) Gereimte Sprüche, die sich an Festtagsgebräuche knüpfen (z. B. Hochzeitssprüche u. s. w.)
- 3) Gedenkverslein, Spielreime und Lieder, Auszählverse.
- 4) Rätsel.

VI. Der *dramatische* Teil der mündlichen Volksüberlieferung :

- 1) Mysterien und Verwandtes (geistliches Volksdrama).
- 2) Weltliche Volksdramen.
- 3) Volksunterhaltungen und Spiele dramatischer Form

Es ist selbstverständlich, dass der grösste Teil des hier Aufgezählten sich von den anderen Teilen des Studiums der Volksseele kaum trennen lässt, und in fortwährender Beziehung steht einerseits zum *Mythos*, anderseits zu dem *Volksbrauch* und zu den Erscheinungen des *Volkslebens* überhaupt. Nichtsdestoweniger ist eine Prüfung derselben nach verschiedenen Gruppen und in einem engeren Zusammenhange innerhalb dieser Gruppe nicht bloss wünschenswert, sondern geradezu unerlässlich; vorerst mit Hinblick auf die *Methode*, welche bezüglich der hierhergehörigen Elemente und deren Natur entsprechend überwiegend *litterarhistorisch*, oder sagen wir: *philologisch* ist; in zweiter Linie aber weil, wie schon erwähnt, die Gegenstände des *Folklore* in der directen oder indirecten Berührung der Völker von den ältesten Zeiten bis zum heutigen Tage fortwährend wandern, und somit auch Gegenstände einer der wichtigsten Hilfswissenschaften der Ethnologie sind, nämlich der im Übrigen auch selbständig existenzberechtigten vergleichenden Literaturforschung.

**Bibliographie.** *Topinard*, L'Anthropologie, 4. Aufl. Paris, 1884. *J. Ranke*, Der Mensch. Stuttgart, 1887. — *Waitz*, Anthropologie der Naturvölker, Leipzig 1859—64, 4 B.; der 5. u. 6. von Gerland 1870—71. *Bastian*, Der Mensch in der Geschichte. Leipzig 1860. *Ders.* Das Beständige in den Menschenrassen. . . . Berlin 1868. *Ders.* Ethnologische Forschungen, Jena 1871. *Ders.* Geographische u. ethnologische Bilder, das. 1873. *Fr. Müller*, Allgemeine Ethnographie, 2. Aufl. Wien. 1879. *Peschel*, Völkerkunde, 5. Aufl. Leipz. 1881. *Ratzel*, Völkerkunde, Stuttgart 1887. *Tylor*, Researches into the early history of mankind and the development of civilization. 2. Aufl. London 1870. *Ders.* Primitive culture: researches into the development of mythology, philosophy, religion, language, art, and custom, 2. Aufl. London 1873. *Ders.* Anthropology. Introduction to the study of man and civilization, London 1881. *Bagehot*, Der Ursprung der Nationen. Leipz. 1874. *Bastian*, Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Berlin 1884. *Virchow-Bastian-Hartmann*, Zeitschrift für Ethnologie, Berlin seit 1869. — *Bastian*, Beiträge zur vergleichenden Psychologie, Berlin 1868. *Lazarus-Steinthal*, Zeitschr. für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft, Berlin u. Leipz. seit 1859. S.

ösonders I. B. 1—73. Vgl. *Herm. Paul*, Principien der Sprachgeschichte, 2. Aufl. Halle 1886. Einleitung. Ferner: *W. Wundt*, Über Ziele und Wege der Völkerpsychologie (Philos. Studien IV, 1—27.) *Bastian*, Der Völkergedanke im Aufbau einer Wissenschaft vom Menschen, 1881. — *A. Lang*, La Mythologie. Trad. par L. Parmentier. Avec une préface par Ch. Michel. Paris 1886. *Bastian*, Das Religiöse in ethnolog. Auffassung, Jena 1871. *A. Lang*, Custom and Myth. London 1884. *Ders.* Myth, Ritual and Religion, London 1887. — *F. Liebrecht*, Zur Volkskunde, Heilbronn 1879. *Chambers Encyclopaedia*: „Folklore“ (Thomas Davidson). *Puymaigre*, Folk-lore, Paris 1885. *P. Sébillot*, Le Folk-lore (Revue d'Anthropologie XV, 290—302, Paris 1886). *Gustav Meyer*, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde, Berlin 1885. („Folklore“ 145—162.) *L. Katona*, Zur Litteratur und Charakteristik des magyarischen Folklore: I. Allgemeine Char. des Folklore. (Zeitschr. f. vgl. Litteraturgesch. u. Renaissance-Litteratur, Neue Folge Band I, Heft 1. Berlin 1887.) *Folk Lore Journal* Vol. II: Folk-Lore Terminology. Id. by *Alfr. Nutt*. Vol. III: The Science of Folk-Lore by *Charlotte S. Burne*. Id. by *G. L. Gonnie*. Id. by *E. Sidney Hartland*. Id. by *A. Machado y Alvarez*. Vol. IV: Classification of Folk-Lore by *Charlotte S. Burne*. Principles of the Classification of Folk-Lore by *J. S. Stuart Glennie*. Folklore as the Complement of Culture-Lore in the Study of History by *J. S. Stuart Glennie*. The Science of Folk-Lore, with Tables of Spirit Basis of Belief and Custom by *Captain R. C. Temple*. *The Journal of American Folk-Lore*. Vol I, p. 79: Notes and Queries (on the term „folk-lore“). Boston and New-York 1888. — *Herbert Spencer*, The classification of the sciences, 3. Aufl. London 1871. *Ders.* Principles of Sociology, London. (D. Übers. Stuttgart 1877.) *Ders.* Einleitung in das Studium der Sociologie, Leipzig. 1875. *Gumplovitz*, Grundriss der Sociologie, Wien 1885. — *A. Herrmann*, Ethnologische Mitteilungen aus Ungarn 1887—92.

## Die alten Folkloristen.

Von Ch. G. Leland.

Es kommt oft vor, dass ein Folklore-Sammler, wenn er sich unter Bauern, Zigeunern oder dergleichen befindet, wo allerlei Märchen, Aberglauben, oder traditionelle Materialien im reichsten Überflusse vorhanden sind, nicht weiss, wie er anfangen soll etwas abzuschreiben. Ich möchte andeuten, dass in solchen Fällen manche nützliche Winke in gewissen alten Büchern zu finden sind. Wie der englische Dichter Chaucer sagt: „aus alten Feldern schafft man alle Jahre neues Korn.“ So zum Beispiel habe ich erfahren, dass wenn man einen Zigeuner fragt: „Wie heisst — — in deiner Sprache?“ der Mann sich des Wortes nicht erinnern kann. Aber wenn wir z. B. ein Wörterbuch der hindostanischen oder gujeratischen Sprache vornehmen und die Wörter nach einander vorlesen, wird er bald sagen: „Ja, Herr, ich kenne jenes Wort“ — und wenn er es nicht genau kennt, wird es ihm einfallen, dass er ein ähnliches kennt.

Nehmen wir z. B. so ein Buch, wie der „*Glücks Topff*, welcher in 118 beschriebenen abergläubischen Zetteln besteht, von M. Johannes Praetorius. 1669.“ Dann nehmen wir die einzelnen Capitel vor und fragen z. B. „Hast du gehört von Reichtum durch Hahnreichtum? Von Kobold-Glück? Von Maurer- und Hunde-Glück? Von Reichtum durch Finden? Von Stillschweigen beim Schatzgraben?“ u. s. w.

So kann man in allen Werken von Praetorius z. B. sein *Anthropodemus Plutonicus*. 1666. sein *Blocksberge Berichtigung*. etc. hunderte von dergleichen Beispielen finden.

Nicht weniger nützlich ist der „*Tractatus de Fascinatione*“ von Johann Christian Fromann. Nürnberg 1675. In diesem Buche findet man 1060 Seiten, und gewiss auf jeder Seite einen Aberglauben, der dem Folkloristen nützlich ist. Fromann gibt viele interessante Zauber- oder Besprechungs-Formeln der Bauern, doch immer unvollständig, z. B. *Ad dolorem dentium hanc*,

„Gott und das heilig Blut  
Sey für meine Zähne gut!  
Wi ich Zähne hoer klagen,  
Will ich einem von Galgenblut sagen. etc.  
Das sey dir eine wahre Buss im Nahmen“ etc.

„*et quae alia observanda praecipuntur. Sed ea nos suppressimus.*“  
So bei Praetorius und vielen anderen alten Schriftstellern. Die guten ehrlichen Leute scheinen Angst zu haben, dass sündige Leute die verdammten Zauber-Formeln benützen werden. Es ist zu wünschen, dass soweit möglich, die Folkloristen von heute diese Formeln vervollständigen. Denn wie Karl Blind bewiesen hat, manche von diesen Formeln sind urait. Es existieren noch heute in Nord-Italien hunderte dergleichen, welche ursprünglich lateinisch waren, und sogar etruskisch.

Noch reicher ist der *Curiosus Amuletorum Scrutator*, von Julius Reichelt, Frankfurt 1692, ein Buch von 688 grossen Seiten, wo man auf jeder Seite mehrere Aberglauben findet. Mit solchen Handbüchern kann man schnelle Fortschritte machen. Es ist nicht lange her, seit ich hier in Florenz anfieng, zu fragen von „Hexen“ und alten Leuten, ob sie etwas wüssten von Zaubermitteln gegen Krankheiten. Es gieng sehr langsam. Da nahm ich die hundert Recepte von Marcellus Burdiglensis vom vierten Jahrhundert, und fand, dass fünfzig von diesen unter den Leuten noch bekannt sind.

Hier in Italien sind auch die christlichen Zauber-Formeln, welche an Gott, die Dreieinigkeit und die Heiligen gerichtet sind, vielleicht alle ursprünglich heidnisch gewesen. So zum Beispiel will man glückliche Träume haben, so wendet man sich an Santo Simeone, der früher gewiss Somnone und Somnus war. Wer erkennt nicht in Santa Anna oder Lu San'Na, die Kinder gibt, die Lucina?

Ich habe dies geschrieben, weil ich merke, dass sehr viele talentvolle und tüchtige Sammler, hauptsächlich in England und America, diese alten Quellen nicht besonders in Acht zu nehmen scheinen. Nach ihrer Art und Weise waren Männer wie Heinrich Fromann, Grosius und Praetorius sehr eifrige Folkloristen, und sie verdienen, dass man ihre Bücher benützt, um Neues zu sammeln.

Florenz, 2. März 1892.

Kosmogonische Sagen der Wogulen.

Aus dem Volkskunde aufgezeichnet von Dr. Bernhard Munkácsi

VI

Das Lied von der Erschaffung der Erde und des Himmels.

1. Die Erde und der Himmel, — sie formen sich,  
sie werden erschaffen,  
Nach *Xul'-äter's* kleinsten Sohnes zum Pfeilfahnekleben gebrauchten  
silbernen Leimkessels Grösse
5. wird erschaffen der Ober-Himmel (*Numi-Tārem*), unser Vater.  
Nach *Xul'-äter's* kleinster Tochter  
silbernen Spindelrings Grösse  
wird erschaffen [die Krustige-Erde, unsere Mutter.]  
\*
- Krustige-Erde, unsere Mutter
10. füssigerschaffenen füssigen *Kalm*  
hinaufsendet [in den Himmel, lässt sagen:]  
„Erschaffen sind wir also erschaffen;  
[aber] ohne von Speisen sich nährenden Menschen  
kann ich nicht leben. (zu sitzen reicht meine Kraft nicht aus.)“  
\*
15. Dieser füssigerschaffene füssige *Kalm*  
gelangt oben an, [sagt dies:]  
„Krustige-Erde, unsere Mutter  
ohne von Speisen sich nährenden Menschen  
kann nicht leben.“  
\*
- [*Numi-Tārem* Vater antwortet:]
20. „Du, wenn du bald hinabgelangst,  
mit lebendiger Schlangengerte,  
drei Mal geschehend,  
peitsche die Mutter, Krustige-Erde!  
Auf zwei Klaftern des weitklafternden\*) Menschen
25. wird sich ausbreiten (entfalten) das Erdchen;  
ihr von Speisen sich nährenden Mensch wird von dort erschaffen  
werden,  
*Kami*-Frau, die Mutter wird von da erschaffen werden,  
aus einem Mutterleibe wird sie sieben Sprossen gebären (schütten).“  
\*
- Jahre zählend, sieben Jahre hindurch,
30. Jahre zählend, drei Jahre dindurch  
schauelt die Jungen der Wind.  
Obengehenden geflügelten *Kalm*

\*) Mit ausgespannten Armen.

[Krustige-Erde Mutter mit der Botschaft] hinaufsendet :

- „Den von Speisen sich nährenden Menschen  
 35. haben wir also erschaffen ;  
 aber jetzt einen essbaren,  
 seinen Herzzipfel [füllenden] schmackhaften Bissen  
 woher wird er nehmen?“

\*

Der Mann (d. h. *Numi-Tarém*), nachdem er lange Zeit gegessen,  
 [also] spricht :

40. „Bald an des unten sich ausbreitenden (sitzenden)  
 dichten Rottannwaldes Gelände  
 werde ich die siebenkalbige Rentierkuh herablassen,  
 das Kuhkalb und das Stierkalb werde ich [dorthin] herablassen,  
 das gescheckte Rentierkalb mit seiner Mutter  
 45. auf die dort sich ausbreitende stierzungenbreite Moorfläche  
 werde ich herablassen  
 Ihr von Speisen sich nährenden Mensch  
 auf seinen Herzzipfel den schmackhaften Bissen  
 von da sich verschaffen möge!“

\*

50. Der *Kami*-Frau Mutter unserer,  
 Sieben Söhne eines Mutterleibes, —  
 die Männer wachsen.  
 Nach des unten gehenden füssigen Tieres  
 Herzen sie streben,  
 55. nach des oben fliegenden geflügelten Tieres  
 Herzen sie jagen.  
 Unten gehendes füssiges Tier  
 blieb nicht,  
 oben gehendes geflügeltes Tier  
 60. blieb nicht.

\*

Krustige-Erde, unsere Mutter  
 mit Schwingen erschaffenen beschwingten Boten  
 hinauf [in den Himmel] wieder sendet.  
*Numi-Tarém* mein Vater lange Zeit sitzend,

65. später [dies] spricht :  
 „Wenn irgend welche Männer entstanden sind :  
 auf dieser von Männern betretenen Männer-Gegend  
 was machen sie ?  
 Auf dieser von Weibern betretenen Weiber-Gegend  
 70. was machen sie ? —  
 Wenn irgend welche Männer entstanden sind :  
 in männererzeugender Männer-Gegend  
 hügligen Wandel-Wald,  
 in weibererzeugender Weiber-Gegend



75. hügligen Wandel-Wald,  
dahin mögen sie gehen zu suchen (das Wild)!“

\*

Die Männer hören dies Wort,  
halsriemige viele Felleisen  
sie verfertigen;

80. mit gutem Glückvertrauen  
auf den Weg sie sich machen.  
Lange gehen sie, kurze Zeit gehen sie,  
sie setzen sich nieder.  
Der beiden jüngsten Männer
85. jähzornigen Wesens wegen  
der Seidensehne zitternder Ton erscholl.  
Der älteste Mann blickt nach rückwärts,  
spricht: „He, Männer, was macht ihr?!  
der grimmlösen Erde Grimm ihr macht!“
90. Sie gehen weiter.  
Lange oder kurze Zeit gehen sie:  
die beiden jüngsten Männer  
ein dort liegendes Baumwurzelstück  
von hier beschossen: [der Pfeil] dringt durch dasselbe,
95. von da sie beschossen: [der Pfeil] dringt durch dasselbe.  
Der älteste Mann wieder spricht:  
„Was macht ihr?!  
der grimmlösen Erde Grimm ihr macht!“

\*

- Die Männer gehen weiter; da einmal
100. in ein spärlich bewaldetes Wassergebiet  
sie gelangen (gehen)  
in ein bewaldetes Landgebiet  
sie gelangen (erscheinen).  
Sie gehen binab zu des *Lous*-Gebietes Flussteich;
105. eisenbrüstige sieben Taucherenten  
schlagen dort mit ihren Flügeln [auf dem Wasser],  
eisenbrüstige sieben Taucherhühner  
schlagen dort mit ihren Flügeln [auf dem Wasser].  
Sie tauchen unter;
110. bis ein eisiger Fisch im Kessel [kocht], so lange Zeit  
verweilen sie unten [und dann] tauchen sie empor.  
Bis ein eisiger Fisch im Kessel [kocht], so lange Zeit  
schlagen sie oben [auf dem Wasser] mit ihren Flügeln. —  
Sie (die Männer) zwischen bergendem Gras schleichend nähern sich  
ihnen.
115. Der älteste Mann spricht:  
„Bis ich meinen Bogen nicht herablasse,  
bis ich meinen Pfeil nicht loslasse,

- kein Mensch sei [der seinen Pfeil abschieße]!“  
 Der älteste Mann auf die Mitte (den Bug) seines Bogens  
 120. seinen dreikantigen, silbernen Angelpfeil legt.  
 Den Bogen spannt er. — Bis ein eisiger Fisch im Kessel [kocht],  
 richtet er den Bogen.  
 Der beiden jüngsten Männer  
 jähzornigen Wesens wegen  
 125. der Seidensehne zitternder Ton erscholl.  
 Die eisenbrüstigen sieben Wasserhühner  
 von des silbernen Angelpfeiles Spitze  
 werden nur gestreift —  
 Der älteste Mann spricht:  
 130. „Was macht ihr?!  
 auf die seuchenlose Erde habt ihr Seuche gelassen,  
 auf die krankheitslose Erde habt ihr Krankheit gelassen!“  
 Wasserreich mündende sieben Flüsse  
 die blutigen sieben Wasserhühner  
 135. entlang eilen.

\*

- Die Männer gehen weiter.  
 Lange oder kurze Zeit sie gehen,  
 in ihre *Jäx-tumén*-benachbarte Burg  
 sie zurückkehren, sie gelangen heim.  
 140. *Kami*-Frau, ihre Mutter  
 einen für eine Stadt selbst nicht sich erschöpfenden grossen Kessel  
 hinstellt [zum Hirsenbierkochen].  
 Drei Nächte, drei Tage hindurch  
 zecht das Volk.  
 145. Dem ältesten Manne  
 beraushtes Menschen Rausch  
 nicht konnte kommen.  
 betrunkenes Menschen. Trunkenheit  
 nicht konnte kommen.  
 150. Zu Teich-Fürsten Tochter,  
 seiner Gattin heim er geht, tritt zu ihr ein,  
 spricht: „Betrunkenes Menschen Trunkenheit  
 konnte [mir] nicht kommen;  
 höre Frau, geh nur hinaus,  
 155. an der Sonne gedörnte drei giftige Blätterschwämme  
 bring herein!“ — Sie antwortet:  
 „In deiner Verrücktheit vielleicht deines Vaters Blut  
 begehrtest du zu trinken,  
 in deiner Verrücktheit vielleicht verwandtes Blut  
 160. begehrtest du zu trinken?!“  
 Jener spricht: „Mich, den mit zwei Gürteln umgürteten Mann,  
 bis ich nicht in Zorn kam, warum hast gereizt?!“

Wenn ich in meiner Verrücktheit meines Vaters Blut  
begehrt habe zu trinken, frage ich dich?!

165. Dich frage ich nicht.

Jetzt an der Sonne gedörnte drei giftige Blätterschwämme  
Frau, bring herein!“

[Die Frau die Blätterschwämme] vor ihn hinwirft;

in seinen Mund mit dem Zwischenraum von zehn Bärenzähnen [tuend]

170. kaut er dieselben,

und berauschten Mannes Rausch kommt [ihm.]

\*

Die rottannhölzerne grosse Türe

bricht jemand ein.

„He, Onkel, des berauschten Menschen Rausch

175. auf später lass!

Von nordischer Gegend her, von da hervorflog

rotsteissiger Amseln [Schaar];

die zur Zeit deines wachsenden Mannes-Wachstums (d. h. Kinderzeit)  
von dir aufgestellten

180. silberköpfigen sieben Säulen

hat sie ganz bedeckt.“ —

„Mit des berauschten Mannes Rausch

habe ich dazu keine Kraft;

meines Vaters zwei lieben Sprossen (meinen zwei Brüdern) Kunde  
hievon bringet!“

\*

185. Die rottannhölzerne grosse Türe

wieder man öffnet,

„He, Onkel, des berauschten Mannes Rausch

lass' auf später!

Die zur Zeit deines wachsenden Mannes-Wachstums

190. von dir aufgestellten

silberköpfigen sieben Säulen

hat rotsteissiger Amseln [Schaar]

ganz bedeckt, ganz im Kreise umringt.“

\*

Der Mann spricht: „Meinen zum Kampf bestimmten,

195. mit Kinnstück versehenen, feinem Haare undurchdringlichen [klein-  
ringigen] Panzer

bringt her!“

Seine Rede hat er noch nicht geendigt,

und [den Panzer] brachte man ihm.

Seinen Rentierhaaren undurchdringlichen, feinen Haaren undurch-  
dringlichen

200. mit Kinnstück versehenen Panzer zieht er an (giesst er sich an).

Den einen Stiefel

in des tüchterreichen Hauses Mitte, drinnen zieht er an,

- den anderen Stiefel  
in des söhnereichen Dorfes Raume, draussen zieht er an.
205. Sein kleinspitziges Stahlschwert  
reisst er mit sich.  
Auf sein Ross schwingt er sich;  
dem abgezogenen Heere  
eilt verfolgend der Mann nach.
210. An den Rand dichten Gelsenschwarmes  
gerät der Mann.  
Sein Ross [wie einen] dort liegenden modrigen Baumstrunk  
hin stösst er;  
dies abgezogene Heer
215. untergehendem Monde gleich  
taucht er unter sich,  
aufgehendem Monde gleich  
lässt er vor sich aufgehen.  
Über das aufgehende Heer (als Haupt)
220. stellt sich der Mann.  
Über das aufsteigende Heer  
gerät der Mann.  
Wohin er sich wendet: dürres Gras wie er zerknittert,  
so zerknittert er sie;
225. wohin er sich wendet: [in den Reihen der Feinde] eine Gasse  
hauend schreitet er vor.
- \*
- Einmal an seinem rechten Bein  
etwas sich hinschleppt.  
Als er hinblickt:  
so ist es der Teich-Fürsten-Mann, sein Schwiegervater,
230. der ist es, der sich an sein rechtes Bein  
hingeklammert hat.  
„Schwiegersohn, lebendiges Menschen Gut  
ist alles dein: nur deine Wut (Täumel) auf das erstandene Heer  
besänftige! — Blick' hinab,
235. in Männer Blut bis ans Knie  
watest du, Mann,  
bis zur Männerhüften Höhe  
schwimmst du, Mann.  
Deine Wut über das sich erhobene Heer besänftige,
240. totes Menschen Gut ist alles dein.“  
Er besänftigte ihn; dem Teich-Fürsten. seinem Schwiegervater  
folgte er.
- Er gieng zurück, stiess an sein Ross;  
[dies] erhob sich, er bestieg es, und gieng heim.  
In seine Burg zu *Jäx-tumén* gelangte er heim.

245. *Kami*-Frau, seine Mutter geht draussen herum.

„Söhnchen, als ich dich gebar,  
gleich zwei soeben sich rötenden Espenblättern  
waren deine beiden Wangen:  
jetzt aber wie sich häutende Birkenrinde

250. wie wurdest du so bleich?“

„Aber Mutter, woher weisst du es,  
dass ich bis ans Knie  
in Männerblut watete?“

\*

Er kommt heim, tritt ins Haus, spricht [so]:

255. „Auf eine Woche des Monats  
in die sieben Dickichte des bereiften Waldes  
lasset mich!

Bei Menschen habe ich einen mir gleichen Helden  
nicht gefunden.“

260. Seinen für Rentierhaare undurchdringlichen, für feine Haare un-  
durchdringlichen,

mit Kinnstück versehenen Panzer zieht er an:

sein dem Menschen furchtbares, harzbrandfärbiges (schwarzbraunes)  
Bärenhaar, daraus entsteht es.

Sein kleinspitziges Stahlschwert

265. in vier Stücke bricht er:

in seinen Mund mit dem Zwischenraum von zehn Bärenzähnen  
steckt er es, zerkaut es:

seine dem Menschen furchtbaren, den Tieren furchtbaren  
rötlichen vier Bärenangzähne daraus entstehen.

270. Seinen schwarzeisernen Pfeil(?)köcher

zertrümmert er,

in seinen Mund mit dem Zwischenraum von zehn Bärenzähnen (tuend)  
zerkaut er ihn:

seine dem Menschen furchtbaren harzbrandfärbigen (schwarzbraunen)

275. zehn Krallen daraus entstehen.

\*

Als er in des bereiften Waldes Dickicht

gieng, spricht er [so]:

Falschen Eides halber man mich nicht citiere (herschleppe),  
wahren Eides halber man mich citiere!

280. Wenn man falschen Eides halber mich citiert:

[den Schwörenden] wie eine Mütze reisse ich in Fetzen,  
wie einen Handschuh reisse ich in Fetzen.“

Deutsche Wiegenlieder aus Dobsina\*)

Oberungarn, Gömörer Comitat.

I.

Schlof, Susel, schlof!  
 Dai Vóter hitt di Schóf,  
 Dai Motter es a práva Diern,  
 Di muss en Bloch<sup>1)</sup> di Kiapel<sup>2)</sup> schmiern.

II.

Schlof, Susel, schlof!  
 En Goaten léft<sup>3)</sup> a Schóf,  
 As hot zwa beisza<sup>4)</sup> Fissel  
 Mandelkeaner, Nessel,<sup>5)</sup>  
 A Holbchen Bain<sup>6)</sup> und Zucker drain,  
 Dos bit<sup>7)</sup> Susels Papchen sein

III.

Schlof, Susel, long,  
 Der Tód setzt af der Stong,<sup>8)</sup>  
 Ear hot an beizen Kittel ón,  
 Ear bell<sup>9)</sup> unser Susel hón.

IV

Haja, bubaja!  
 Übers Joar draia,  
 Übers Joar noch a Poar,  
 Geht di Big<sup>10)</sup> hear und doar.<sup>11)</sup>

V.

Haja, bubaja!  
 Geh beg<sup>12)</sup> von der Thir,  
 Mai Món es schond komman,  
 Er schläft schond pai mir.

Aufgezeichnet von *Samuel Klein*\*\*)

\*) Die Bewohner dieser alten deutschen Bergstadt, in deren Weichbild sich die unvergleichliche wundervolle Eishöhle befindet, sprechen einen eigentümlichen Dialekt, den besonders das *b* für gemeindeutsches *w* charakterisiert.

<sup>1)</sup> Walach heisst der gewöhnlich slovakische Schäferknecht. (Auch bei den Siebenbürger Sachsen: Bloch.) Wolóchy nennen sich die gr. orientalischen Ruthenen in der Bukovina. Die Dobsinaer nennen die Slovaken „binduscha Lait“ als Reminiscenz uralter Berührung mit den Wenden.

<sup>2)</sup> Bundschuh slav. krpci. <sup>3)</sup> läuft. <sup>4)</sup> weisze. <sup>5)</sup> Haselnüsse <sup>6)</sup> Wein. <sup>7)</sup> wird.

<sup>8)</sup> Die Stange hängt gewöhnlich überm Kachelofen von den Tragebalken herab und ist zum Aufhängen von Gespinst, Kleidern udgl. bestimmt.

<sup>9)</sup> will. <sup>10)</sup> Wiege. <sup>11)</sup> her u. hin. <sup>12)</sup> weg.

\*\*\*) Prof. Klein in Dobsina ist ein eifriger Sammler auf dem Gebiete Dobschauer Volkstums, und selbst ein berufener Dichter im lokalen Dialekte, mit grossem Geschicke besonders die Grubensagen jener Gegend bearbeitend.

## Der todte Reiterbursche.\*)

Magyarische Volksromanze.

Schmucken Reiter warfen  
 Wilde Mordgesellen  
 Seines Gelds und Pferdes halber  
 In den Strom, den schnellen.

Nicht doch litt's die Welle,  
 Warf ans Land ihn schnelle;  
 Kam ein Schifferknecht und breitet'  
 Ihn aufs Kahngestelle

Kommt die Mutter gängen,  
 Ruft ihn, ruft voll Bangen:  
 „Sohn, mein Sohn! steh' auf, komm deiner  
 Mutter Herz umfängen.“

„Kann mich nicht erheben,  
 Hab' kein Fünkchen Leben:  
 Eisstarr mir die schwarzen Locken  
 An dem Nacken kleben.““

Kommt der Vater gängen,  
 Ruft ihn, ruft voll Bangen:  
 „Sohn, mein Sohn! steh' auf, komm deines  
 Vaters Hals umfängen.“

„Kann mich nicht erheben,  
 Hab' kein Fünkchen Leben:  
 Eisstarr mir die Sporenstiefel  
 An den Füßen kleben.““

Kommt sein Täubchen gängen,  
 Ruft voll Glutverlangen:  
 „Lieb, mein Lieb! steh' auf, komm deines  
 Rösleins Herz umfängen.“

„Will mich gleich erheben,  
 Röslein, fühl' noch Leben:  
 Liebe, treue, hat mir neue  
 Lebenskraft gegeben!““

Adolf Handmann.

\*) Aus der Bakonyegend. Vgl. Ethnol. Mitt. I. Sp. 48—49.

## Splitter und Späne.

*Ethnographische Ausstellung.* Bei Gelegenheit der Nationalausstellung 1895. wird in Budapest auch eine ethnographische Ausstellung in grösseren Masstabe veranstaltet, deren Objecte hoffentlich in einem Landesmuzeum für Volkskunde dauernd beisamen bleiben und nicht verzettelt werden, wie die ethnographischen Gegenstände früherer Ausstellungen.

*Der Bártfaer Roland.* In der archäologischen Sammlung der Zipser Stadt Bártfa (Bartfeld) befindet sich eine geharnischte Figur, mit Panzer und Helm, ein entblösstes Schwert in der Hand; am Helme ist ein Loch sichtbar. Keine Chronik der Stadt weiss etwas über dieses Museumstück zu berichten, doch haben sich aus späterer Zeit Sagen erhalten, welche Bezug auf diese offenbare Rolands-Säule haben. *Roman*, ein großer Räuber soll vom Könige amnestiert die Stadt erbaut haben. Der damals in Gebrauch gekommenen Feuerwaffen spottend, zog Roman seine Eisenrüstung an, und liess die Feuerrohre auf sich richten. Eine Kugel, die den Helm durchlöcherte, strafte diese Verwegenheit mit dem Tode. — Die Bártfaer werden von ihren Nachbarn in Szeben und Eperjes *Rimini* gespottet. *Rimanow* ist der Name eines jener Spiessgesellen Axamiths, welche Bártfa zur Zeit Giskras brandschatzten. Als in den Wirren und Drangsalen der Thronfolge-Kriege die Bártfaer von den Hussiten viel zu leiden hatten, tauchte vielleicht das Andenken des urprünglichen *Roland* in Vergessenheit, und der Giskraische Roman trat an die Stelle desselben. Auf diese Weise liesse sich die Sage des „*Roman*“ und der Spottnamen „*Rimini*“ der Bartfelder erklären. (Vgl. *Ethnographia*, 1892, 1. Heft.) Mitgeteilt von *Dr. Albert Szilágyi*.

*Der Mund als Portemonnaie.* Zur Mitteilung auf S. 104. Die Somali-Kinder in Aden springen scharenweise ins Meer, um ein Penny-stück herauszuholen. Der es erhascht, weist es triumphierend auf und steckt es dann in seine natürliche Börse: den Mund. (Statt Conzenbach ist Gonzenbach zu lesen.)

*Von der Türken Zauberey gegen die flüchtigen Schlawen.* Sie haben eine Art der Zauberey, dadurch sie die fliehenden Schlawen wider ihren Willen zurücke bringen. Sie schreiben des Schlawen Nahmen auf ein Zettelchen, und hengen das auff in seiner Wohnung: darnach fahren sie heraus mit gewlichen Worten und Flüchen auff seinen Kopf: Worauff es geschicht durch Wirkung des Satans, dasz der flüchtige Schlawe nicht anders vermeynet, als ob ihm ein Löwe oder Drache entgegen komme, oder ob die Wellen und Ströme des Meeres sich sehr erheben, oder ob es gantz finster werde; wofür er dermassen erschrickt, dasz er durch den Schrick zurücke getrieben, wieder zu seinem Herren kompt.

Johan Sommers Wasser und Landreise. Gethan nach der Levante (1641—42.) — Aus dem Niederländischen. Amsterdam, 1664, S. 96. —

## Druckfehler-Berichtigung.

*Ethnologische Mitteil. a. Ung. II. Jahrg. 1891, I—V. Heft.*

- Seite 100, 4. Zeile von unten, statt: „dass sie krank, die arme“  
zu lesen: „dass sie kränk' die Armen.“  
„ 101, 23. Zeile von oben, statt: „Lass' mich fert'gen“  
zu lesen: „Lass' euch fert'gen.“  
„ „ 34. Zeile von oben, statt: „Dammflut spüle dir weg“  
zu lesen: „Dammflut spül' von dannen.“

*VI—VIII. Heft*

- Seite 182. Zeile 19. statt Volkversammlung l. Vollversammlung.  
„ 192. „ 11. statt an das l. an den.  
„ 192. „ 32. statt Sehelsucht l. Schelsucht  
„ 192. „ 38. lies: Texte durch gütige Vermittlung der Frau Reich-Neuhaus in Pancsova. Übersetzt von A. H

MAGYAR

TUSKÁNTOS AKADÉMIA

KÖNYVTÁRA









